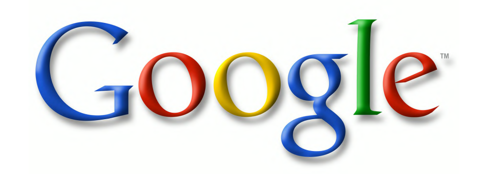
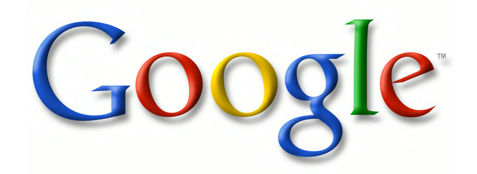
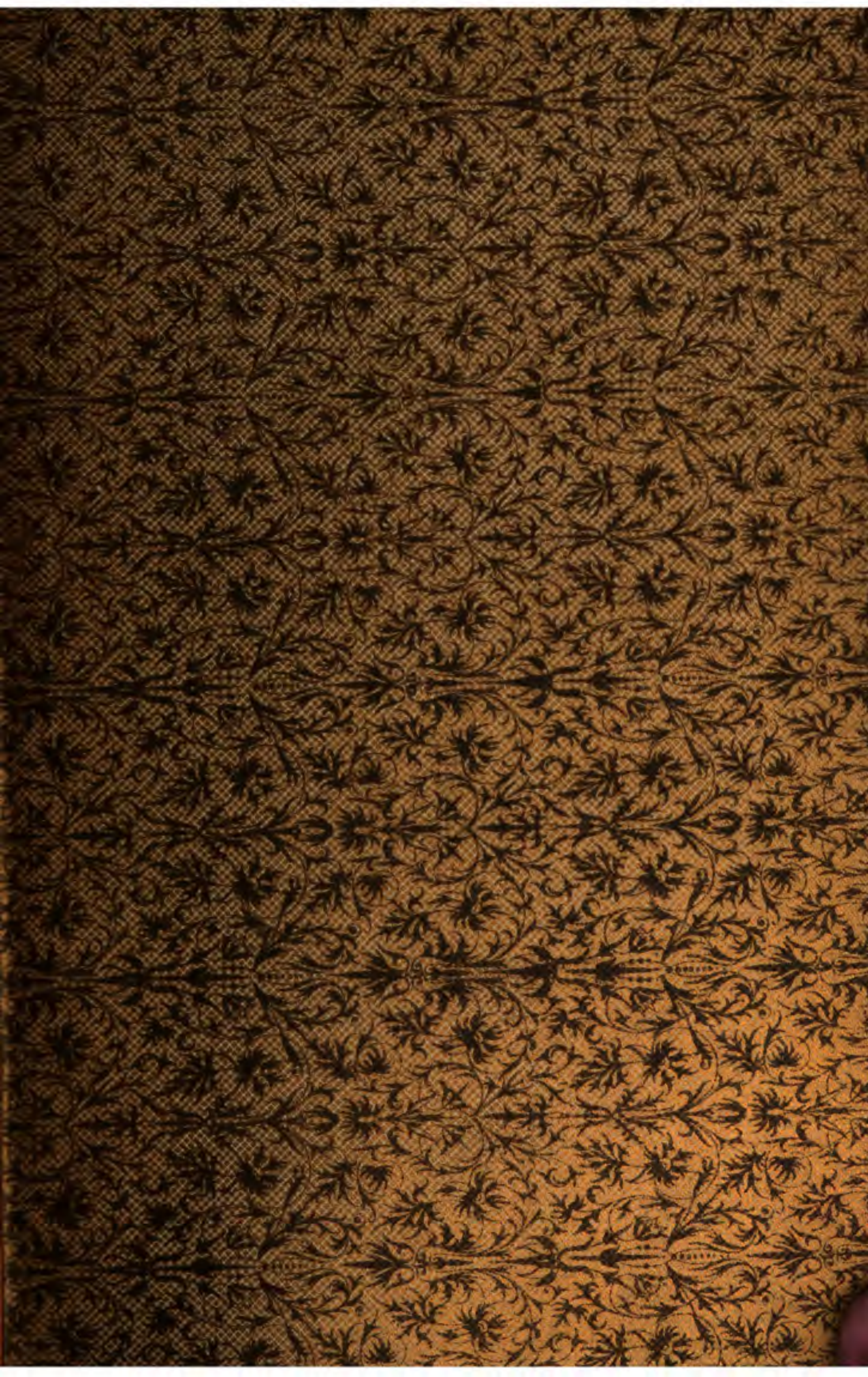
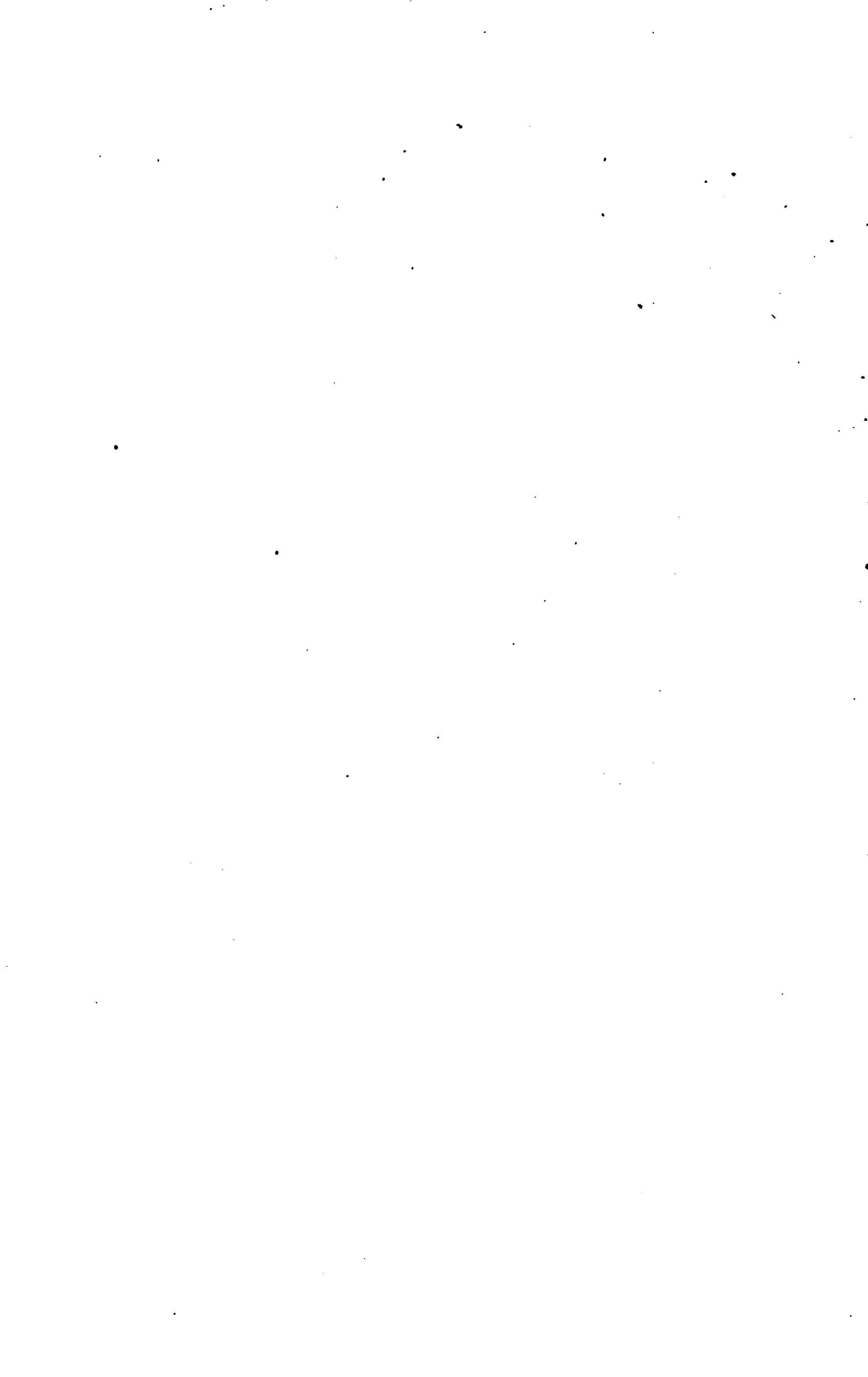










I-II: ƒ 5,-



1870—1871.

Von

Johannes Scherr.

1870—1871.

Vier Bücher deutscher Geschichte.

Von

Johannes Scherr.

> Myself I thought
> Born to that end, born to promote all truth,
> All righteous things.
>
> *Milton.*

Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Erstes Buch.
Der Mann. — Das Werk. — Der Feind.

Zweites Buch.
Wörth. — Gravelotte. — Sedan.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1880.

Erstes Buch.

Der Mann. — Das Werk. — Der Feind.

Antequam destinata componam, repetendum videtur, qualis status, quae mens, quis habitus populorum, quid validum, quid aegrum fuerit: ut non modo casus eventusque rerum, sed ratio etiam causaeque noscantur.

Tacitus, **Histor. I, 4.**

I.

Der Mann.

1.

„Das einfältige Federvieh der deutschen Presse", schrieb Herr von Bismarck am 22. August 1860 aus Petersburg — „merkt gar nicht, daß es gegen das bessere Theil seiner eigenen Bestrebungen arbeitet, wenn es mich angreift."

Nun war es aber, so man billig urtheilen will, dem genannten „Federvieh" zur angegebenen Zeit doch kaum zu verargen, wenn es in dem märkischen Junker und preußischen Diplomaten den deutschen Staatsmann nicht vorauswitterte. Gewiß ist, dazumal ahnte niemand, daß dieser Junker, obzwar er nicht allein mit kur- und livländischen Magnaten zu jagen und zu zechen, sondern auch bei moskowitischen Bojaren und Knäsen, welche vom ganzen Hochmuth des Halbasiatenthums strotzten, als „ein bedeutender und ungewöhnlich klarer, nebenbei etwas excentrischer Kopf" sich in Achtung zu setzen verstand, — ja, dazumal ahnte niemand, daß dieser Junker einer jener Schicksalsmenschen wäre, von welchen, so es gut geht, alle paar Jahrhunderte mal einer aufsteht.

Das sind — wenn es gestattet ist, in unserer verwaschenen Zeit ein göthe'sches Kraftwort hören zu lassen — das sind so „Kerle", welche die dumpf, faul und klossig gewordene Welt wieder einmal von Grund aus umwühlen oder

auch wurmstichige Satzungen und verrottete Ordnungen zusammen-schmeißen, daß es kracht — so „Kerle“, welche nebenbei mit dem Luftdruck ihres Thuns auch die sorgsam aufgebauten Kartenhäuser der Geschichtephilosophaster zerblasen. Denn sie zeigen ja handgreiflich deutlich, daß nicht eine mystische, von weltfremden Pedanten ausgetiftelte Weltgesetzemechanik die Geschichte mache, sondern daß vielmehr auserwählte Menschen, Menschen von Genius, Willensstärke und Thatkraft die großen Entwickelungen vorbereiten und fördern, sowie die gewaltsamen Entscheidungen einleiten und durchführen.

Unser Land gehört von naturwegen nicht zu den glücklichen. Ein rauher Himmel, drei Jahresviertel lang sonnenlos, nebeldüster und sturmwolkig, eine karge, neun Monde hindurch von Frost starrende oder von Koth klebende oder von Nässe triefende Erde, der ihre Gaben mittels rastloser Arbeitsgewalt abgerungen und ausgepresst werden müssen: das fürwahr sind keine Vorbedingungen einer heitern, beweglichen, das Dasein frei und schön ausgestaltenden Lebensführung. Die Dürftigkeit und Mühsal der Außenwelt drängte die Deutschen mit Macht zur Verinnerlichung und dieser entsprangen alle die Vorzüge und alle die Schwächen unseres Volkes: die Fülle und Schwere des Gemüthes, der in alle Höhen fliegende Gedankendrang und die in alle Tiefen bohrende Grübelei; die Haus- und Heimseligkeit und ihr Gegensatz, der Wandertrieb und die Verfremdung; die knorrige Ich- und Selbstheit, erweitert zur Familienhaftigkeit, zur zähen Stammeseigenart; ein Idealismus, der nicht müde wird, eine Wolkenkuckuksburg auf die andere zu thürmen, und sich auf diese Luftschlösser allzu viel einbildet; ein edler Bildungseifer, dem sich aber gern der gelehrte Unfehlbarkeitshochmuth anhängt; endlich eine Weltbürgerei, welche doch wieder häufig den Kern der Krähwinkelei in sich trägt.

Zweierlei war einem also gearteten Volke naturgemäß.

Erstens konnte das Nationalgefühl desselben kein elementares und instinktmäßiges sein, sondern mußte mittels einer langen und mühsäligen Kulturarbeit gewonnen werden. Zweitens konnte es nicht ausbleiben, daß in Deutschland auf hundert, ja auf hunderte von Helden des Gedankens immer nur ein Held der That kam. Darum ist unsere staatliche Geschichte von der germanischen Waldzeit bis zu unseren Tagen eine so unglückliche gewesen, so voll von schwerer Schuld und von herber Buße. Sogar ein so hohes Verdienst, wie nur jemals ein Volk eins um die Menschheit sich erworben, sogar die Reformation, ist uns darum politisch zu einem unermesslichen Unheil geworden. Wir hatten damals, wie später, Idealiker genug, aber keinen Politiker. Uns fehlte der praktische Genius, der skrupellose Dämon. Ja, gerade dieser! Denn denkende und wissende Menschen sollten den abgetretenen Gemeinplatz, daß „die ehrlichste Politik die beste" sei, doch nachgerade ruhig da lassen, wohin er gehört, d. h. in der Kinderfibel. Es hat niemals eine „ehrliche" Politik gegeben in dem landläufigen Sinne des Wortes und es konnte keine geben. Der schöpferische Staatskünstler will und muß sein Werk fertigstellen, ganz unbekümmert darum, ob dasselbe den Gegnern „unehrlich" vorkomme, missfällig sei und zum Schaden gereiche. Nicht die bunten Luftspiegelungen subjektiver Idealität, sondern harte Wirklichkeiten, erzprosaische Interessen, sowie edle und gemeine Leidenschaften bestimmen mitsammen die Staatskunst. Darum ist Selbstsucht allzeit und überall ihre Seele gewesen und wird überall und allzeit ihre Seele sein — Selbstsucht, von der gemeinpersönlichen zum Völkeregoismus, zur Nationalselbstsucht erhöht und veredelt. Idealisten und Optimisten brauchen hierüber kein Geschrei zu erheben. Wenn sie das Buch der Geschichte zu lesen verstehen, so müssen sie ja wissen, daß gerade der rastlose und unerbittliche Krieg, welchen die Völkeregoismen gegen einander führten und führen, der Haupt-

motor menschheitlicher Vorschrittsbewegung war, ist und demnach auch sein wird. Den Märchentraum von einem „Weltfrieden“ mögen kleine und große Kinder weiterträumen.

Nicht zum Träumer und Wolkenwandler, sondern zum die Wirklichkeit klar erschauenden, umsichtig prüfenden und muthig anpackenden Thatmann wuchs der Junge auf, welchen im Herrenhause Schönhausen dem Gutsherrn Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck dessen Ehefrau Luise Wilhelmine Menken am 1. April von 1815 gebar.

Zweiundfünfzig Jahre später hatte der Name dieses Otto von Bismarck weltgeschichtlichen Klang.

Seither haben die Fartcatchers und Speichellecker des Mannes ihn zu einem Halb- oder auch Ganzgott verweihraucht und haben seine Neider und Verkleinerer ihn zu einem Halb- oder Ganzteufel verschwärzt. Eine solche Gestalt von den Niederungen der Parteibornirtheit aus zu betrachten und zu messen, kann aber nur dem gemeinen Sinne zulässig erscheinen. Man sollte zu dieser Betrachtung und Messung den shakspeare'schen Gesichtspunkt und Maßstab besitzen. Man sollte ein Auge haben, das, obzwar aus der Aetherhöhe erhabener Gleichgiltigkeit herabschauend, dennoch durch Herz und Nieren dringt.

2.

Der märkische Junker war kein Wunderkind. Sein Reckenleib wuchs eichenhaft langsam, sein Geist machte keine Sprünge der Frühreife, sondern bewegte sich in der gewöhnlichen Gangart auf der Fläche günstiger, aber, wie es schien, keineswegs außerordentlicher Begabung. Erst später hat sich diese mehr und mehr als eine genialische herausgestellt. Daneben zeigte

schon das Auftreten des Knaben etwas Zwanglos-Vornehmes, das keck und herausfordernd erscheinen konnte, aber doch nicht ohne Schick und Schliff war, ja sogar harmlos und anmuthig sich zu geben wußte. Ohne ein ausgezeichneter Schüler gewesen zu sein, brachte der Abiturient Bismarck auf die Hochschule jene Summe von Kenntnissen mit, womit dazumal noch die preußischen Gymnasien ihre Zöglinge auszustatten verstanden, weil man ihnen nicht zumuthete, statt humanistisch geschulten Abiturienten zweibeinige Encyklopädieen zu liefern. Seiner körperlichen Ausbildung war der Junker entschieden eifriger obgelegen als der geistigen und zwar mit Erfolg. Er konnte als Reiter, Schwimmer, Tänzer sich sehen lassen und verstand mit Hieb-, Stoß- und Schießwaffen umzugehen. In Göttingen ward er ein ebenso fertiger als glücklicher „Schläger" und gab sich überhaupt geräuschvolle Mühe, der Verwirklichung des Ideals eines Korpsburschen in seiner Person möglichst nahezukommen. Die Wege zur Mensur, auf welcher 28 mal gestanden zu haben er später mit Vergnügen bekannte, hätte er nöthigenfalls mit verbundenen Augen gefunden, die Pfade zu den Hörsälen dagegen blieben ihm durchaus unfindbar. Es scheint jedoch glaubhaft, daß er neben dem Kommersbuch ab und zu noch dies und das andere Buch aufgeschlagen habe. Schon die Fertigkeit, welche er sich im Sprechen und Schreiben des Französischen und Englischen erwarb, läßt das vermuthen. In Berlin setzte er den göttinger Burschenwandel noch etliche Semester lang fort, dann aber „büffelte" er sich energisch in die Möglichkeit hinein, das erste juristische Staatsexamen bestehen zu können.

Aus der göttinger Zeit ist uns eine Legende überliefert, welcher zufolge der Student Bismarck im Jahre 1833 einem Engländer eine Wette von 20 Flaschen Sekt angeboten hat, die Einheit Deutschlands würde sich binnen 20 Jahren vollziehen. Auch habe er sich vonwegen dieser Einheit mit selbigem

sie bezweifelnden Engländer geschlagen. Ein anderer vortretender Zug aus der Jungmannszeit des Junkers ist, daß er zwar nicht selber Musik machte, aber doch gern hörte, insbesondere beethoven'sche. Von einem Lieblingsdichter dagegen weiß man nicht. Zur Wissenschaft, zur Literatur, zu den bildenden Künsten hat der Mann überhaupt niemals eine nähere Beziehung gewonnen. Auch die Staatstheorieen ließen ihn jetzt und später im Grunde gleichgiltig. Sein Wesen war auf das Faktische, sein Wille auf das Praktische gestellt.

Beim Stadtgericht in Berlin, dann bei der Regierung in Aachen lernte er den preußischen Justiz- und Verwaltungsmechanismus kennen, als einjähriger Freiwilliger bei den Gardejägern zu Potsdam und bei den pommer'schen Jägern zu Greifswald die „Strammheit“ der preußischen Disciplin. Seine Erfahrungen in dieser konnte er etliche Jahre später als Landwehroffizier bei den Ulanen vervollständigen. In Eldena hat er einen Blick in die neuzeitliche Landwirthschaftslehre gethan und ist dann von 1839 an auf den väterlichen Gütern in Pommern und in der Mark als Landwirth thätig gewesen. Zwischenhinein versuchte er es abermals mit dem Staatsdienst im Verwaltungsfache, gab jedoch den Versuch bald wieder auf. Im Jahre 1845 starb ihm der Vater. Die Mutter hatte er schon früher verloren: sie soll die künftige Staatsmannheit ihres Sohnes vorgeahnt haben. Er übernahm das Gut Schönhausen und im Juli 1847 gewann er in Johanna von Putkammer eine treffliche Ehefrau, mit der eine Häuslichkeit sich gründen ließ, die eine deutsche im besten Sinne war und, was mehr ist, auch blieb.

Den Empfindsamen freilich hat der eifrige Waidmann, welchen „der Jagd grausame Lust“ einmal bis in die Urwälder Schwedens hinauflockte, auch als Gatte und Vater nicht herausgehängt. Aber er war ein guter Eheherr und ein liebevoller Vater, obzwar er sich nichts daraus machte, seine

schreienden Kinder gelegentlich „Brüllaffen“ zu nennen[1]). Wie alle Originalmenschen hatte er für jede Empfindung den entsprechenden Ton in der Brust und wie alle Kraftmenschen für jedes Ding den richtigen Namen auf den Lippen. Das hat ihn später zum Schöpfer jener geflügelten Worte gemacht, welche wie Blitze einschlugen. Solche Blitze sind niemals aus Grammatik und Lexikon herauszuschlagen, sondern nur aus dem Muth, einem starken Gefühle vollen Ausdruck zu geben. Das macht ja auch den Dichter und es ist nur wahr, daß der märkische Junker manchmal unbewusst ein Stück von einem solchen gewesen ist. Wenn man Bismarcks briefliche Schilderungen einer nächtlichen Rheinfahrt oder des Ausblicks von der Burg in Ofen oder der Waldwildnisse Smalands liest[2]), so erinnert man sich unwillkürlich an Immermanns schönes Wort: „Zuweilen bricht die Poesie aus dem Menschen hervor wie die Thräne aus der Rebe im Lenz.“

3.

Mit dem Genie allein ist es nicht gethan in dieser wunderlich gebauten und verwunderlich eingerichteten Welt. Das Genie muß Gelegenheit haben, sich zu bethätigen. Und auch

1) Bismarck aus Schönhausen (28. Juni 1850:) „Der Junge in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen ich als liebender Familienvater.“ Aus Schönhausen (8. Juli 1850): „Ich sehe mich schon mit den Kindern auf dem genthiner Perron, dann beide im Waggon mit allerlei kindlichen Bedürfnissen, nasenrümpfender Gesellschaft, Johanna genirt sich, dem Jungen die Brust zu geben, und er brüllt sich blau, dann mit beiden Brüllaffen auf dem stettiner Bahnhof und in Angermünde eine Stunde auf die Pferde warten.“

2) Bismarckbriefe (2. Aufl.), S. 27, 28, 35, 36, 61, 62, 64.

damit ist ihm noch nicht geholfen. Genie und Verdienst müssen Glück haben, um Erfolg werden zu können. Dieser aber, der Erfolg, ist ja doch der einzige thatsächlich-giltige Maßstab unter Menschen. In alledem spielt aber der Hofnarr der Weltgeschichte, der bucklige, mitunter gutmüthig, öfter boshaft witzige Zwerg Zufall eine viel größere Rolle, als abstruse Kathedrarier in ihres Dünkels undurchdringlicher Verbretterung meinen.

Was wäre denn aus Bismarck mitsammt allem seinem Genie geworden, so sein Leben, wie es doch eine Weile thun zu wollen schien, im Geleise märkischer Landjunkerei verlief? Er hätte es da nur zum „originellen Kauz", zum „spassigen Sonderling" gebracht, dessen opera omnia im Jägerlatein verfasst worden wären und dessen Flügelworte nicht den Widerhall Europa's, sondern nur den der Eßzimmerwände märkischer und pommer'scher Edelhöfe geweckt haben würden.

Und doch — seltsam zu sagen — ist gerade Bismarcks märkisches Junkerthum der Ausgangspunkt seiner weltgeschichtlichen Laufbahn gewesen. Sein vielleicht geistreichster Gegner, Monsieur Thiers, hat ihn am Abend des 7. Novembers von 1870 in der Bischofspfalz zu Orleans „einen Wilden voll Genie" genannt[1]). Aber das konnte eben nur ein Franzmann thun, so von deutscher Natur und Art im allgemeinen und

1) „A Versailles, M. Thiers, qui n'a vu ni le roi ni M. de Moltke, avait tous les soirs un entretien avec M. de Bismarck. Un jour, il le trouva dans la maison particulière que le ministre s'était choisie, travaillant devant deux bouteilles garnies de bougies à leur goulot: au milieu de ces splendeurs de Versailles dont la victoire lui donnait le droit de jouir, M. de Bismarck ne se souciait pas davantage de luxe et d'élégance. „„C'est un sauvage plein de génie,"" a dit M. Thiers, jugeant d'un mot tout ce qu'il a vu en lui d'originalité, de brusquerie, d'astuce et de violence." A. Boucher, Récits de l'invasion (1871), p. 322.

von norddeutschem Junkerthum im besonderen nicht die blasseste Vorstellung hatte. Und doch ist ein Korn von Wahrheit in dem Worte gewesen, welches Thiers damals zum Bischof Dupanloup gesprochen, — dieses nämlich, daß Bismarck unendlich weit mehr mittels genialischer Erleuchtung als mittels mühsamer Studien in den Besitz seines Wissens, seiner ganzen Bildung gekommen ist. Im übrigen war er ein Norddeutscher und ein Edelmann, beides im guten wie im schlimmen Sinne genommen, ein märkischer Junker, wie er nicht im Buche, aber im Leben und in der brandenburgischen Geschichte steht. Als solchem hat sich ihm die Gunst von zwei Königen und Brüdern zugewandt, wobei das Merkwürdigste, daß diese beiden Brüder und Könige grundverschieden waren: — der eine ein mystisch-pietistischer, romantisch-ästhetischer Scheiner und Schillerer, gemacht zu einem Spieler auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, nicht aber auf denen, welche die Welt sind; der andere die verpersönlichte „Strammheit“, vom Bewusstsein seiner Stellung und Bedeutung erfüllt, Möglichkeiten kühl bemessend, mit Nothwendigkeiten klug rechnend, gesund, rüstig, muthig und von jenem Ehrgeiz beseelt, ohne welchen Großes nicht gewollt und geplant, geschweige begonnen und vollführt wird. Das so eben betonte Merkwürdigste erklärt sich jedoch unschwer aus der dem Gutsherrn von Schönhausen in hohem Maße eigenen Gabe, ohne seiner Individualität etwas zu vergeben, andere gemäß der ihrigen zu nehmen und zu behandeln, falls es ihm nämlich gerade darum zu thun war. Indem er lernte, sich den Menschen anzupassen, lehrte er sie zugleich, sich ihm anzupassen. Das ging freilich später bis zur äußersten Möglichkeit. Denn weil sich ihm viele, sehr viele Leute mit knechtschaffener Bieg- und Schmiegsamkeit anpassten, lief er naturgemäß Gefahr, zu wähnen, alle Menschen müßten ihm auf den Leib geschnitten sein und wären überhaupt nur dazu da, ihm sich anzupassen. Die Kunst, die

Menschen zu kennen, ohne sie zu verachten, wäre ja noch zu erfinden. . . .

Das absonderlich-feudalistische Verfassungsexperiment, welches Friedrich Wilhelm der Vierte im Jahre 1847 mit dem „Vereinigten Landtag“ machte, gab Herrn von Bismarck die erste Gelegenheit, sein Junkerthum auf die politische Bühne zu stellen. Er that es nicht ohne Geist und so offen und entschieden, ja so herausfordernd keck, daß er das Staunen seiner eigenen Standes- und Gesinnungsgenossen erregte, wie nicht minder das Wohlgefallen des Königs, den es höchlich ergötzte, diesen märkischen Don Quijote gegen die Windmühlen des Liberalismus anrennen zu sehen. Als Mitglied der Abgeordnetenkammer von 1849 hat Bismarck sodann seinem preußischen Aristokratismus allseitigen und nachdrucksamen Ausdruck gegeben. Er gehörte zu den lautesten Verächtern der preußisch-deutschen Kaiserkrone, welche die mehr oder minder liberalen Reichsprofessoren in der Paulskirche zu Frankfurt aus doktrinären Verfassungsparagraphen mühsäligst zusammengepappt hatten. Ob ihn wohl dazumal schon eine Ahnung durchzuckte, daß die nichtpapierne Kaiserkrone dereinst auf der Walstatt würde geschmiedet werden und zwar nach dem von ihm selber angegebenen Modell? Schwerlich. Und doch macht sich hinwiederum in dem ganzen Auf- und Emporschritt des Mannes von Anfang an da und dort etwas so Planmäßiges bemerkbar, daß man zu dem Glauben kommen könnte, es müßte ihm sein Ziel schon frühzeitig vorgeschwebt sein in Gestalt einer jener Visionen, mittels welcher die Zukunft dem Genius sich offenbart. Dieses Vorgefühl von Kommendem ist die Lust, aber auch die Qual genialer Menschen. Das der stumpfen Menge begreiflich machen zu wollen ist Thorheit.

Den konstitutionellen Anläufen in Preußen gegenüber hielt unser Junker Heißsporn an dem altpreußischen Staats-

ideal fest, an dem soldatisch und bureaukratisch uniformirten Feudalismus, dessen ungeschriebene Verfassungsurkunde viel mehr zu bedeuten hatte als das bekannte „Blatt Papier“. Auch war sie von anerkennenswerther Kürze und Deutlichkeit, indem sie nur den einzigen Paragraph enthielt: Der König befiehlt, der Adel repräsentirt, der Bureaukrat regiert und das Volk gehorcht. In diesem Sinne sprach Bismarck seine Kammerreden und schrieb er seine Kreuzzeitungsartikel, so zwar, daß diese wie jene schon mitunter den Stil des „eisernen Kanzlers“ vorwegnahmen. In die konstitutionellen Formen und parlamentarischen Formeln hat er sich nachmals mit leidlich guter Manier gefunden, weil, mochte er denken, der arme einfältige Walfisch nun doch einmal schlechterdings seine Spieltonne haben wollte. Aber niemals ist ihm eingefallen, diesen Formen und Formeln eine Bedeutung beizulegen, welche über die einer Dekoration hinausgegangen wäre. Gesprächsweise ließ er sich ja wohl unter Umständen soweit gehen, daß man, so man nicht wüßte, daß „unter Umständen“ Worte nur Wind, auf die Vermuthung kommen konnte, der märkische Junker wäre ein verkappter Demokrat. Sagte er doch am Abend des 19. September von 1870 im Judenschlosse Ferrières zum Jules Favre: „Mir liegt gar nichts an den (legitimistischen) Traditionen. Ich bin sogar Republikaner und ich glaube, daß keine Regierung etwas tauge, so sie nicht vom Volke herkommt (je suis même républicain, et je tiens qu'il n'y a pas de bon gouvernement s'il ne vient des peuples)“. Freilich fügte er sofort die bedeutsame Einschränkung hinzu: „Nur muß jede Regierung den Nothwendigkeiten und den Sitten sich anpassen“ [1]). Ein unbestreitbarer Satz! Und da Bismarck im Rückblick auf den ganzen Verlauf der preußischen Geschichte mit Grund behaupten durfte, ja sogar glauben konnte, kon=

---

1) Jules Favre, Gouvernement de la défense nationale (1871), I, 177.

stitutionelle Bürgschaften und parlamentarische Regierung vertrügen sich nicht mit den soldatischen und bureaukratischen „Nothwendigkeiten“ des preußischen Staates, noch auch mit den feudalistisch-monarchischen „Sitten“ des preußischen Volkes, so blieb er dabei, die Theorie des Liberalismus zu verwerfen und in der politischen Praxis den einzigen Verfassungsparagraphen: „Der König befiehlt, der Adel repräsentirt, der Bureaukrat regiert und das Volk gehorcht“ — zu seinem obersten Leitmotiv zu nehmen.

Das ist in Fragen der inneren Staatsführung seine Grundanschauung geblieben, obzwar dieselbe später bei weitem nicht mehr so schroff heraustrat wie in der Zeit von 1847—50. Als er im letzterwähnten Jahre seinen liberalen Gegnern in der Abgeordnetenkammer zurief: „Ich bin stolz darauf, ein preußischer Junker zu sein, und seien Sie versichert, wir werden unsererseits auch noch den Namen des Junkerthums zu Ehren und Ansehen bringen!“ da mochte er, in sein Inneres schauend, wohl die Berechtigung dieser selbstbewussten Weissagung fühlen, nicht aber die Tragweite derselben ermessen.

Vorderhand öffneten seine junkerliche Schroffheit und Kühnheit ihm die innersten Hofgemächer. Die Gunst Friedrich Wilhelms des Vierten that dem märkischen Junker und Landwehrleutnant, welcher nichts weniger als ein zünftiger Diplomat war, die diplomatische Laufbahn auf. Das Vertrauen Wilhelms des Ersten stellte den binnen kurzem vom Gesandtschaftsrath zum Botschafter Emporgekommenen auf den Platz des ersten Ministers.

Hier hatten demnach die drei Voraussetzungen großer und bleibender Erfolge: Genie, Gelegenheit und Glück harmonisch-günstig zusammengewirkt und sie fuhren fort, so zu thun.

4.

Im Mai von 1851 als Gesandtschaftsrath nach Frankfurt gekommen, war er schon im August Gesandter beim Bundestag. In der Zwischenzeit schrieb er am 3. Juli den merkwürdigen Brief an seine Frau, worin jene officielle Religiosität, jenes patentirte Christenthum, welche und welches für einen preußischen Staatsmann so unerläßlich sind wie die Uniform, zum erstenmal betont werden. Man muß aber zugeben, daß bei Bismarck diese Christlichkeit Farbe und Ton einer Herzenssache hatte. Dazu noch einen weltschmerzlich-elegischen Beiklang. „Vorgestern — schrieb er — war ich zu Mittag in Wiesbaden und habe mit einem Gemüth von Wehmuth und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbraus'te und schale Neigen zurückließ. Wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte, wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde."

Was es mit der Thätigkeit des deutschen Bundestages und mit der diplomatischen Wirksamkeit bei demselben auf sich habe, war dem Diplomaten aus dem Stegreif, „Sr. Excellenz

dem Herrn Leutnant", alsbald klar geworden. Schon im Mai hatte er an seine Frau geschrieben: „Jeder von uns stellt sich, als glaubte er vom andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe steckte, wenn er's nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir alle nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als Dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat nicht, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie hier steckt" [1]). Die Komik, welche hinter der steif-grandezzahaften Nullität des Bundestagstreibens sich barg, konnte natürlich dem scharfen Auge Bismarcks nicht entgehen. Er ließ sich mündlich und schriftlich drastisch darüber aus und hat noch im Feldzug von 1870 seine Tischgenossenschaft in Ferrières und Versailles humoristisch damit ergötzt [2]). Während

1) Bismarckbriefe, S. 24, 26.

2) Das ergötzlichste der bismarck'schen Abenteuer beim Bundestag war wohl zweifellos die berühmte Rauchgeschichte, von welcher jetzt eine authentische Relation vorliegt. Moritz Busch hat sie nämlich am 21. September 1870 zu Ferrières aus dem Munde Bismarcks vernommen und in der „Gartenlaube" (1878, Nr. 2) also nacherzählt: „Wir redeten (bei Tische) von der Behandlung der schleswig-holstein'schen Frage beim Bundestage. Das müsse doch zum einschlafen gewesen sein. „„Ja, sagte Bismarck, in Frankfurt schliefen sie bei den Verhandlungen mit offenen Augen. Ueberhaupt eine schläfrige, fade Gesellschaft, die erst genießbar wurde, als ich als der Pfeffer dazu kam."" Ich fragte darauf nach der berühmten Cigarrengeschichte. „„Welche meinen Sie?"" Die, wo Excellenz, als Rechberg Ihnen etwas vorrauchte, sich auch eine Cigarre ansteckte. „„Graf Thun, wollten Sie sagen. Ja, das war einfach. Ich kam zu ihm, als er arbeitete und dazu rauchte. Er bat mich, einen Augenblick zu verziehen. Ich wartete eine Weile, als es mir aber zu lange wurde und er mir keine Cigarre anbot, nahm ich mir eine und ersuchte ihn um Feuer, das er mir mit etwas verwundertem Gesichte auch gab. Aber es ist noch eine andere Geschichte der Art zu erzählen. Bei den Sitzungen der Militärkommission hatte, als Rochow Preußen beim Bundestage vertrat, Oesterreich allein geraucht. Rochow hätte es als

seiner frankfurter Jahre haben ihn Aufträge seines Königs nach Oestreich und Ungarn geführt, eigene Reiselust und Jagdeifer nach Belgien, Holland und Skandinavien. Von großer Bedeutung war es für ihn und sein späteres Werk, daß er dazumal die Bekanntschaft seines Kollegen Gortschakoff machte, des russischen Gesandten beim Bundestag und späteren russischen Reichskanzlers, eine Bekanntschaft, welche bis zur Freundschaft sich erwärmte, soweit es eben unter Diplomaten überhaupt eine solche geben kann, was bekanntlich sehr fraglich. Seine Schwester Malwine, Frau von Arnim, die er von Kindheit auf zärtlich geliebt hatte, war die Vertraute seiner frankfurter Gedanken. An

---

leidenschaftlicher Raucher gewiß auch gern gethan, getraute sich's aber nicht. Als ich nun hinkam, gelüstete mich's ebenfalls nach einer Cigarre, und da ich nicht einsah, warum nicht, ließ ich mir von der Präsidialmacht Feuer geben, was von ihr und den anderen Herren mit großem Erstaunen bemerkt zu werden schien. Es war offenbar für sie ein Ereigniß. Für diesmal rauchten nun bloß Oesterreich und Preußen. Aber die anderen Herren hielten das augenscheinlich für so wichtig, daß sie darüber nach Hause berichteten und um Verhaltungsbefehle baten. Die ließen auf sich warten. Die Sache erforderte reifliche Ueberlegung und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Endlich begann auch Schrenk, der baierische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachse Nostitz hatte gewiß auch große Lust dazu, aber wohl noch keine Erlaubniß von seinem Minister. Als er indeß das nächstemal sah, daß der Hannoveraner Bothmer sich eine genehmigte, muß er, der eifrig österreichisch war — er hatte dort Söhne in der Armee — sich mit Rechberg verständigt haben; denn er zog jetzt ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren nur noch der Wirtemberger und der Darmstädter übrig und die rauchten überhaupt nicht. Aber die Ehre und Bedeutung ihrer Staaten erforderten es gebieterisch und so langte richtig das folgende mal der Wirtemberger eine Cigarre heraus — ich sehe sie noch; es war ein langes, dünnes, hellgelbes Ding — und rauchte sie als Brandopfer für das Vaterland wenigstens halb." Ein nicht allein belustigendes, sondern auch belehrendes Kabinettstück! Kann man doch über die Natur und Art des Bundestags daraus mehr lernen als aus Bänden voll von Bundestagsakten.

sie richtete er auch jenen undatirten Brief aus dem Jahre 1853 oder 1854, worin er die Summe seiner Eindrücke und seiner Thätigkeit als Bundestagsgesandter also zog: „Ich gewöhne mich daran, im Gefühle gähnender Unschuld alle Symptome von Kälte zu ertragen und die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit in mir vorherrschend werden zu lassen, nachdem ich den Bund allmälig mit Erfolg zum Bewußtsein des durchbohrenden Gefühls seines Nichts zu bringen nicht unerheblich beigetragen zu haben mir schmeicheln darf." Das durfte er. Der „Pfeffer" hatte nicht nur prickelnd, sondern auch beißend und beizend gewirkt.

So sehr, daß die Excellenzen vom Bundestag die Versetzung des unbequemen Ruhestörers auf den Botschafterposten am russischen Hofe sicherlich als eine Erlösung begrüßt haben. Bismarck selbst scheint diese Versetzung anfänglich für eine Art von Ungnade angesehen zu haben. Wenigstens sagte er in einem am 10. December 1858 aus Frankfurt an seine Schwester gerichteten Schreiben so etwas vom „Kaltgestelltwerden" an der Newa. Von dieser her hat er dann am 12. Mai von 1859 jenen geschichtlich zu nennenden Brief an den Freiherrn von Schleinitz, Minister des Aeußeren, geschrieben, in welchem er seine frankfurter Erfahrungen staatsmännisch verwerthete und eine Zeichnung von Preußens Stellung in Deutschland und in Europa entwarf, welche nicht allein die hohe Begabung des Mannes zum erstenmal mit voller Klarheit hervortreten ließ, sondern neben der kühlen Ruhe der Anschauung auch den schweren Ernst, womit er ernste Dinge behandelte, während er um „wurschtige" allerdings nur spottend herumgespielt hatte. Die Schlußfolgerung, welche Bismarck aus seinen Erörterungen zog oder ziehen ließ, war, daß Preußen in Deutschland Herr sein müßte, so aus Deutschland und aus Preußen etwas Rechtes werden sollte. Daß zu diesem Zwecke Oestreich aus Deutschland „hinausgedrängelt" werden müßte, konnte Herr von Schleinitz, so er sehende

Augen hatte, zwischen den Zeilen des Briefes lesen. Daß aber das wurmstichige, unnütze, hemmende Ding, der deutsche Bund, zerbrochen werden müßte, stand nicht zwischen, sondern in den Zeilen. Auch guckt hinter dem märkischen Junker von Briefschreiber doch schon ein Stück vom deutschen Staatsmann hervor und zwar an dieser Stelle: „Das Wort deutsch für preußisch möchte ich gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wann wir enger und zweckmäßiger mit unsern übrigen Landsleuten verbunden wären als bisher. Es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt abnützt.“ In dem Satz endlich: „Ich sehe in unserem Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später mit Eisen und Feuer (ferro et igni) werden heilen müssen“ — warf das Jahr 1866 schon seinen Schatten voraus.

5.

Bismarcks Stellung in Petersburg ist anfangs eine nichts weniger als angenehme, sondern vielmehr eine heikle und schwierige gewesen. War man doch im Winterpalast von der Zeit des Zaren Nikolai her gewohnt, im Könige von Preußen nur einen treugehorsamen Vasallen zu sehen. Warum auch nicht? Friedrich Wilhelm der Vierte, unseligen Andenkens, hatte sich ja mit Beeiferung zu dieser Vasallenrolle hergegeben. Den Dank dafür erstattete der Schwager Zar dadurch, daß er mit offener Verachtung von dem Schwager König sprach. Im Jahre 1848 hatte ein französischer Kunstreiter Namens Léjars, welchen der Zar sehr begünstigte, Cirkusspiele in Petersburg gegeben. Als nun die Botschaft vom berliner „Kaiserritt“ des Preußenkönigs am 21. März daselbst eingetroffen, sagte der Kaiser aller Reußen an offener Tafel zu seinem Minister

Wolkonski: „Nous n'avons plus besoin de Léjars, je ferai venir Mr. mon beaufrère“ [1]). Dann war die Schmach von Olmütz gekommen und hatte zum Dank für dieses von Zarenhand Preußen aufgedrückte Brandmal ein Hauptgünstling Friedrich Wilhelms des Vierten, der Muckerhäuptling Gerlach, den Zaren aller Reußen als den „Vater aller Preußen“ angesüßelt.

Mit solcher Niedertracht war es nun allerdings vorbei. Der größenwahnsinnige Zar war todt und der unterwürfige König gehirnweich. Der Prinz-Regent von Preußen wollte wohl von einer russischen Bundesgenossenschaft, nicht aber von einer russischen Vasallenschaft wissen und sein Botschafter Bismarck war der rechte Mann, diesen Unterschied den hochmüthigen Moskowitern begreiflich und am russischen Hofe geltend zu machen. Hier, sowie in den Regierungskreisen und überhaupt in der petersburger Gesellschaft, nahm man sofort wahr, daß man es mit keinem Schablonediplomaten zu thun hätte. Dieser Preuße, welcher sechs Fuß hoch in seinen Stiefeln stand und auf seinen breiten Schultern einen Charakterkopf trug, hatte auf seiner von buschigen Brauen beschatteten Stirne, in seinem stahlscharfen Blicke und um seinen Mund her etwas, das sehr verständlich sagte: Ich bin wohl der Vertreter eines Verbündeten, nicht aber eines Vasallen, merkt's euch!

Und die Herren Moskowiter merkten es sich. Vor allen anderen merkte es sich der Fürst Gortschakoff, welchen Kollegen und „Freund“ von Frankfurt her Bismarck als leitenden Minister an der Newa wiederfand. Inwieweit schon damals die beiden Staatsmänner inbetreff dieser oder jener Zukunftsmöglichkeit sich mitsammen verständigt haben mögen, wird wohl auch einmal zu Tage kommen. Jedenfalls gab es etwas, das sie schon dazumal fest zusammenband: Oestreich. Der Russe Gortschakoff hasste Oestreich vom Krimkriege her, der Preuße

1) Neue Bilder aus der petersburger Gesellschaft, 2. Aufl. S. 83.

Bismarck seinerseits hasste Oestreich nicht, er wollte es nur aus Deutschland hinaushaben, damit darin für ein Großpreußen Platz würde. Die Verständigung zwischen jenem Hassen und diesem Wollen mußte sich von selbst ergeben, wenigstens bis zu einer gewissen Linie. Daher die schwere Sorge Bismarcks, Preußen könnte sich verleiten lassen, zu Gunsten Oestreichs an dem Kriege von 1859 theilzunehmen. Es hatte ja auch den Anschein und der preußische Gesandte schrieb darum am 1. Juli 1859 aus Petersburg: „Wir werden — (so wir losschlagen) — nicht einmal Oestreichs Reserve, sondern wir opfern uns geradenwegs für Oestreich, wir nehmen ihm den Krieg ab. Mit dem ersten Schuß am Rhein wird der deutsche Krieg die Hauptsache, weil er Paris bedroht, Oestreich bekommt Luft und wird es seine Freiheit benutzen, um uns zu einer glänzenden Rolle zu verhelfen? Wird es nicht vielmehr dahin streben, uns das Maß und die Richtung unserer Erfolge so zuzuschneiden, wie es dem specifisch österreichischen Interesse entspricht? Und wenn es uns schlecht geht, so werden die (deutschen) Bundesstaaten von uns abfallen wie welke Pflaumen im Winde und jeder, dessen Residenz französische Einquartirung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten“ [1]). Das wäre unter den vorausgesetzten Umständen unzweifelhaft so gekommen und Bismarcks Voraussetzungen waren durch die thatsächlichen Verhältnisse gegeben. Er mußte demzufolge in dem raschen Abbruch des italischen Krieges, wodurch Preußens Parteinahme für Oestreich hintangehalten wurde, eine große Gunst des Glückes erkennen und wir dürfen annehmen, daß die Entwürfe hinsichtlich einer gründlichen Umgestaltung der deutschen Angelegenheiten und der Stellung Preußens in Europa, welche er in seinem Kopfe bewegte, von dieser Zeit an bestimmtere Gestalt gewannen.

---

1) Bismarckbriefe, S. 96.

Daß er seinen Aufenthalt in Petersburg im allgemeinen und seine persönlichen Beziehungen zu dem russischen Reichskanzler im besonderen dazu benützte, dies und das, was jenen Entwürfen künftig förderlich sein könnte, anzubahnen und vorzubereiten, ist selbstverständlich. Daß in der russischen Gesellschaft, namentlich in den slavophilen und panslavischen Kreisen derselben ein blinder Haß gegen die Deutschen und alles Deutsche herrschte, konnte ihm natürlich auch nicht entgehen. Allein längst gewohnt, Menschen und Dinge zu nehmen, wie sie sind, war er nicht so thöricht, über diesen grellen Undank der Moskowiterei, welche nur mittels deutscher Kulturelemente aus dem Sumpf asiatischer Barbarei herausgezogen worden war, sich zu ärgern. Er wußte ja, daß es unter Völkern noch weniger Dankbarkeit gibt als unter Menschen. Was that es ihm, wenn die altrussischen und panslavischen Schwarbler und Schreier, die Aksakoff, Katkoff und Konsorten ihre deutschenfresserischen Litaneien herleierten? Ihm, dem Realisten und Realpolitiker, lag nur daran, die bestimmenden und entscheidenden Menschen für die Anschauungen einer großpreußischen Politik, wie er sie plante, empfänglich zu machen. Man weiß, wie sehr ihm das gelang. Im Jahre 1873 hat ein mit den russischen Zuständen tiefvertrauter, ruhiger und klarsichtiger Beobachter gesagt: „Die große und wichtige Rolle, welche die Allianz mit Russland in der preußischen Geschichte der letzten vierzehn Jahre gespielt, ist durch Bismarcks dreijährige petersburger Thätigkeit auf's glücklichste vorbereitet worden. Hatte er doch die Russen durch seine Person und sein persönliches Verhalten an den Gedanken gewöhnt, daß auch ein mächtiges, von den früheren petersburger Einflüssen emancipirtes Preußen der Freund und Verbündete seines östlichen Nachbars sein könne" [1]).

1) Neue Bilder a. d. petersb. Gesellschaft, S. 92.

6.

Am zweiten Tage des Jahres 1861 erlosch das Dasein Friedrich Wilhelms des Vierten, welches schon lange nur noch ein vegetatives gewesen war, und die Sachen in Preußen, in Deutschland, in Europa begannen bald merklich eine andere Gestalt anzunehmen.

Was Deutschland zu seinem unberechenbar großen Unglück im Jahre 1848 gefehlt hatte, ein Mann auf dem Throne von Preußen, war jetzt da.

Bismarck seinerseits, nachdem er sich im Sommer und Herbste von 1861 mit König Wilhelm in Baden-Baden, Koblenz, Berlin und Königsberg in persönliche Beziehung gesetzt und seine Anschauung und Stimmung in der deutschen Frage dem neuen Gebieter mündlich und schriftlich dargelegt hatte, durfte sich dem Gefühle hingeben, daß seine Zeit gekommen wäre oder wenigstens bald kommen würde.

Während dieses seines sommerlangen Aufenthaltes in Deutschland erhaschen wir etliche briefliche Streiflichter, welche uns zeigen, daß er den märkischen Junker aus- und den preußisch-deutschen Staatsmann angezogen hatte. Am 18. September schrieb er aus Stolpmünde über das von der konservativen Partei in Preußen dazumal aufgestellte politische Programm, das ihm inbetreff der deutschen Frage ganz unzulänglich erschien. Er tadelt die „Blindheit" der Konservativen hinsichtlich der „Gefahren, mit denen Preußens und Deutschlands Unabhängigkeit für die Zukunft bedroht ist, so lange der Unsinn der jetzigen Bundesverfassung besteht, die nichts ist als ein Treib- und Konservirhaus gefährlicher und revolutionärer Partikularbestrebungen." Dann legt er dar, daß mit der bloßen Verneinung in der deutschen Frage nichts gethan sei, man müsse Positives wollen und thun. Dabei betont er,

daß man die nöthigen Aenderungen auf „rechtlichem“ und „rechtmäßigem“ Wege zu erreichen suchen sollte. Als dringend nothwendige Aenderungen aber bezeichnet er namentlich „eine straffere Konsolidation der deutschen Wehrkraft“ und „eine Anzahl gemeinsamer Institutionen, um die materiellen Interessen gegen die Nachtheile zu schützen, die aus der unnatürlichen Konfiguration der deutschen inneren Landesgränzen erwachsen.“ Er weiß sodann den Werth konstitutioneller Formen und parlamentarischer Formeln für den praktischen Staatsgebrauch schon ganz anders zu schätzen und zu werthen als vor zehn und zwölf Jahren. „Ich sehe nicht ein, sagt er zu seinem konservativen Adressaten, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung sei es im Bunde, sei es in einem Zoll- und Vereinsparlament, so zimperlich zurückschrecken. Eine Institution, welche in jedem deutschen Staate legitime Geltung hat, die wir Konservativen selbst in Preußen nicht entbehren möchten, können wir doch nicht als revolutionär bekämpfen.“ Man sieht, der Mann hatte in die Rubrik seiner Mittel und Wege dazumal auch schon die Schaffung eines deutschen Parlaments eingestellt. Aber die wichtigste seiner stolpmünder Auslassungen war wohl die gegen konservative Doktrinäre tadelnd gerichtete: „Das System der Solidarität der konservativen Interessen aller Länder ist eine gefährliche Fiktion; isolirt von Preußen durchgeführt, wird es zur Donquijoterie, welche unsern König und seine Regierung nur abschwächt für die Durchführung der eigensten Aufgabe“ [1]).

Da haben wir schon eine sehr verständliche Andeutung, daß sich unser Briefschreiber gegebenen Falles gar nichts daraus machen werde, die angebliche „Solidarität der konservativen Interessen“ als eine „Wurschtigkeit“ zu traktiren, so es sich darum handelte, die „eigenste Aufgabe“ Preußens,

1) Bismarckbriefe, S. 123, 124, 125.

Deutschland in sich aufgehen zu machen, anzufassen und durchzuführen. Für hörende Ohren kündigte sich in der angezogenen Aeußerung Bismarcks fernher schon die „Revolution von oben" an, welche er später in Scene setzte.

Im Winter von 1861—62 war er wieder in Petersburg und in sehr wechselnder, mitunter kränklicher Stimmung. In Berlin mußte dazumal schon ernstlich von seiner Berufung ins Ministerium oder an die Spitze desselben die Rede gewesen sein. Zwischenhinein auch von einer Versetzung auf die Gesandtschaftsposten von London, Paris oder Bern. Im Januar 1862 schrieb er an seine Schwester: „Vor drei Jahren hätte ich noch einen brauchbaren Minister abgegeben, jetzt komme ich mir in Gedanken daran vor wie ein kranker Kunstreiter". Und weiterhin: „Vor dem Ministerium habe ich geradezu Furcht wie vor kaltem Bade. Ich gehe lieber auf jene vakanten Posten oder nach Frankfurt zurück, selbst nach Bern, wo ich recht gern lebte." Dann an dieselbe im März: „Prinzliche Briefe sprechen vom Rücktritt (des Ministeriums Auerswald-Schwerin) und meiner Nachfolge; ich glaube nicht, daß es die Absicht ist, würde aber ablehnen, wenn's wäre. Bern ist eine fixe Idee von mir; langweilige Orte mit hübscher Gegend sind für alte Leute entsprechend." Mit der Einreihung unter die „alten Leute" hatte es aber noch gute Weile. Im Mai vom König Wilhelm nach Berlin berufen, ging Bismarck noch in demselben Monat als Gesandter nach Paris. Der König hätte gewünscht, daß der Mann, dem er sein volles Vertrauen geschenkt, schon jetzt den Vorsitz im Ministerium übernähme. Denn er war überzeugt, daß Bismarck ganz das Zeug habe, den königlichen Lieblingsgedanken, die große Neuordnung des Heerwesens, dem Widerstande der liberalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses und der öffentlichen Meinung gegenüber zur That, zur vollendeten Thatsache zu machen. Allein die Erwägung, daß der Name Bismarck auf den

Liberalismus wirken würde wie das rothe Tuch auf den Bullen, schob die bismarck'sche Ministerpräsidentschaft noch für eine kurze Weile hinaus.

Am 1. Juni 1862 übergab der neue preußische Botschafter in Paris dem Kaiser der Franzosen, dessen persönliche Bekanntschaft er schon i. J. 1855 gemacht hatte, seine Beglaubigungsschreiben. Schade, daß er in den vertraulichen Briefen, die er aus Frankreich an seine Frau schrieb, über Napoleon den Dritten weiter nichts gesagt hat als: „Er empfing mich freundlich, sieht wohl aus, ist etwas stärker geworden, aber keineswegs dick und gealtert, wie man ihn zu karikiren pflegt." Bei Hofe, an diesem Hofe, welcher, genauer angesehen, nur aus Birbanti, Briganti und Putane zusammengesetzt war, sowie in der pariser Gesellschaft wußte sich Bismarck rasch den Ruf eines „homme d'esprit" zu verschaffen, dessen Originalität man gelten ließ. Aber für mehr nahm man ihn nicht. Der Sohn der Hortense Beauharnais — „la recherche de la paternité est interdite", heißt es im Code Napoleon — soll selber das Stichwort ausgegeben haben: „Ce n'est pas un homme serieux". Ob man nun dieses Wort mit „ernsthaft" oder mit „bedeutend" übersetze, gleichviel, acht Jahre und vier Monate später, als der verfließende oder schon verflossene Kaiser in dem armsäligen Weberhäuschen bei Doncherh dem Bismarck gegenübersaß, wird er in diesem wohl den „homme serieux" gespürt haben.

Der Preuße seinerseits nahm den untergeschobenen Bonaparte, wie er war. Ihn kümmerte es wenig, daß auf der Stirne dieses Menschen in Brandmallettern geschrieben stand: „Boulevard Montmartre, 4. December 1851". Er konnte auch nicht ahnen, daß nach wenigen Jahren die Hand der Nemesis darunter schreiben würde: „Sedan, 2. September 1870". Für die Realpolitik ist ja die Moral in der Staatskunst nur ein Ammenmärchen und die sittliche Entrüstung ein vertretener

Kinderschuh. Warum sollte der deutsche Diplomat über etwas, das die Franzosen hingenommen, ja mit Jubel begrüßt hatten, sich entrüsten? Und hatte sich denn nicht auch die Königin Viktoria, sie, deren Anstandsgefühl so überfein war, daß sie es eines Tages als „impudique“ tadelte, als eine unverheiratete Hofdame statt einer weißen eine rothe Rose vor die Brust gesteckt — ja, hatte sich nicht auch die Königin der „hochherzigen“ Briten herbeigelassen, „aus Gründen der Staatsraison“ dem Sohne der Hortense, welcher aus einem Wüstling ein Abenteurer, aus einem Abenteurer ein Verbrecher und als solcher ein Kaiser geworden, freundlich um den gewichsten Knebelbart zu gehen? Der Realpolitiker Bismarck sah in den Menschen des Tuilerienhofes nichts anderes, als was er in den Menschen des Winterpalasthofes gesehen hatte: Karten in dem großen Spiele, welches zu spielen seine in Frankfurt, in Petersburg und in Paris gewonnenen Anschauungen und gemachten Erfahrungen ihn aneiferten und ermuthigten. Wie, diesem Russland und diesem Frankreich sollte Deutschland untergeordnet sein? Hochmüthige Halbwilde an der Newa, übermüthige Ganzfaule an der Seine, gebt acht, wollen euch zeigen, was der vielverspottete Michel kann, wenn er mal recht losgeht.

Wie unser märkischer Junker später gar nicht anstand, auch so „rothe“ Karten wie Mazzini, Garibaldi und Klapka zum Ausspielen bereit zu halten, so that er sich i. J. 1862 nicht den Zwang an, die Sympathieen und Antipathieen des Hofes, bei welchem er beglaubigt war, ängstlich zu berücksichtigen. Beweis hierfür seine Erscheinung in dem berühmten kleinen Hôtel auf der Place Saint-Georges, wo der Mann wohnte, welchen Napoleon der Dritte wohl von allen Franzosen am meisten fürchtete. Thiers hat an dem weiter oben erwähnten Orte und zur angegebenen Zeit selber von dem Erscheinen „de cet étonnant personnage“ in seinem Hause erzählt und

angegeben, daß er ganz verblüfft gewesen, als ihm Bismarck „avec cette cynique franchise qui paraissait alors une sorte de defi ironique adressé à la bonne foi des gens“ den Plan seiner künftigen deutschen Politik entwickelte. Thiers will, seinem eigenen Zeugnisse zufolge, diesen Plan „bizarr“ gefunden und ebendarum weiter nicht beachtet haben. Als er etliche Tage darauf dem preußischen Botschafter dessen Besuch zurückgab, unterbrach Bismarck das angehobene Gespräch plötzlich mit der Aeußerung: „Gestehen Sie es, Sie schmollen mit Ihren Freunden und mit Ihren Büchern“. Der Mythograph des Bonapartismus, der Ersinner und Verbreiter der napoleonischen Mythologie konnte leicht merken, wohinaus der Botschafter wollte. „Wenn man Ueberzeugungen hat, muß man sie achten,“ sagte er ablehnend. „Sie haben recht, gab Bismarck zur Antwort, man muß Ideen haben; aber man muß die Macht in den Dienst derselben stellen (il faut les servir par le pouvoir).“ Dann fügte er hinzu: „Lassen Sie mich machen, ich bringe Ihren Handel mit dem Kaiser zum Austrag.“ Dabei sah er Thiers so an, daß der Franzos in dem Auge des Deutschen den geheimen Gedanken zu lesen glaubte: „Werden Sie Minister und wir gestalten mitsammen Europa um.“ Thiers hat behauptet, mittels einer Gebärde die Aufforderung und den derselben zu Grunde liegenden Gedanken abgewiesen und dem Gespräch eine andere Wendung gegeben zu haben[1]).

Ob Bismarck dem weiland Minister Louis Philipps, dem Vater des Chauvinismus gegenüber[2]), welchen er ja als einen

1) A. Boucher, Récits de l'invasion, 321.

2) Die Bezeichnung von Thiers als „Vater des Chauvinismus“ wird sich, denke ich, unschwer rechtfertigen lassen. Besser vielleicht wäre es jedoch, ihn den Nährvater und Erzieher des Chauvinismus zu nennen. In diesem Falle müßte man auf Voltaire zurückgreifen als auf den eigentlichen Urheber dieser französischen Geisteskrankheit. Man lese nur

Erzfeind Deutschlands kennen mußte, wirklich so offenherzig gewesen? Warum denn nicht? Wie er die Menschen im allgemeinen, die Franzosen im besonderen und den kleinen Thiers im besondersten kannte, konnte er ja wohl wissen und überzeugt sein, daß gerade die franke Verlautbarung seiner Absichten die sicherste Maske für dieselben abgeben würde. Wer könnte so etwas einem Diplomaten glauben? Nur Dummköpfe. Wir Franzosen aber und vollends wir Adolphe Thiers sind viel zu gescheid, um uns solchen blauen Dunst vormachen zu lassen oder wenigstens denselben für anderes zu nehmen als für blauen Dunst. Möglich auch, daß die bismarck'sche Offenherzigkeit ein Stück Menschenverachtung war, erflossen aus dem Gefühle souveräner Ueberlegenheit. In späterer Zeit, als die unausbleiblichen Folgen der Weihrauchskrankheit sich bei ihm eingestellt hatten, sollte dieses Gefühl häufig genug in der Form despotischer Launen sich kundgeben.

Im Hochsommer von 1862 verbrachte Bismarck seine Ferien in Südfrankreich, trank, wie er an seine Frau schrieb, im Medoclande „Lafitte, Mouton, Pichon, Laroze, Latour, Margaux, St. Julien, Branne, Armeillac und andere Weine in der Ursprache von der Kelter", durchstreifte die Pyrenäen, von welchen er sagte, daß sie an Großartigkeit den Alpen nicht gleichkämen, während sie diesen „an Wasserfällen entschieden überlegen" wären, warf auch einen Blick nach Spanien hinein und spülte sodann den Staub und Schweiß der Reise im atlantischen Ocean auf der Rhede von Biarritz ab. An diesem Orte gefiel er sich sehr gut, gewiß ohne ein Vorgefühl, daß er drei Jahre später an demselben Strand in Scenen mitspielen würde, welche für ihn und sein Werk von hoher Wichtigkeit gewesen sind.

Voltaire's „Siècle de Louis XIV." Da ist die Verhimmelung der „grande nation" und ihrer „gloire" schon fix und fertig und erscheint der große Spötter als Urchauvinist.

Den Reisenden, welcher während der ersten Wochen des Septembers „in glücklichem Vergessen der Welt Berge und Wälder durchstreifte“, ereilte die Botschaft, daß in Berlin die Entscheidung gefallen. Man rief ihn heim als Retter in der „Konfliktsnoth“. Am 12. September hatte er noch in großer Ungewißheit über seine Stellung in der nächsten Zukunft aus Toulouse an seine Frau geschrieben: „Wenn es sein kann, will ich in Paris bleiben.“ Sieben Tage später war er in Berlin und am 23. September, als an demselben Tage, an welchem das Haus der Abgeordneten den ganzen für die „Heeresreorganisation“ geforderten Mehrausgabeposten aus dem Budget wegwischte, erging aus dem Schlosse Babelsberg die königliche „Kabinetsordre“, kraft welcher der „Wirkliche Geheime Rath von Bismarck-Schönhausen zum Staatsminister ernannt und ihm der Vorsitz des Staatsministeriums übertragen wurde“.

II.

Das Werk.

1.

„Macht geht vor Recht!"

Bismarck hat, wie jedermann weiß, schon am 27. Januar von 1863 und dann wiederum am 1. Februar von 1868 dieses ihm zugesagte Flügelwort verleugnet. Hätte er es auf sich sitzen lassen wollen, so konnte er sich auf eine in den Augen denkender Menschen unanfechtbare Autorität berufen, auf einen der freiesten, kühnsten, edelsten Denker, welche sich jemals damit abgemüht haben, der Menschheit ein bißchen Licht aufzustecken, auf Baruch Spinoza, welcher ja zu seiner Zeit dieselbe traurige Wahrheit ausgesprochen hatte, obzwar mit etwas anderen Worten[1]).

Die Menschen vertragen es bekanntlich schlecht oder gar nicht, daß man ihnen die Wahrheit ins Gesicht sagt. Wenn Bismarck den in Rede stehenden Ausspruch gethan, so hätte er damit nichts anderes sagen wollen oder können als: Ein Recht, welches nicht behauptet, nicht geltend gemacht werden kann, ist ein bloßes Scheinding, ein hohles Wort, ein Nichts. Diese triviale Wahrheit liegt ja auf allen Gassen. Aber man

1) . . . . „Weil ein jeder gerade nur soviel Recht hat, als er Macht besitzt (quia unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet)." Tract. polit. cap. II, § 8.

stolpert lieber über unliebsame Wahrheiten hinweg, als daß man sie aufhöbe und beherzigte. Es war auch ganz in der Ordnung, daß der Liberalismus, dessen eigenstes Wesen die Halbheit, über den Wahrspruch „Macht geht vor Recht!“ höchlich sich erbos'te. Und doch hätte er durch alle seine tugendhafte Erbosung hindurch wahrnehmen müssen und an sich selber erfahren können, daß dieser Spruch eine Thatsache — eine „brutale“, ja wohl, aber eine Thatsache aere perennior.

Denn in den vier Worten „Macht geht vor Recht“ — ob sie kanonisch oder apokryph, gleichviel — ist ja die ganze Geschichte der preußischen „Konfliktszeit“ enthalten und die Nutzanwendung dieser Geschichte lautet: Machtlosigkeit ist gleichbedeutend mit Rechtlosigkeit. Die Volksvertretung hatte das bekannte „Blatt Papier“, das verfassungsmäßige Recht, die von ihr zur Durchführung der Heeresreform, d. h. der höchst beträchtlichen Vermehrung und allseitigen Verbesserung der Streitmacht Preußens, geforderten Geldmittel zu verweigern; aber die Krone hatte die Macht, die als stehendes und sitzendes Heer organisirte Macht. Das papierene Recht argumentirte, deklamirte, debattirte, protestirte, die soldatische und bureaukratische Macht kommandirte. Das Recht sprach: Es darf nicht sein! Die Macht sagte: Ich will es haben und darum muß und wird es sein!

Natürlich setzte die Macht ihren Willen durch und nahm es sich wenig zu Herzen, daß das arme Recht in seinem Protestwinkel murrte und knurrte.

Die Betreibungen für eine umfassende Neuordnung des Heerwesens reichen in das Jahr 1858 zurück. Die Generale Bonin, Manteuffel, Roon und Moltke planten das Werk und bereiteten die Ausführung desselben vor. Der Prinz-Regent, dann der König Wilhelm betrieb es als eine „Herzenssache“. Ob ihm und seinen Mitarbeitern die Art und Weise, wie dieses vergrößerte und verbesserte Heer-Instrument binnen kurzem

gehandhabt werden sollte, von Anfang an mehr oder weniger deutlich vorschwebte, mag dahingestellt bleiben. Gewiß jedoch ist, daß der König schon i. J. 1858 noch als Prinz-Regent nachdrucksam erklärt hatte: „Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können.“ Ebenso hatte er in der Thronrede vom Januar 1860, worin die Vorlage des Reformplans dem Landtag angekündigt wurde, den Satz betont: „Es gilt, die Geschicke des Vaterlandes gegen die Wechselfälle der Zukunft sicherzustellen.“ Von Bismarck wissen wir, daß und wie er i. J. 1859 das Losungswort „Ferrum et ignis“ ausgegeben, und es war daher selbstverständlich, daß er nunmehr als Ministerpräsident mit ganzer Seele für die Durchführung der Heeresreform, d. h. für die Zubereitung des großen Machtmittels, eintrat.

Selten oder nie wohl ist ein leitender Minister mit so offenem Misstrauen, mit so lauter Feindseligkeit von der öffentlichen Meinung empfangen worden wie Bismarck. Der Liberalismus in Preußen, in ganz Deutschland nahm alle Mannheit, so in ihm, zu einem vollaustönenden Protest gegen diese Ministerschaft zusammen, in welcher er nur das Vollblutjunkerthum in eigener Person, geradezu die Verkörperung der Junkeridee an die Spitze der Regierung getreten sah.

In dem langen Misstrauensvotum, welches dem neuen Minister entgegengeschleudert wurde, hieß es auch: „Er hat ja gar nichts gelernt.“ Nun ja, wenn es wirklich so gewesen wäre, so zeigte er seinen Gegnern bald, daß er zu den glücklichen Naturen gehörte, welche nicht viel gelernt zu haben brauchen, weil sie viel errathen, obzwar Bismarck keineswegs alles errieth.

In der inneren Verwaltung, in Gesetzgebung und Finanzpolitik hat er sogar sehr wenig errathen und schwerer Missgriffe sich schuldig oder wenigstens mitschuldig gemacht, wie — von

der ungefügen, schwerfälligen, flickwerklichen Reichsverfassung zu schweigen — die in den ersten Jahren des Bestehens dieser Verfassung betriebene Gesetzefabrikation folgenschwer bewiesen hat. Die Liberalen mußten übrigens, wenn sie ehrlich sein wollten, nach einer nicht allzu langen Frist sich gestehen, daß dieser Junker denn doch eine Eigenart von Junker wäre. Die Ursprünglichkeit der Eingebung, die flügelschnelle Urtheilskraft, die elementare Schlagfertigkeit in dem Manne thaten ihre Wirkung. Fernher fühlte man, daß etwas Schöpferisches in ihm. Sein Wort floß nicht rednerisch glatt und rund, sondern fiel von seinen Lippen wie Geröll, brüchig, spröde. Mitunter war seine Rede wie das Stürzen und Rauschen eines Wildbachs. Er sprach sprunghaft, aber er wußte im Wortsprunge weit auseinander liegende Gedanken sicher zu erfassen und logisch zu verbinden. In Augenblicken der Entscheidung sprang ihm auch wohl mitten in der kühlen Beweisführung ein Feuerwort von der Zunge, das selbst gegnerische Herzen sympathisch anflammte. Wie alle genialen Naturen hatte er in seinem Auftreten etwas Zwangloses und Offenes, aber in dieser Offenheit und Zwanglosigkeit war doch wiederum ein gut Stück Methode. All sein Gebaren, Reden und Handeln hat er selbst am besten gekennzeichnet, als er sagte: „In der Politik halte ich es wie auf der Entenjagd; ich setze nie einen Fuß vor den andern, ohne zuvor sichern Grund erfühlt zu haben, worauf ich treten kann.“

2.

Das vermeintliche Urbild des Junkers, welcher in Wahrheit ein großer Umwälzer und fest entschlossen war, in Deutschland an die Stelle der Revolution des Wunsches und der

Phrase eine Revolution der Macht und der That zu setzen — der vermeintliche Urjunker also hatte allerdings sehr bewegliche Gründe, alles daran zu setzen, dem Lieblingswunsche des Königs gerecht zu werden: mit der Volksvertretung, wenn möglich; trotz derselben, wenn nöthig. Er fühlte gar wohl, daß es hierbei um ein strafford'sches „Durch!“ sich handelte; aber er war von anderem Metall als der Minister Karls des Ersten. Auch war er kein britischer, sondern ein preußischer Minister, d. h. er wußte, daß in Preußen nur mittels des Königthums etwas Großes unternommen werden könnte. Es galt demnach, um jeden Preis das königliche Vertrauen zu rechtfertigen, zu stärken, unwankbar zu machen, und dazu gelangte dann der Minister, indem er das „Blatt Papier“ als solches behandelte, den Konservatismus disciplinirte, den Liberalismus brutalisirte und die Durchführung der Umschaffung des Heerwesens sicherte.

Nicht aus purem Uebermuth ging er so gewaltthätig vor, wie er that, sondern, wie die Sachen lagen oder wie er sie sah und fasste, aus Nothwendigkeit. Ja, wenn er hätte andeuten dürfen, was die verhasste Maßregel, welche auf der Tagesordnung stand, eigentlich zu bedeuten habe! Aber auch dann würden die liberalen Doktrinäre, eingewindelt in ihr „Blatt Papier“ und pochend auf ihren „Schein“, ihn kaum verstanden haben. Der Minister trat den Liberalen zuvörderst nicht trotzig, sondern versöhnlich entgegen. Als er am 30. September von 1862 zum erstenmal in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses erschien, gab er seinen Gegnern zu bedenken: „Wir sind Kinder desselben Landes!“ An demselben Tage und an demselben Orte that er auch jenen berühmten Ausspruch, der wie ein schlagendes Wetter durch Deutschland und durch Europa zuckte: „Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf Preußens Macht. Wir müssen unsere Kräfte zusammenfassen und zusammenhalten für den günstigen Augenblick, der schon einigemale verpasst worden.

Preußens Gränzen, wie sie die wiener Verträge geschaffen haben, sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Irrthum in den Jahren 1848—49 gewesen — sondern durch Eisen und Blut!“ 1)

Der Sprecher brauchte den Liberalen nicht noch zuzuflüstern, was ja deutlich genug zwischen seinen Worten herauszuhören war: — Seid ihr gescheid, so merkt ihr was!

Sie merkten aber nichts, verweigerten dem „neuen Polignac“ das Budget und Bismarck suchte durch sein Schalten und Walten den Beweis zu erbringen, daß Preußen an der „Krankheit einer budgetlosen Regierung“ nicht sterben würde.

Später, nachdem der kühne Medicinmann die deutsche Krankheit mit preußischem Eisen und Feuer kurirt hatte, sind

---

1) Die deutsche Schulmeisterei hat es sich nicht versagen können, zu untersuchen, ob Bismarck dieses geflügelte Wort geschaffen oder aber entlehnt habe, und mit der ganzen Wichtigkeit der Albernheit stellte sie die Vermuthung auf, der Minister hätte sich der Erinnerung an ein Gedicht von Julius Mosen schuldig gemacht, worin es hieße: „Blut und Eisen macht dich frei.“ Das ist nicht einmal wahr oder wenigstens nicht genau. Denn der Vers in dem mosen'schen Gedicht „Der Schafhirt“ lautet: „Muth und Eisen macht dich frei.“ Da bei unsern lieben Landsleuten nichts so in Achtung setzt wie die gelehrte Wichtigthuerei mit Nichtigkeiten, so will ich auch eine „Konjektur“ wagen. Nämlich die, Bismarck könnte, als er seinen Eisen- und Blutspruch that, an ein im J. 1842 geschriebenes Gedicht meines Freundes Ludwig Seeger gedacht haben, welches überschrieben ist „Noth bricht Eisen“ und worin es heißt:

„Mit dem Sprüchlein: Noth bricht Eisen!
Würzet das Bedientenbrot;
Männer singen andre Weisen:
Eisen, Eisen bricht die Noth!“

Höchst wahrscheinlich, ja wohl gewiß hat aber Bismarck die Gedichte Seegers so wenig gelesen wie die Mosens und ist ihm auch bei dem früher von ihm gesprochenen Wort vom „Eisen und Feuer“ schwerlich zu Sinne gekommen, daß er damit ein Plagiat am Hippokrates beginge.

natürlich seine heftigsten Gegner und Schmäher von 1862 seine allerunterthänigsten Knechte und Schmeichler geworden. Denn der Erfolg ist der Gott der Menge und verwandelt im Handumdrehen den „Urjunker“ in einen „patriotischen Genius“ und einen „neuen Polignac“ in den „Staatsmann der Nation und des Jahrhunderts“. Es steht mit Grund zu vermuthen, daß Bismarck, der ja wie alle genial angelegten Menschen ein lebhaftes Vorgefühl der Zukunft hatte und als Menschenkenner auch die Verwandelungskraft des Zauberers Erfolg kennen mußte, schon dazumal überzeugt war, der „Ur- und Erzjunker“, der „preußische Polignac“ würde, falls alles gut ginge, eines Tages der populärste Mann in Deutschland sein.

Ein anderes jedoch scheint er nicht oder wenigstens nur ganz nebelhaft unklar vorausgesehen zu haben. Dieses, daß hinter den dicken Staubwolken, welche der Streit zwischen Krone und Volksvertretung, zwischen Parlamentarismus und Absolutismus aufwühlte, eine Bewegung sich organisirte, welche nicht nur über seine eigenen, doch immerhin hoch und weit gesteckten Ziele hinausging, sondern auch diese Ziele selbst für Kindereien ansah, welche zu erreichen gar nicht der darauf verwandten Mühe sich lohnte. Das liberale Bürgerthum, welches den publicistischen und parlamentarischen Kampf gegen den Absolutismus führte, suchte für seine Ansichten und Absichten die proletarischen Massen in Bewegung zu setzen, was es ja auch schon i. J. 1848 versucht hatte. Allein der schnöde Verrath, welchen der Liberalismus dazumal, als er *seine* Schäfchen auf dem Trockenen, *seine* „Errungenschaften“ in der Tasche zu haben wähnte, an der Bewegung geübt hatte und seiner Natur gemäß hatte üben müssen, stand denn doch in noch zu frischer Erinnerung, als daß das Proletariat abermalen auf den liberalen Leim hätte gehen wollen. Wenn es Revolution machen wollte und konnte, so wollte es dieselbe fortan nur

Preußens Gränzen, wie sie die wiener Verträge geschaffen haben, sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Irrthum in den Jahren 1848—49 gewesen — sondern durch Eisen und Blut!" [1])

Der Sprecher brauchte den Liberalen nicht noch zuzuflüstern, was ja deutlich genug zwischen seinen Worten herauszuhören war: — Seid ihr gescheid, so merkt ihr was!

Sie merkten aber nichts, verweigerten dem „neuen Polignac" das Budget und Bismarck suchte durch sein Schalten und Walten den Beweis zu erbringen, daß Preußen an der „Krankheit einer budgetlosen Regierung" nicht sterben würde.

Später, nachdem der kühne Medicinmann die deutsche Krankheit mit preußischem Eisen und Feuer kurirt hatte, sind

---

1) Die deutsche Schulmeisterei hat es sich nicht versagen können, zu untersuchen, ob Bismarck dieses geflügelte Wort geschaffen oder aber entlehnt habe, und mit der ganzen Wichtigkeit der Albernheit stellte sie die Vermuthung auf, der Minister hätte sich der Erinnerung an ein Gedicht von Julius Mosen schuldig gemacht, worin es hieße: „Blut und Eisen macht dich frei." Das ist nicht einmal wahr oder wenigstens nicht genau. Denn der Vers in dem mosen'schen Gedicht „Der Schafhirt" lautet: „Muth und Eisen macht dich frei." Da bei unsern lieben Landsleuten nichts so in Achtung setzt wie die gelehrte Wichtigthuerei mit Nichtigkeiten, so will ich auch eine „Konjektur" wagen. Nämlich die, Bismarck könnte, als er seinen Eisen- und Blutspruch that, an ein im J. 1842 geschriebenes Gedicht meines Freundes Ludwig Seeger gedacht haben, welches überschrieben ist „Noth bricht Eisen" und worin es heißt:

„Mit dem Sprüchlein: Noth bricht Eisen!
Würzet das Bedientenbrot;
Männer singen andre Weisen:
Eisen, Eisen bricht die Noth!"

Höchst wahrscheinlich, ja wohl gewiß hat aber Bismarck die Gedichte Seegers so wenig gelesen wie die Mosens und ist ihm auch bei dem früher von ihm gesprochenen Wort vom „Eisen und Feuer" schwerlich zu Sinne gekommen, daß er damit ein Plagiat am Hippokrates beginge.

natürlich seine heftigsten Gegner und Schmäher von 1862 seine allerunterthänigsten Knechte und Schmeichler geworden. Denn der Erfolg ist der Gott der Menge und verwandelt im Handumdrehen den „Urjunker" in einen „patriotischen Genius" und einen „neuen Polignac" in den „Staatsmann der Nation und des Jahrhunderts". Es steht mit Grund zu vermuthen, daß Bismarck, der ja wie alle genial angelegten Menschen ein lebhaftes Vorgefühl der Zukunft hatte und als Menschenkenner auch die Verwandelungskraft des Zauberers Erfolg kennen mußte, schon dazumal überzeugt war, der „Ur- und Erzjunker", der „preußische Polignac" würde, falls alles gut ginge, eines Tages der populärste Mann in Deutschland sein.

Ein anderes jedoch scheint er nicht oder wenigstens nur ganz nebelhaft unklar vorausgesehen zu haben. Dieses, daß hinter den dicken Staubwolken, welche der Streit zwischen Krone und Volksvertretung, zwischen Parlamentarismus und Absolutismus aufwühlte, eine Bewegung sich organisirte, welche nicht nur über seine eigenen, doch immerhin hoch und weit gesteckten Ziele hinausging, sondern auch diese Ziele selbst für Kindereien ansah, welche zu erreichen gar nicht der darauf verwandten Mühe sich lohnte. Das liberale Bürgerthum, welches den publicistischen und parlamentarischen Kampf gegen den Absolutismus führte, suchte für seine Ansichten und Absichten die proletarischen Massen in Bewegung zu setzen, was es ja auch schon i. J. 1848 versucht hatte. Allein der schnöde Verrath, welchen der Liberalismus dazumal, als er *seine* Schäfchen auf dem Trockenen, *seine* „Errungenschaften" in der Tasche zu haben wähnte, an der Bewegung geübt hatte und seiner Natur gemäß hatte üben müssen, stand denn doch in noch zu frischer Erinnerung, als daß das Proletariat abermalen auf den liberalen Leim hätte gehen wollen. Wenn es Revolution machen wollte und konnte, so wollte es dieselbe fortan nur

noch für eigene Rechnung, nicht mehr für die der „Bourgeoisie“ machen.

Es war die Zeit gekommen, wo der Liberalismus anfing damit bestraft zu werden, womit er gesündigt hatte. In Bethätigung seines alleinseligmachenden Kredo von Manchester hatte er sich zum Kapitalismus zugespitzt und als solcher zeugte er in den Berauschungen seiner Eitelkeit und Selbstsucht den Socialismus. Freilich schämte er sich des „natürlichen“ Sohnes sehr, hätte ihn auch gern verleugnet, ja erwürgt; aber der millionengliedrige Balg hatte ein zähes Leben und fand eifrige und geschickte Heger und Pfleger. Mehrere derselben kamen aus dem Volke Israel, welches ja von jeher die kühnsten Abstraktoren und Revolutionäre vorgeschickt hat, einen Mose, einen Jesus, einen Spinoza. Ein „Judenjunge“, wie ihn seine Gegner hießen, ein „Judenjunge“ von großen Gaben, kenntnißreich, gewandt, beredsam, zäh und ausdauernd, üppig, genußgierig und doch arbeitsam, verzehrt vom Ehrgeiz, zerfressen von der Wuth, um jeden Preis eine Rolle zu spielen, eitel bis zum Größenwahn, pralerisch bis zur Narrheit, keck und frech wie eine Fliege — also machte sich der sogenannte Ferdinand Lassalle zum Erzieher des Socialismus in Deutschland. Die Agitation des jungen Mannes, welcher später um einer Dirne willen in einem schmutzigen Handel zu Grunde ging, war ebenso energisch als erfolgreich. Man sah dieselbe auch „höheren Ortes“ nicht ungern und ließ sie halb und halb gewähren. Ja, man machte dann und wann, mehr oder weniger ernsthaft und unter Verwendung weniger oder mehr anrüchiger Werkzeuge Miene, das radikale Proletariat gegen die liberale Bourgeoisie ausspielen zu wollen, — ein Spielen mit dem Feuer, welches wieder einmal bewies, daß „die ehrlichste Politik die beste“ [1]). Alledem zufolge wuchs, während

1) Seitdem dieser Satz geschrieben und zum erstenmal gedruckt wurde, haben die Verhandlungen des deutschen Reichstags über das so-

man in Berlin um das konstitutionelle Budgetrecht großwortig haderte, in Deutschland eine Partei heran, welche den Konstitutionalismus gerade so geringschätzte wie den Absolutismus, welche an die Stelle des Principienkampfes den Klassenkampf, an die Stelle des Vaterlandes den vierten Stand, an die Stelle der Kirche den Atheismus, an die Stelle der Persönlichkeit die „Allgemeinheit", an die Stelle des Nationalstaates den proletarischen Zwangsarbeitstaat setzen, das persönliche Eigenthum in ein gemeinsames umwandeln und die gesammte sogenannte idealistische Weltanschauung in die sogenannte materialistische auflösen wollte. Weil sich mit dem Begriff und Gefühl des Vaterlandes alles verknüpft, was beharrend, fest und heilig unter Menschen, Heimat, Ehe, Familie, Eltern- und Kinderliebe, Ehrung der Vorfahren, Sorge für die Nachfahren, Ehrgefühl und Pflichtbewußtsein, so mußte und muß der Socialismus, welcher ja alle diese „Alfanzereien" verneint und beseitigen will, ein vaterlandleugnender sein. Er ist von Natur international; er hat das, wie noch manches andere, mit seinem Vater Kapitalismus gemein und ebenso mit dem Klerikalismus,

genannte „Socialistengesetz" im September und Oktober von 1878 die Thatsache klargestellt, daß Bismarck in Folge seines persönlichen Verkehrs mit Lassalle von diesem „geistreichen Menschen" sehr eingenommen war. Der Reichskanzler bekannte, daß ihm erst die pariser Kommune und die Attentate Hödels und Nobilings auf den deutschen Kaiser über das wirkliche Wesen des Socialismus und Kommunismus die Augen geöffnet hätten. Der Reichstagsabgeordnete Richter that am 14. Oktober während der erwähnten Debatten die Aeußerung: „Einst erschien dem Kanzler die socialistische Partei als Vorfrucht geeignet, nach welcher der konservative Weizen gedeihen könnte. Lassalle war es damals, der jene in der Erregung des Klassenhasses liegende Hauptgefahr begründete, zuerst Muster in Brandreden und Brandschriften dafür gab, gegen welche alles von der socialistischen Agitation später Geleistete nur Stümperei ist. Während Lassalle wegen jener Brandreden von den Staatsanwälten und Gerichten im Namen des Königs verfolgt wurde, empfing ihn der höchste Beamte der Krone zu vertraulichen Konferenzen."

welcher letztere ja nichts ist als Socialismus in der Kutte. Zwischen diesen drei Internationalen, dem schwarzen Klerikalismus, dem gelben Kapitalismus und dem rothen Socialismus wird dermaleinst der furchtbarste Krieg, welchen unsere arme alte Erde noch gesehen, ausgefochten werden und der Friedensschluß könnte vielleicht dieser sein, daß sich die drei streitenden Ismen in ihre gemeinsame höhere Einheit auflösen, in den Jesuitismus.

3.

Derweil gebärdete sich der „Konflikt" in Berlin immer wilder. Parlamentarier, die später mit papageihafter Zahmheit dem „neuen Polignac" jedes Futter aus der Hand zu fressen willig waren, warfen mit Heldenphrasen nach Art von Hebbels Holofernes um sich. Auf diese Herren und gar manche ihrer Mitredner passte wie angemessen die schon im Mai von 1852 brieflich gethane Aeußerung Bismarcks: „Es liegt etwas recht Demoralisirendes in der Kammerluft; die besten Leute werden eitel, ohne daß sie es merken, und gewöhnen sich an die Tribüne wie an ein Toilettenstück, mit dem sie vor dem Publikum sich produciren" [1]). Selbstverständlich meinten es die tapfern Konfliktler gut mit dem Vaterlande und waren sie lauter „ehrenwerthe Männer". Nur bildeten sie sich hartnäckig ein, in England zu sein, während sie in Preußen waren. Ueberdies war ja *ihr* England eine optische Täuschung, maßen in dem wirklichen England der Parlamentarismus ja auch nur ein Humbug, eine feierliche Posse ist, welche die „oberen

---

1) Bismarckbriefe, S. 33.

Zehntausend" zur beschwichtigenden Kurzweil der unteren Millionen agiren.

Zu Anfang des Jahres 1863 trat der Konflikt in den Superlativgrad. Zur inneren Verwickelung kam eine auswärtige. Die lebendig eingesargte Polonia rührte sich wieder einmal krampfhaft in ihrem Grabe, weil die zarische „Christlichkeit" und „Humanität" gar zu brutal auf demselben herumtrampelten. Die gemeinsame Unthat Friedrichs von Preußen, welcher hierbei nicht als der Große, sondern nur als der Zweite sich erwies, und Katharina's von Russland hat zwischen dem berliner und dem petersburger Hof jenes starke Band der Mitschuld gewoben und festgeknüpft, welches länger als ein Jahrhundert gehalten hat, obzwar es dann und wann brüchig geworden schien. Natürlich kann von einer Schuld und Mitschuld inbetreff der Theilung Polens nur vom idealpolitischen Standpunkt aus die Rede sein, von welchem aus die armen „Ideologen" ja auch klagend darauf hinweisen könnten, daß Preußen mit seinem Stück polnischen Raubes zugleich auch die russische Vasallenschaft auf sich genommen habe.

Der Realpolitiker Bismarck hatte anderes zu thun, als auf die widerzarischen und polenfreundlichen Kundgebungen in der Abgeordnetenkammer zu hören. Er konnte den neuen polnischen Aufstandsversuch geradezu für einen Glücksfall ansehen. Gab ihm derselbe doch Gelegenheit, den Zarenhof zu einer Trumpfkarte in seinem Zukunftsspiel zu machen und zugleich in der Gunst seines königlichen Gebieters sich zu festigen, indem er der Herzensneigung desselben gemäß dem petersburger Kabinett einen großen, einen außerordentlich großen Gefallen that. Es war dies die am 8. Februar von 1863 mit Russland abgeschlossene „Militärkonvention", welche zur Niederwerfung und Zermalmung der Insurrektion in Russisch-Polen ganz unzweifelhaft sehr kräftig mitgewirkt hat. Und, wohlverstanden, solchen Gefallen erwies der Leiter der

preußischen Politik dem russischen Hofe gerade zur Zeit, wo in London der alte, kindisch gewordene Lord Russel scheinheilig-philanthropisch winselte, in Paris Napoleon der Dritte im polnischen Sinne ränkelte und man sogar in der wiener Staatskanzlei halb und halb Willens schien, erwägen zu wollen, ob es nicht räthlich sein dürfte, die polnische Frage auf die europäische Tagesordnung setzen zu helfen. Die stockrussischen Muraviews, Katkoffs und Mitmongolen, welche die mit Strömen von Blut begossene Erde über dem Grabe Polonia's wieder feststampften, bezeigten allerdings dem preußischen Minister keine Dankbarkeit; aber der Zar selber blieb des geleisteten Dienstes eingedenk.

Im Mai schlug im preußischen Abgeordnetenhause die Peripetie des parlamentarischen Kampfes zu einer Art Satyr-spielscene aus, indem die gegenseitigen Schreie des Grolles und der Anschuldigung in das ununterdrückliche Gelächter sich auf-lös'ten, welches der über Bockum-Dolffs' pflichteifriges Präsi-dentenantlitz herabsinkende, weil allzu umfangreiche Sitzungauf-hebungssignalhut hervorrief. Dann wurden die Abgeordneten heimgeschickt und erließ die Regierung jene Preßknebelungs-ordonnanz, welche einen brutalen Kommentar abgab zum bis-marck'schen Flügelwort: „Zeitungsschreiber sind Menschen, die ihren Beruf verfehlt haben".

Im In- und Auslande täuschte man sich über die Wir-kungen des „Konflikts". Man wähnte, die Macht Preußens müßte durch denselben unterhöhlt werden oder gar schon unter-höhlt sein. In Wien, Dresden, München und Stuttgart wußte man so wenig wie in Paris, daß der ganze parlamen-tarische und publicistische Sturm nur die Oberfläche des preußischen Wesens streifte, die Tiefe dagegen ganz unbewegt ließ. In Paris erwartete man sogar eine preußische Revolution und in Süddeutschland hatte man wenigstens keine Ahnung davon, daß das Herz jedes Preußen schon im Mutterleibe mit

dem Königsadler gestämpelt wird. Die preußische Geschichte gibt die Erklärung. Denn sie zeigt, daß und wie sehr die Hohenzollern es verstanden haben, ihrem Volke den Glauben beizubringen, sie und nur sie wären des Staatskörpers denkender und wollender Kopf, ohne welchen jener nichts als ein willen- und bewegungsloser Rumpf.

Die Meinung, „Junker" Bismarck habe Preußen in eine Lage gebracht, worin es soviel mit sich selbst zu thun hätte, daß es sich nach außen gar nicht regen und rühren könnte, brachte die deutsche Frage wieder in rascheren Fluß. Ganz gerastet hatte ja dieselbe nie. Sogar unter der Bleidecke schwarzenberg-manteuffel'scher Reaktion hatte dann und wann ein Gliederzucken oder ein Klagelaut verrathen, daß die Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" noch immer nach Beantwortung lechzte. Der Krimkrieg hatte den Kirchhofsruhe-Ukas, welchen der allmächtige Zar, der Obergott der deutschen Fürsten, von Olmütz hatte ausgehen lassen, zerrissen. Der Obergott selbst war an einer Erkältung gestorben wie ein ganz ordinärer Mensch. Der italische Krieg von 1859 hatte die Einführung des „Rechtes der Nationalitäten" in das europäische Völkerrecht unter Blitz und Donner verkündigt. Camillo Cavour hatte der Welt gezeigt, daß man, nicht obgleich, sondern weil man seinen Machiavelli studirt und verstanden, ein großer Patriot sein könnte. Der deutsche Liberalismus nahm seine „Thaten in Worten" da wieder auf, wo er sie 1850 zu thun aufgehört hatte, und arbeitete, zum „Nationalverein" gestaltet, in gewohnter Weise an der Herstellung der deutschen Einheit „mit preußischer Spitze". Diese Spitze war aber jetzt ein ander Ding, als sie in den Jahren 1848—49 gewesen. Denn auf dem Throne Preußens saß ein strammer Mann, in welchem der hohenzoller'sche Ehrgeiz und Vergrößerungstrieb vollkräftig lebte, und diesem Könige stand als sein erster Minister auch ein ganzer Mann zur Seite, welcher nicht

erst den Machiavelli studirt zu haben brauchte, um zu wissen, daß man große Umwälzungen nicht etwa mittels „Reden und Majoritätsbeschlüssen“, sondern vielmehr mit „Eisen und Blut“ zuwegebringt.

4.

Während nun aber nationalvereinlicher Rededrang und bismarck'sche Thatkraft fernher und so zu sagen verschämt zur Handreichung sich anschickten, ging von der Staatskanzlei am Ballplatz drunten in Wien ein Versuch aus, auf die deutsche Frage eine östreichische Antwort zu geben. Hatten nicht die Habsburger-Lothringer die deutsche Kaiserkrone Jahrhunderte lang getragen? Müßte diese Krone, ein bißchen zeitgemäß umgeschmiedet und neu aufpolirt, nicht auch jetzt wieder dem Haupte des „Erzhauses“ gut stehen? Gewiß, so müßte sie. Zudem ließe sich in Deutschland jetzt wieder hereinbringen, vielleicht doppelt hereinbringen, was in Italien verloren gegangen. Zeit und Umstände — kalkulirten die Herren Rechberg und Schmerling — wären außerordentlich günstig. Des weiland „Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchsenverwalter“, so sich seit 1740 bei verschiedenen Gelegenheiten unsagbar unbequem und unangenehm gemacht, stände ja, konfliktlich über und über behelligt, im Winkel, von den mittel- und süddeutschen Bevölkerungen verabscheut, von den mittelstaatlichen Regierungen gehasst, brutaler Verjunkerung verfallen, kaum zu beachten und jedenfalls nicht zu fürchten. Also legen wir frischweg Hand an die Lösung der deutschen Frage!

Mittelstaatliche Minister von der Mache der Beust, von der Pfordten, Varnbüler und Dalwigk steuerten Sachsen, Baiern, Wirtemberg und Hessen im östreichischen Fahrwasser.

Die Unhaltbarkeit der ganz verrotteten Bundesverfassung hatte sich auch den mittel- und kleinstaatlichen Höfen aufgedrungen und eine Hegemonie oder sogar eine Kaiserschaft des „Erzhauses“ Lothringen-Habsburg könnte, wenn es schlechterdings nicht anders ginge, sogar ein Größenwahn von Gottes Gnaden, wie selbiger in den Residenzschlössern von Hannover und Kassel sich spreizte, am Ende aller Enden sich gefallen lassen. Des mittelstaatlichen Anhangs gewiß, wähnte man am Ballplatz von Wien mit der Bundesreform im Sinne östreichischer Vorherrschaft in Deutschland ohne allzu große Schwierigkeiten fertigwerden zu können — gemeinsam mit Preußen, so es artig wäre und sich fügte; aber auch ohne Preußen und trotz Preußens, so es nicht zum fügsamen Mitthun sich herbeilassen oder gar widerborstig und sperrbeinig sich erweisen sollte.

Die Schlußfolgerung aus allen diesen Voraussetzungen war der „Deutsche Fürstentag“, vom Kaiser Franz Josef im August 1863 nach Frankfurt am Main berufen, damit die deutschen Fürsten das Bundesreformproblem allerhöchsteigenhändig löſ'ten.

Und doch hätte man in der wiener Hofburg wissen können, wie man mit Preußen daran war. Bismarck hatte es ja an Deutlichkeit der Sprache durchaus nicht fehlen lassen. Unlange nach seiner Uebernahme der Staatsleitung war er, am 4. December 1862 mit dem östreichischen Gesandten in Berlin, dem Grafen Karolyi, in ein Gespräch eingetreten, welches sich zuletzt zur ganzen Schärfe des Gegensatzes von Oestreich und Preußen zugespitzt hatte. Der preußische Minister war an jenem Tage von einer, wie man sagen möchte, dämonischen Offenheit. Er benahm dem östreichischen Diplomaten den irrigen Glauben, daß Preußen unter allen Umständen die Partie Oestreichs spielen würde, und forderte geradezu, daß Oestreich seine preußenfeindliche Thätigkeit an den deutschen Höfen aufgäbe. Worauf Karolyi: „Und worin soll Oestreich

seinen Ersatz finden, wenn es seine alte, aus der Geschichte der Jahrhunderte hervorgegangene, durch Verträge geheiligte Machtstellung in Deutschland aufgibt?" Und darauf Bismarck: „Oestreich soll seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen."

Also schon am Schlusse des Jahres 1862 war das Programm von 1866 nicht nur aufgestellt, sondern auch ausgegeben. . . .

Derweil war das pracht- und prunkvolle Spektakelstück des deutschen Fürstentages zu Frankfurt in Scene gegangen. Ein Mitspieler, A. Duckwitz, der bremische Senator und Bevollmächtigte, hat uns den Verlauf als Augen- und Ohrenzeuge geschildert [1]. Die pomphafte Posse könnte ganz gut betitelt sein „La journée des dupes". Denn genarrt sahen sich alle die, wie wir in christlicher Liebe zugeben wollen, wohlmeinenden fürstlichen Herren dadurch, daß einer von ihnen nicht gekommen war, der König von Preußen. Daß dieser durch sein bloßes Nichtkommen den ganzen Fürstentag zu einem leeren Schaugepränge, zu einer wirkungslosen Komödie machte, machen konnte, bewies handgreiflich, daß die Macht in Deutschland bei Preußen war und demnach — dem Spinoza und der Weltgeschichte zufolge — auch das Recht. Im obschwebenden Falle das Recht und die Macht, die deutsche Frage in seine Hand zu nehmen und zu lösen.

---

1) Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben, von A. Duckwitz, 1877. Die steifleinene Grandezza des Fürstentages ermangelte übrigens nicht der komischen Zwischenspiele. In einem derselben spielte die Hauptrolle eine Fledermaus. Am 30. August hatten die Fürsten im Bundespalast eine Kommissionssitzung unter dem Vorsitz des Kaisers Franz Josef, als eine der Fledermäuse, von welchen das alte Haus in der eschenheimer Gasse wimmelte, in den Sal hereinkam und mit großer Beharrlichkeit ob den gekrönten Häuptern herumschwirrte. Störsam das, sehr störsam! In die größte Sorge gerieth der Kurfürst von Hessen, der bekannte „böse Dietrich", welcher ängstlich beide Hände über seinen angestammten Kopf hielt. S. Duckwitz, 165.

Bismarck hat die Geschichte, das Wesen und die Wirkung des Fürstentages vom August 1863 in ein Wort zusammengefasst. Am 12. des Monats nämlich schrieb er aus Gastein an seine Frau: „Ich kann wegen der frankfurter Windbeuteleien nicht vom König fort“ [1]).

Das Jahr 1848 hatte die Unmöglichkeit einer deutschen Revolution von unten erwiesen. Seither war die Unfähigkeit des Liberalismus, unser Land im nationalen Sinne umzugestalten, ebenfalls klar geworden. Ebenso hatten mittelstaatliche Wollungen, die Bundesverfassung zu bessern, nichts ergeben als mehr oder weniger schätzbare Protokollemakulatur. Endlich hatte sich auch das wohlmeinende persönliche Eingreifen von verschiedenen Dutzenden deutscher Fürstlichkeiten mit dem Kaiser von Oestreich an der Spitze als ganz fruchtlos und eitel herausgestellt.

Jetzo war es für Bismarck Zeit, ans Werk zu gehen.

5.

Die so jammerfälig verfahrene schleswig-holstein'sche Frage bot dem preußischen Minister eine hochwillkommene Gelegenheit, nun die Rechberge und Beuste mit ihrem bundesreformlichen Latein zu Ende waren, mit seinem Deutsch hervorzurücken und die deutsche Frage endlich nicht nur in Fluß, sondern auch in Schuß zu bringen.

Im November 1863 starb Friedrich der Siebente von Dänemark, der letzte Dänenkönig, welcher zugleich rechtmäßiger Herzog von Schleswig-Holstein gewesen. Dieser Todesfall

---

1) Bismarckbriefe, S. 160.

hätte zu gelegenerer Zeit gar nicht kommen können: er gehörte so recht mit zum Bismarcksglück. Aber des Ministers Genie rechtfertigte sein Glück. Wie er die Loslösung der deutschen Herzogthümer von Dänemark einleitete und durchführte, Frankreich, England und den deutschen Bund — vom Augustenburger, dem Beherrscher von Dolzig, gar nicht zu reden — mehr oder weniger sanft und sachte beiseite schob, die Eisen- und Bluttheorie zum erstenmal in gelungene Praxis übersetzte und wie er das alles im Vereine mit Oestreich that, um gerade aus diesem Schleswig-Holstein den Punkt zu machen, an welchem der Hebel zur Hinausdrängung Oestreichs aus Deutschland angesetzt werden könnte: — das war fürwahr ein erstes staatsmännisches Meisterstück im großen Stil, obzwar von „sittlicher Weltordnung" darin wenig oder gar nichts sichtbar geworden ist. Aber sollte denn in dieser unserer Welt, wie sie nun einmal ist, sollte in diesem ungeheuren Mechanismus von Lug und Trug ein deutscher Staatsmann ehrlicher sein müssen, als die englischen, französischen, russischen u. s. w. von jeher gewesen sind? Und wenn alle die diplomatischen Gegner Bismarcks um so viel dümmer sich erwiesen als er, um so schlimmer für sie. Wenn *ihre* Mittelmäßigkeit *seiner* Genialität gestattete, ihnen den Leitring durch die Nasen zu ziehen, warum hätte er sie denn nicht daran herumführen sollen? Wozu wären denn sonst die Nasenringe da?

Die Führung der schleswig-holstein'schen Sache vonseiten Bismarcks, d. h. kurz und trocken gesagt, die Erwerbung der Herzogthümer für Preußen, mußte König Wilhelms Vertrauen zu dem Genie und Glück seines Ministers außerordentlich kräftigen. Das war denn doch etwas Sicht- und Greifbareres als die „moralischen Eroberungen" von früher. Der hohenzollern'sche Vergrößerungsappetit wuchs auch mit dem Essen, was ja ganz in der Ordnung war. Großpreußen nahm von Tag zu Tag weitere und bestimmtere Umrisse an. Die Legi-

timität ist zweifelsohne ein hübsches Ding und nimmt sich in einem königlichen Kabinett unter einer Glasglocke allerliebst aus, ehrwürdig sogar. Allein in der „Realpolitik“ unserer Tage wäre so eine Rarität nur hinderlich. Lasst sie daher ruhig unter ihrer Glasglocke! Preußen muß wachsen, seine Glieder strecken, sich abrunden, um seinen „deutschen Beruf“ erfüllen zu können. Für den Nachweis der Berechtigung zum Wachsen, Gliederstrecken und Abrunden werden unsere „Kronsyndici“ schon sorgen, noch besser aber der Großkronsyndikus Erfolg.

Gewiß hat der Minister-Revolutionär im königlichen Schlosse oft die schwersten seiner Anstrengungen durchzumachen und heißeste Kämpfe zu bestehen gehabt, über welche kein Protokoll verfasst und keine Urkunde aufgesetzt wurde. Legitimistischer Aberglaube, altpreußisches Zopfthum, protestantische Muckerei und katholische Jesuiterei, Weiberhandirungen, Klatschmachenschaften und Hintertreppenschleicherei formirten mitsammen keine kleine und nichts weniger als ohnmächtige Partei. Aber das Ende vom Ränkeliede war doch immer wieder, daß sich diese Partei unter der ebenso geschickten als wuchtigen Hand des Ministers ducken mußte, und bei solchen Gelegenheiten mochte wohl ein gewisser gekrönter Jemand stillvergnügt zu sich sagen: Ein Hauptkerl, der Bismarck! Der versteht's! Man muß ihn machen lassen.

Und man ließ ihn machen.

Zunächst Großpreußen fertig.

Im Oktober von 1864 badete Bismarck wieder in Biarritz und da hatte er einen Traum, welcher zeigt, daß auch Realpolitiker mitunter phantastisch-vorahnend träumen können. „Mir träumte — so erzählte er nach seiner Heimkehr seinem alten Lehrer Bonnell — ich stiege auf einem steilen Gebirgspfade. An einer Seite ragten mächtige Felswände, auf der andern gähnte ein tiefer Abgrund. Immer näher traten die Felsen, immer enger wurde der Pfad, je höher ich stieg.

Plötzlich sah ich den Weg mir durch eine jähe unübersteigliche Felswand gesperrt. Einen Augenblick stand ich zögernd, was zu thun sei. Umkehren wollte ich nicht. Ich hob meine Reitgerte und that einen Schlag gegen die Wand. Augenblicklich verschwand sie und der Weg war frei"[1]).

Vielleicht hat Bismarck, als er unlange darauf, am 25. Oktober, in St. Cloud mit Napoleon dem Dritten, wie er an seine Frau schrieb, „viel Politik" verhandelte, an seinen biarritzer Traum zurückgedacht und den Eindruck gewonnen, daß auch diese „Felswand" vor einem richtig geführten Schlag verschwinden würde. Sicher ist, daß ihm der vielbewunderte und vielgefürchtete „Sphinx", bei welchem dazumal deutsche Literaten von der Sorte der Kotzebuben und Hackländer um das Kreuz der Ehrenlegion betteln gingen, nicht allzu sphinxartig vorkam. Er hatte auch für dieses Wunderthier, dessen Räthsel ihn keineswegs erschreckten, schon den Nasenring bereit, an welchem er es dann meisterlich nahezu ein Halbdutzend von Jahren herumgeführt hat.

„Viel Politik" ist an jenem Oktobertag im Schlosse zu St. Cloud verhandelt worden. An Stoff fehlte es ja nicht. Vor Monatsfrist hatten die Kabinette von Paris und Turin mitsammen die „Septemberkonvention" geschlossen, welche als ein Sieg der imperialistischen „Aktionspartei" betrachtet wurde. Diese, für deren Haupt Napoleon Bonaparte, der Sohn des „Morgen-Wieder-Luschtik"-Jérôme, der „rothe Prinz", galt und zu welcher man mit oder ohne Grund den Minister Rouher, sowie die beiden Diplomaten Benedetti und Lavalette zählte, diese Partei strebte nach einer Allianz mit Preußen, welchem in Deutschland bis zu einem gewissen Grade freie Hand gelassen werden sollte, um den Preis gewisser „Kompensationen" für Frankreich natürlich. Napoleon der Dritte

1) Köppen, Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler (1876), S. 313.

gefiel sich damals in dem Gedanken, das „Recht der Nationalitäten", bei welchem ja das Empire im Hinblick auf Belgien und die welsche Schweiz nicht zu kurz kommen könnte, an die Stelle der „abscheulichen" Verträge von 1815 zu setzen. Zudem kannte er wohl von allen Franzosen Deutschland am besten und wußte demnach, daß die deutsche Frage ausgetragen werden müßte. Demzufolge ließ er die Aktionspartei halb und halb gewähren und begünstigte in demselben Sinne eine Annäherung zwischen Preußen und Italien, allwo so eben (Ende Septembers 1864) das Ministerium Lamarmora die Leitung der Geschäfte übernommen hatte. Da diesem Ministerium der Wunsch und Wille, das nationale Werk Cavours fortzusetzen, mit Bestimmtheit zugeschrieben werden konnte und da Bismarck seinerseits den Augen denkender und wissender Menschen mehr und mehr als der Träger einer deutschen Cavour-Rolle erschien, so kam die Aehnlichkeit der Sachlage in Deutschland und in Italien allmälig zu ihrem Recht und die ersten, zweifelsohne in diese Zeit gefallenen Anspinnungen zwischen dem turiner und dem berliner Kabinette mußten sich so zu sagen von selber machen. Bismarcks, obzwar erst im folgenden Jahre zum Cavaliere Nigra in Paris gethane Aeußerung: „Wenn Italien nicht existirte, müßte man es erfinden" [1]) — erhellt wie ein Blitz die Situation, wie sie sich seit dem gemeinsamen Auftreten von Oestreich und Preußen in Schleswig-Holstein gestaltet hatte. Denn jenes Wort verhüllte ja kaum noch den Gedanken, Italien, den Bundesgenossen von morgen, gegen Oestreich, den Bundesgenossen von gestern, auszuspielen.

Es war das an den frevelvollen Ursprung seiner Macht geknüpfte Verhängniß Napoleons des Dritten, schwankend, zweideutig und falsch sein zu müssen. Darum hat er als

1) Lamarmora, Un pó più di luce, 59.

Plötzlich sah ich den Weg mir durch eine jähe unübersteigliche Felswand gesperrt. Einen Augenblick stand ich zögernd, was zu thun sei. Umkehren wollte ich nicht. Ich hob meine Reitgerte und that einen Schlag gegen die Wand. Augenblicklich verschwand sie und der Weg war frei"[1]).

Vielleicht hat Bismarck, als er unlange darauf, am 25. Oktober, in St. Cloud mit Napoleon dem Dritten, wie er an seine Frau schrieb, „viel Politik" verhandelte, an seinen biarritzer Traum zurückgedacht und den Eindruck gewonnen, daß auch diese „Felswand" vor einem richtig geführten Schlag verschwinden würde. Sicher ist, daß ihm der vielbewunderte und vielgefürchtete „Sphinx", bei welchem dazumal deutsche Literaten von der Sorte der Kotzebuben und Hackländer um das Kreuz der Ehrenlegion betteln gingen, nicht allzu sphinxartig vorkam. Er hatte auch für dieses Wunderthier, dessen Räthsel ihn keineswegs erschreckten, schon den Nasenring bereit, an welchem er es dann meisterlich nahezu ein Halbdutzend von Jahren herumgeführt hat.

„Viel Politik" ist an jenem Oktobertag im Schlosse zu St. Cloud verhandelt worden. An Stoff fehlte es ja nicht. Vor Monatsfrist hatten die Kabinette von Paris und Turin mitsammen die „Septemberkonvention" geschlossen, welche als ein Sieg der imperialistischen „Aktionspartei" betrachtet wurde. Diese, für deren Haupt Napoleon Bonaparte, der Sohn des „Morgen-Wieder-Luschtik"-Jérôme, der „rothe Prinz", galt und zu welcher man mit oder ohne Grund den Minister Rouher, sowie die beiden Diplomaten Benedetti und Lavalette zählte, diese Partei strebte nach einer Allianz mit Preußen, welchem in Deutschland bis zu einem gewissen Grade freie Hand gelassen werden sollte, um den Preis gewisser „Kompensationen" für Frankreich natürlich. Napoleon der Dritte

---

1) Köppen, Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler (1876), S. 313.

gefiel sich damals in dem Gedanken, das „Recht der Nationalitäten“, bei welchem ja das Empire im Hinblick auf Belgien und die welsche Schweiz nicht zu kurz kommen könnte, an die Stelle der „abscheulichen“ Verträge von 1815 zu setzen. Zudem kannte er wohl von allen Franzosen Deutschland am besten und wußte demnach, daß die deutsche Frage ausgetragen werden müßte. Demzufolge ließ er die Aktionspartei halb und halb gewähren und begünstigte in demselben Sinne eine Annäherung zwischen Preußen und Italien, allwo so eben (Ende Septembers 1864) das Ministerium Lamarmora die Leitung der Geschäfte übernommen hatte. Da diesem Ministerium der Wunsch und Wille, das nationale Werk Cavours fortzusetzen, mit Bestimmtheit zugeschrieben werden konnte und da Bismarck seinerseits den Augen denkender und wissender Menschen mehr und mehr als der Träger einer deutschen Cavour-Rolle erschien, so kam die Aehnlichkeit der Sachlage in Deutschland und in Italien allmälig zu ihrem Recht und die ersten, zweifelsohne in diese Zeit gefallenen Anspinnungen zwischen dem turiner und dem berliner Kabinette mußten sich so zu sagen von selber machen. Bismarcks, obzwar erst im folgenden Jahre zum Cavaliere Nigra in Paris gethane Aeußerung: „Wenn Italien nicht existirte, müßte man es erfinden“ [1]) — erhellt wie ein Blitz die Situation, wie sie sich seit dem gemeinsamen Auftreten von Oestreich und Preußen in Schleswig-Holstein gestaltet hatte. Denn jenes Wort verhüllte ja kaum noch den Gedanken, Italien, den Bundesgenossen von morgen, gegen Oestreich, den Bundesgenossen von gestern, auszuspielen.

Es war das an den frevelvollen Ursprung seiner Macht geknüpfte Verhängniß Napoleons des Dritten, schwankend, zweideutig und falsch sein zu müssen. Darum hat er als

1) Lamarmora, Un pó più di luce, 59.

Kaiser nur die doppelsinnige Politik des weiland Abenteurers und Verschwörers fortgesetzt, die Politik der Scheindemokratie und der Seindespotie, eine Politik, welche das Recht der Nationalitäten verkündigte und sich dabei doch alle Kniffe, Pfiffe und Griffe des napoleonischen Chauvinismus vorbehielt, eine Politik der „modernen Ideen", welche aber ihre Entschließungen doch immer wieder von der Billigung oder Mißbilligung seitens des Jesuitismus abhängig machte. Das Fahrige seiner Anschauungen und Stimmungen, das schwankende Hasten und unsichere Tasten in seinem Wollen und Thun hatte seiner Machtstellung thatsächlich schon beträchtlichen Eintrag gethan. England war durch die von dem Franzosenkaiser übereilte Beendigung des Krimkrieges erkältet worden. Rußland, dem doch nach jenem Kriege Napoleon so beflissen den Hof gemacht hatte, wurde es durch die thatkraftlosen polophilen Regungen, welche i. J. 1863 in den Tuilerien sich bemerkbar gemacht. Oestreichs Wunden von Magenta und Solferino waren noch nicht vernarbt. Italien ertrug es nur mit äußerstem, seine Dankbarkeit für 1859 aufwiegendem Unwillen, daß ihm die Macht der klerikalen Partei am französischen Hofe den Besitz von Rom vorenthielt. Und inmitten dieser Verdüsterung des napoleonischen „Sterns", trotz dieser augenscheinlichen Verblassung des kaiserlichen „Prestige" hatte sich der Kaiser der Franzosen, ganz in die Phantastik der Verschwörerei seiner Jugendjahre zurückgefallen, zu der von ihm und seinen Höflingen sogenannten „größten Idee des Empire", d. h. in Wahrheit zu seinem dümmsten Streich verleiten lassen, zu der Narrenfahrt nach Mexiko, die fast noch alberner als verbrecherisch war und deren traurige Folgen den Plänen Bismarcks so sehr zu gut kommen sollten.

Inwieweit diese Pläne oder wenigstens die nächstliegenden Ziele derselben damals, im Oktober von 1864, zwischen dem preußischen Minister und Napoleon dem Dritten zur Sprache

gekommen, steht dahin. Aber Bismarck brachte aus Paris jedenfalls die Ueberzeugung mit heim, daß sein weiteres Vorgehen zuvörderst vonseiten des Tuilerienhofes keine Hinderung zu befahren haben würde.

6.

Die zwanzig Monate vom November 1864 bis zum Juli 1866 dürften wohl die steilsten, rauhesten und gefährlichsten Stellen von Bismarcks politischer Laufbahn umschließen.

Auf der parlamentarischen Bühne lärmte der „Konflikt" weiter und schien sich das Redenduell zwischen dem konstitutionellen Budgetrecht und der absolutistischen Staatsmacht einmal sogar zu einem Pistolenduell zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Fortschrittler Virchow zuspitzen zu wollen. Mitunter wurde vom Ministertisch aus ein Schlaglicht in die Zukunft vorangeworfen. So am 1. Juni von 1865, als Bismarck seinen parlamentarischen Gegnern sagte: „Könnten wir uns rechtzeitig-klar im voraus über alle Pläne der Zukunft Ihnen gegenüber aussprechen, ich glaube, Sie würden mehr davon billigen, als Sie bisher zu thun sich getrauten. Ließen sich Ihnen die Gründe, die zur Abschließung der russischen Konvention uns bestimmt haben, vollständig klarlegen, ich glaube, die meisten von Ihnen würden sie billigen. Hätten wir Ihnen vor ein und einem halben Jahre hier offen darlegen können, welchen Zielen wir zustreben, ich glaube, Sie würden so viel nicht dagegen eingewendet haben."

Derartige Schlaglichter wurden jedoch von der Opposition nicht beachtet oder nicht verstanden oder auch wohl für Irrwische angesehen, nur bestimmt, sie irrezuführen. Zuweilen

lässt die Heftigkeit, womit vonseiten der Regierung der Konfliktslärm verlängert wurde, die Vermuthung an den unbefangenen Zuhörer herantreten, es sei dies geschehen, um im Auslande die falsche Vorstellung von einer gefährlichen inneren Zerklüftung und folglich von der Unmöglichkeit einer großen Machtentfaltung Preußens nach außen zu unterhalten und zu kräftigen. Diese Absicht ist auch vollständig erreicht worden, in einem solchen Grade erreicht worden, daß sogar ausdrückliche gegentheilige Versicherungen, welche Bismarck gab, den Wahnglauben an Preußens Schwäche nicht zu erschüttern vermochten. Weder in Paris noch in Wien, weder in München noch in Dresden, weder in Hannover noch in Stuttgart. Der Herr von Beust hätte eher noch an seine eigene Wenigkeit geglaubt als an die Möglichkeit, daß Oestreich, noch dazu im Kriegsbunde mit Sachsen und den übrigen Mittelstaaten, von Preußen geschlagen werden könnte. Als am 23. Juli von 1865 Bismarck in Salzburg dem Herrn von der Pfordten auseinandersetzte, daß und warum sich die deutschen Mittel- und Kleinstaaten von dem bevorstehenden „Duell“ zwischen Hohenzollern und Lothringen-Habsburg fernhalten sollten, — weiterhin, daß Preußen den Krieg in Böhmen lokalisiren würde, — und endlich sagte: „Ein einziger Stoß, eine Hauptschlacht und Preußen wird in der Lage sein, die (Friedens-)Bedingungen zu diktiren“ — ja, da hatte der bairische Minister keine andere Antwort als diese, er wäre „zur Zeit nicht in der Lage, Namens seiner Regierung auf den Inhalt der preußischen Eröffnungen einzugehen, und müßte es auch ablehnen, seine Privatansicht darüber zu äußern“ [1]. Bei sich hat der hochmüthige Exschulmeister sicherlich mit einem selbstgefälligen Spottlächeln gesagt: „Geh' doch, du junkerlicher Hannsnarr,

---

1) L. Hahn, Fürst Bismarck. Sein polit. Leben und Wirken urkundlich dargestellt (1878), I, 317.

mit deinen lächerlichen Fanfaronnaden! Wir wissen schon, was hinter den preußischen Flunkereien steckt." Den höchsten Preis der Tapferkeit in der Selbstblamirung hat aber unter allen den mittel- und kleinstaatlichen Ministern und Ministerchen unbedingt der gute Herr von Varnbüler davongetragen, indem dieser biedere Strohgäuschwabe am Vorabend des Krieges von 1866 in der wirtembergischen Abgeordnetenkammer triumphirend den armen Preußen ein „Vae victis!" zurief. Dank den Göttern, gibt es ja selten einen tragischen Akt im unendlichen Trauerspiele Weltgeschichte, in welchen nicht irgendein Clown, Pikelhäring, Pulcinell oder Hannswurst erheiternd hereintorkelte. Die Pulcinelle sind aber dann am ergötzlichsten, wann sie eine heldische oder eine staatsmännische Miene aufsetzen [1]).

Jedermann weiß, wie der zwischen Lothringen-Habsburg und Hohenzollern immer weiter und tiefer aufklaffende Riß mittels der am 14. August 1865 zum Abschluß gelangten „Konvention von Gastein" nothdürftig noch für eine Weile verschmiert wurde [2]). Dieser scheinbar friedliche Halt war in

1) Herr von Varnbüler, welchen Bismarck später zu Gnaden aufnahm und zu seinem Anschicksmann in der „Reform" der deutschen Handels- und Zollpolitik von 1879 machte, hat in der Reichstagssitzung vom 7. Juli des genannten Jahres den Versuch gemacht, sein „Vae victis!" von 1866 zu drehen und zu deuteln. Dieser Versuch ist ganz kläglich ausgefallen und konnte nicht anders ausfallen angesichts des stenographischen Protokolls der Debatte, welche am 4. Juni 1866 in der wirtembergischen Abgeordnetenkammer stattgefunden hatte. Dort und damals hatte nämlich dem Abgeordneten Römer gegenüber Herr von Varnbüler, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gesagt: „Wir denken gewiß nicht daran, Preußen zu verkleinern; allein, meine Herren, wenn die Kriegswürfel geworfen sind und wenn in diesem Falle das Kriegsglück gegen Preußen sein sollte, dann wird auch der Herr Professor Römer nicht im Stande sein, das Vae victis! von seinem Lieblingsstaat abzuhalten."

2) Als eine „Verklebung der Risse im Bau" hat Bismarck das kurzdärmige Friedenswerk von Gastein selber bezeichnet. Bismarckbriefe, 182.

lässt die Heftigkeit, womit vonseiten der Regierung der Konfliktslärm verlängert wurde, die Vermuthung an den unbefangenen Zuhörer herantreten, es sei dies geschehen, um im Auslande die falsche Vorstellung von einer gefährlichen inneren Zerklüftung und folglich von der Unmöglichkeit einer großen Machtentfaltung Preußens nach außen zu unterhalten und zu kräftigen. Diese Absicht ist auch vollständig erreicht worden, in einem solchen Grade erreicht worden, daß sogar ausdrückliche gegentheilige Versicherungen, welche Bismarck gab, den Wahnglauben an Preußens Schwäche nicht zu erschüttern vermochten. Weder in Paris noch in Wien, weder in München noch in Dresden, weder in Hannover noch in Stuttgart. Der Herr von Beust hätte eher noch an seine eigene Wenigkeit geglaubt als an die Möglichkeit, daß Oestreich, noch dazu im Kriegsbunde mit Sachsen und den übrigen Mittelstaaten, von Preußen geschlagen werden könnte. Als am 23. Juli von 1865 Bismarck in Salzburg dem Herrn von der Pfordten auseinandersetzte, daß und warum sich die deutschen Mittel- und Kleinstaaten von dem bevorstehenden „Duell“ zwischen Hohenzollern und Lothringen-Habsburg fernhalten sollten, — weiterhin, daß Preußen den Krieg in Böhmen lokalisiren würde, — und endlich sagte: „Ein einziger Stoß, eine Hauptschlacht und Preußen wird in der Lage sein, die (Friedens-)Bedingungen zu diktiren“ — ja, da hatte der bairische Minister keine andere Antwort als diese, er wäre „zur Zeit nicht in der Lage, Namens seiner Regierung auf den Inhalt der preußischen Eröffnungen einzugehen, und müßte es auch ablehnen, seine Privatansicht darüber zu äußern“ [1]). Bei sich hat der hochmüthige Exschulmeister sicherlich mit einem selbstgefälligen Spottlächeln gesagt: „Geh' doch, du junkerlicher Hannsnarr,

1) L. Hahn, Fürst Bismarck. Sein polit. Leben und Wirken urkundlich dargestellt (1878), I, 317.

mit deinen lächerlichen Fanfaronnaden! Wir wissen schon, was hinter den preußischen Flunkereien steckt." Den höchsten Preis der Tapferkeit in der Selbstblamirung hat aber unter allen den mittel- und kleinstaatlichen Ministern und Ministerchen unbedingt der gute Herr von Varnbüler davongetragen, indem dieser biedere Strohgäuschwabe am Vorabend des Krieges von 1866 in der wirtembergischen Abgeordnetenkammer triumphirend den armen Preußen ein „Vae victis!" zurief. Dank den Göttern, gibt es ja selten einen tragischen Akt im unendlichen Trauerspiele Weltgeschichte, in welchen nicht irgendein Clown, Pikelhäring, Pulcinell oder Hannswurst erheiternd hereintorkelte. Die Pulcinelle sind aber dann am ergötzlichsten, wann sie eine heldische oder eine staatsmännische Miene aufsetzen [1]).

Jedermann weiß, wie der zwischen Lothringen-Habsburg und Hohenzollern immer weiter und tiefer aufklaffende Riß mittels der am 14. August 1865 zum Abschluß gelangten „Konvention von Gastein" nothdürftig noch für eine Weile verschmiert wurde [2]). Dieser scheinbar friedliche Halt war in

1) Herr von Varnbüler, welchen Bismarck später zu Gnaden aufnahm und zu seinem Anschicksmann in der „Reform" der deutschen Handels- und Zollpolitik von 1879 machte, hat in der Reichstagssitzung vom 7. Juli des genannten Jahres den Versuch gemacht, sein „Vae victis!" von 1866 zu drehen und zu deuteln. Dieser Versuch ist ganz kläglich ausgefallen und konnte nicht anders ausfallen angesichts des stenographischen Protokolls der Debatte, welche am 4. Juni 1866 in der wirtembergischen Abgeordnetenkammer stattgefunden hatte. Dort und damals hatte nämlich dem Abgeordneten Römer gegenüber Herr von Varnbüler, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gesagt: „Wir denken gewiß nicht daran, Preußen zu verkleinern; allein, meine Herren, wenn die Kriegswürfel geworfen sind und wenn in diesem Falle das Kriegsglück gegen Preußen sein sollte, dann wird auch der Herr Professor Römer nicht im Stande sein, das Vae victis! von seinem Lieblingsstaat abzuhalten."

2) Als eine „Verklebung der Risse im Bau" hat Bismarck das kurzdärmige Friedenswerk von Gastein selber bezeichnet. Bismarckbriefe, 182.

Wirklichkeit nur ein weiterer Schritt zum Kriege, welcher dermalen schon unausweichlich geworden, so Großpreußen werden sollte.

Der deutsche Bund beschloß, in Sachen nichts oder soviel wie nichts zu beschließen. Er war schon ganz beiseite geschoben und Lothringen-Habsburg war von Hohenzollern dahin gebracht worden, an dieser Beiseiteschiebung sich zu betheiligen. Der deutsche Liberalismus seinerseits wurde nachgerade inne, obzwar nur sehr allmälig, daß er sich rein vergeblich gegen den Bismarckismus abzappelte. Am Quai d'Orsay in Paris setzte sich Herr Drouyn de l'Huys hin und schrieb eine Protestnote gegen die gasteiner Uebereinkunft und dieselbe Schreibübung verrichtete vierzehn Tage später Lord Russel in Downing-Street zu London. Graf Bismarck — „Graf“ seit dem 15. September 1865 — legte die beiden Noten zum übrigen Plunder und ging nach Biarritz baden. Auch Napoleon der Dritte badete im Oktober dorten und der preußische Minister wußte diesen Umstand vortrefflich auszunützen.

Ein abgesagter Feind Bismarcks hat ihn dargestellt, wie er auf dem Ufersande von Biarritz hinter dem auf den Arm von Prosper Mérimée gestützten Sohn der Hortense Beauharnais hergeht, gestikulirend, perorirend, von Belgien sprechend als von einer nothwendigen und rechtmäßigen Ergänzung für Frankreich, dann von einer gemeinsamen Mission Deutschlands und Frankreichs im Dienste des Vorschritts und der Menschlichkeit, von einer künftigen Allianz zwischen Paris, Berlin und Florenz, um die Geschicke Europa's zu regeln, Russland seiner eigentlichen Bestimmung in Asien zurückzugeben und Oestreich seinem civilisatorischen Beruf an der Donau zu überweisen. Von Zeit zu Zeit habe der Kaiser dem Verfasser der „Colomba“ verstohlen den Arm gedrückt, um anzudeuten, wie ergötzlich er diesen phantasiereichen Diplomaten, diesen Vertreter einer „nur problematischen Macht“ fände, welcher

so leichtweg über Europa verfügte und Königreiche vertheilte. Eines Tages habe Napoleon sogar dem einzigen französischen Schriftsteller von Talent und Ruf, welcher gemein genug dachte, dem Hofe des Decemberkaisers sich anzuschließen, ins Ohr geflüstert: „Er (Bismarck) ist ein Narr!“ [1])

Wir wollen diese, übrigens von Mérimée bezeugte Legende auf sich beruhen lassen. Eine Thatsache ist, daß der italische Gesandte in Paris, der Cavaliere Nigra, im Spätsommer von 1865 als Ergebniß eines Gespräches mit seinem preußischen Kollegen, dem Grafen Goltz, an den italischen Premier Lamarmora meldete: „Das berliner Kabinett möchte nicht, daß, wann der Krieg (gegen Oestreich) einmal erklärt und begonnen wäre, Frankreich daherkäme wie der Neptun des Vergil, um den Frieden zu diktiren, Bedingungen aufzustellen oder einen Kongreß nach Paris zu berufen“ [2]). Und ferner, daß Bismarck in Biarritz die Ueberzeugung gewonnen hätte, Napoleon der Dritte würde im gegebenen Falle das „Wart't, ich will euch (Quos ego)!“ des vergil'schen Neptunus entweder gar nicht oder nicht nachdrucksam genug oder zu spät sprechen.

Im Winter von 1865—66 verschaffte die liberale Krähwinkelei, welche in Holstein zu Gunsten des Prinzen von Augustenburg sich ins Zeug legte, dem preußischen Minister die hochwillkommene Gelegenheit, dem Kriege mit Oestreich wieder um einen Schritt näher zu kommen. Die zwischen Berlin und Wien hin und her gehenden Depeschen nahmen allmälig eine Schärfe des Tones an, daß man aus dem Knistern des Papiers schon etwas wie Waffenschleifen heraushören konnte. Die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen war eine Losung, welche Bismarck immer deutlicher

1) J. Klaczko, Deux chanceliers, 2. édit. (1876), 231—33.

2) Lamarmora, Un pó più di luce, 45.

und kühner betonte, und zweifelsohne wußte er ganz genau, daß sich diese preußische Forderung Oestreich und dem deutschen Bunde gegenüber nur gewaltsam durchsetzen ließe. Diese Gewaltsamkeit würde gleichbedeutend sein mit einer deutschen Revolution, welche den Namen „Bürgerkrieg“ oder „Brüderkrieg“ führte. Sehr bedauerlich! Aber mit Reseda und Veilchen macht man bekanntlich keine Revolution, und wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen.

Schon wurde hüben und drüben die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer kriegerischen Lösung der Verwickelung ins Auge gefasst. Am 28. Februar 1866 großer Ministerrath in Berlin mit Beiziehung der Generale Moltke und Manteuffel, am 10. März „Marschallsrath“ in Wien mit Beiziehung des Feldzeugmeisters Benedek. Großes Rundschreiben Bismarcks vom 24. März an die deutschen Regierungen inbetreff einer Bundesreform und zugleich Aufdenbuschklopfung, was Preußen im Fall eines Angriffs vonseiten Oestreichs von seinen deutschen Bundesgenossen zu erwarten oder auch nicht zu erwarten hätte. Schon am 21. Januar von 1864 hatte Bismarck das bedeutungsvolle Citat:

„Kann ich den Himmel nicht lenken, so will ich die Hölle bewegen!“

fliegen lassen und jetzt hielt er Wort. Der strenglegitimistische Hohenzoller verbündete sich mit dem revolutionären Savoyer gegen den erzhäuslich-legitimen Lothringer-Habsburger als gegen einen gemeinsamen Stein des Anstoßes auf Preußens Weg zu Großpreußen und auf Piemonts Weg zu Italien. Der italische General Govone war nach Berlin gekommen, um „die preußischen Militäranstalten zu studiren“, und während das diplomatische Schachzabelspiel zwischen der wiener und der berliner Staatskanzlei seinen depeschenreichen Fortgang nahm, verhandelte Bismarck mit dem genannten Sendling über ein preußisch-italisches Schutz- und Trutzbündniß.

Kein leichtes Geschäft! Der preußische Minister konnte nur mühsam im Zickzack vorgehen, was den hitzig daherstürmenden Italiener nicht wenig verdroß. Und doch mußte Govone zugeben, daß die Schwierigkeiten auf preußischer Seite groß waren. Schon darum, weil, wie der General am 2. April an Lamarmora berichtete, der in Sicht stehende Krieg gegen Oestreich in allen Ständen und Volksklassen durchaus unpopulär und selbst der Armee keineswegs willkommen war [1]).

Gleichviel. Am 8. April wurde das zwischen Preußen und Italien unterhandelte und vereinbarte Schutz- und Trutzbündniß in Berlin unterzeichnet, am 14. zu Florenz durch den König Viktor Emanuel, am 20. in Berlin durch den König Wilhelm besiegelt.

Jetzt kam es zunächst darauf an, der Welt zu zeigen oder wenigstens weiszumachen, wer das Karnickel wäre, wer angefangen hätte oder wenigstens anfangen wollte. Wie sich jetzo der preußische Minister drehte und wendete, vorstieß und auswich, hier einen gutgeführten Hieb parirte, dort eine Parade durchschlug, um Oestreich und den deutschen Bund ins Unrecht zu setzen, das war geradezu meisterlich. Ganz prächtig machte sich auch die Finte, daß Bismarck am Tage nach dem Abschluß der Allianz mit Italien beim Bundestag in Frankfurt vonseiten Preußens den Antrag einbringen ließ, zum Zwecke der Berathung einer Bundesreform ein auf allgemeiner und unmittelbarer Volkswahl beruhendes Parlament zu berufen. Das war auch ein „Quos ego!“, der Krähwinkelei und dem Dynastenhochmuth an den Kopf geworfen. Freilich richtete der Wurf nicht viel aus. Denn es war dem armen Ding von öffentlicher Meinung doch wohl ein bißchen zu viel zugemuthet, wenn sie den demokratisch-parlamentarischen Einfall des „Urjunkers“ ernsthaft nehmen sollte. Die Folgezeit hat

1) Un pó più di luce, 131.

freilich erwiesen, daß dieser Einfall allerdings ernsthaft gemeint war; aber sie hat nicht minder erwiesen, daß ein aus allgemeiner und unmittelbarer Volkswahl hervorgegangenes Parlament unter Umständen auch nur eine dekorative Bedeutung habe.

Derweil es mehr und mehr den Anschein gewann, Oestreich und der deutsche Bund würden sich zu der ihnen bismarckisch zugemutheten Karnickelrolle hergeben, mußte auch der gute Freund von Biarritz beschwichtigt und geschweigt werden, weil derselbe lauter, als dem preußischen Minister angenehm war, von der Berufung eines Kongresses sprach. Glücklicherweise beeilten sich Preußens Feinde, die Gefahr einer kongresslichen Hintanhaltung der Entscheidung durch die Waffen zu beseitigen. Am 3. Mai hielt Thiers im Gesetzgebenden Körper eine große Rede gegen „den Ehrgeiz Preußens, welcher den europäischen Frieden bedrohe“, sowie gegen die Vereinheitlichung Deutschlands und Italiens. Drei Tage später gab Napoleon der Dritte in Auxerre auf diese thiers'sche Rede die Antwort: „Ich verabscheue jene Verträge von 1815, welche man heute zur einzigen Grundlage unsrer auswärtigen Politik machen will“. Man konnte glauben, Bismarck selber hätte dem Kaiser diesen Satz eingeblasen, und gerade so sah auch die östreichische Depesche vom 1. Juni aus, welche durch ihre Aufstellungen den Kongreß unmöglich machte. Hinter den wirkungslosen Beweisgründen der Diplomaten fuhren schon die bekannten „ultimae rationes regum populorumque“ auf und schickten sich ihrerseits zum Sprechen an.

„Acheronta movebo!“ Die Anbändelungen mit Mazzini und Klapka beweisen unwiderleglich, daß Bismarck worthielt. Er hat zwar nachmals (1874) behauptet, er wäre auf das Projekt, unter den Befehlen des ungarischen Flüchtlingsgenerals Klapka eine aus östreichischen Ueberläufern bestehende Legion zu bilden, erst dann eingegangen, als nach der Schlacht von Sadowa der Franzosenkaiser mit seiner Dazwischenkunft drohte.

Allein der böse Lamarmora hat den urkundlichen Beweis erbracht, daß die erwähnten Anbändelungen schon vom Juni 1866 datirten [1]). Auch dem rothhemdigen Garibaldi war in dieser „Diversion der Revolution" gegen Lothringen-Habsburg eine Rolle zugedacht. Hat ja, wie allbekannt, der Graf Usedom, preußischer Gesandter am Hofe von Florenz, in seiner berüchtigten Depesche vom 17. Juni dem General Lamarmora zugeredet, „den Krieg (gegen Oestreich) gründlich zu führen und zu diesem Zwecke das Festungsviereck zu umgehen, um längs des adriatischen Meeres nach Ungarn zu marschiren, welches der Name Garibaldi's alsbald zum Aufstand bringen wird. So werden wir Oestreich nicht nur äußerlich treffen, sondern ins Herz (non aux extrémités, mais au coeur)" [2]).

Der Insherztreffkrieg war jedoch nicht nöthig. Nachdem mittels des östreichischen Kriegsmanifests vom 17. Juni und mittels der preußischen Ansprache „an das deutsche Volk" vom 18. den Kanonen das Wort gegeben war, stürzten die Sachen mit einer Raschheit, welche Europa staunen und Frankreich starren machte, der Katastrophe zu. Während Oestreich zu Land und zur See, bei Custozza und bei Lissa, den Italienern ruhmreich den Waffenmeister zeigte, empfing es in Böhmen nach siebentägigem Kriege am 3. Juli bei Sadowa-Königgrätz vonseiten Preußens den entscheidenden Schlag.

„Die Welt stürzt ein! (il mondo casca!)" schrie der Kardinal-Staatssekretär Antonelli auf, als die Donnerbotschaft von Sadowa an die Mauern des Vatikans schlug.

In den Tuilerien gab es ein „effarement" und in Paris

---

1) Un pó più di luce, 316, 313, 345.

2) Klaczko, dem der polakische Preußenhaß mitunter die Augen schärfte — freilich noch öfter trübte — hat a. a. O. 242 aufmerksam gemacht, daß Usedoms strategischer Plan die nahezu wörtliche Kopie eines von Mazzini am 26. Mai 1866 im „Dovere" von Genua veröffentlichten Artikels gewesen sei.

„patriotische Beklemmungen“. Selbst der Balsam, daß süddeutsche Minister, nachdem der deutsche Bund den Krieg gegen Preußen so geführt hatte, als wäre die selige Reichsarmee aus der Zeit des siebenjährigen Krieges wieder aus ihrem Grabe erstanden, den Schutz und Beistand des Franzosenkaisers flehentlich erbettelten und alle zehn Finger nach einem neuen Rheinbund ausstreckten, vermochte die Wunde, welche Sadowa durch das napoleonische Prestige hindurch dem gallischen Größenwahn geschlagen, nicht zu kühlen.

Bismarck seinerseits bedurfte keines Kühlmittels. Inmitten von berauschendsten Eindrücken war er nüchtern geblieben. Am 9. Juli schrieb er aus Hohenmauth an seine Frau: „Uns geht es gut. Wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir einen Frieden erlangen, welcher der Mühe werth ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn.“ Kennzeichnend für den „ferreous count“, wie der preußische Minister von jetzt ab in England hieß, ist der fromme Strich, welchen er seinen weiteren Aeußerungen gibt. „Holen die Oestreicher ihre Südarmee hervor, so werden wir sie mit Gottes gnädigem Beistand auch schlagen; das Vertrauen ist allgemein. Unsere Leute sind zum küssen, jeder so todesmuthig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot. Es muß doch ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein“ [1]. Während des

---

1) Bismarckbriefe, 189.

Feldzugs von 1870—71 hat Bismarck die „Täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde“ in seinem Nachtgepäcke mitgeführt. Mit solchen Frömmigkeiten will es dann freilich nicht so recht stimmen, wenn Graf Barral, der italische Gesandte in Berlin, am 15. Juni 1866 an Lamarmora meldete, der preußische Minister habe am Vorabend des Krieges das skeptische, nichts weniger als gottvertrauende Wort gesprochen: „Der allmächtige Gott hat seine Launen“ [1]. Aber wo wäre wohl der Mensch zu finden, welcher nicht ein aus Widersprüchen zusammengesetztes Geschöpf?

Die preußische Heermaschine hatte sich vollständig bewährt. Ihre Arbeit war eine so tüchtige und zugleich eine so rasche gewesen, daß alle Wollungen und Versuche, den riesigen Vorschritt Preußens aufzuhalten, daran zu schanden geworden. Die Präliminarien von Nikolsburg (26. Juli), der Friedensschluß mit Oestreich zu Prag (23. August), die Friedensverträge mit Wirtemberg (13. August), Baden (17. August), Baiern (22. August), Hessen-Darmstadt (3. September) und Sachsen (21. Oktober) stellten Großpreußen her. Aus dem entzweigebrochenen, zerhackten, schlechtbegränzten Preußen, wozu die Verträge von 1814—15 es gemacht, war ein kompakter Staat von 6400 Geviertmeilen mit nahezu 24 Millionen Einwohnern geworden. Das hatte allerdings einen Bruderkrieg und die vorläufige Ausscheidung der Deutsch-Oestreicher aus dem nationalen Verband gekostet — ein Preis, welchen Bismarck keineswegs so niedrig schätzte, wie seine Gegner ihm vorwarfen [2]. Daß dabei auch etliche deutsche Dynastieen mit

1) Un pó più di luce, 332.

2) Kennzeichnend ist inbetreff dieser Frage die mir von zuverlässigster Seite (Direktor v. W. in B.) gewordene Mittheilung, Bismarck habe es entschieden getadelt, daß bei Aufrichtung der bekannten „Siegessäule“ in Berlin die Bezugnahme auf den Krieg von 1866 nicht ganz beiseite gelassen worden sei.

in die Brüche gingen, war kein Unglück, im Gegentheil! Preußen, das um Schleswig, Holstein und Lauenburg, um Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt und etwelche bairische und darmhessische Bezirke vergrößerte Preußen war also jetzt das, was es bislang nur vorgestellt hatte, wirklich: eine europäische Großmacht, und als eine solche konnte es achselzuckend geschehen lassen, daß seine Feinde höhnten, die Devise vom Orden des schwarzen Adlers („suum cuique") sei genau wieder wie zur Zeit Friedrichs des Großen zu ergänzen („rapit").

Wie schon erwähnt worden, war der Leiter der preußischen Politik durch die großartigen Erfolge nicht berauscht worden. Wie nüchtern er geblieben, erwies er sofort nach dem prager Friedensschluß, indem er die Nothwendigkeit, mit der preußischen Verfassungspartei Frieden zu schließen, erkannte und bekannte. Er wußte ja, was in der Welt die Formen zu bedeuten haben, und er wollte angesichts der großen Aufgaben, die noch Lösung heischten, nicht durch das Dorngestrüppe des leidigen Konfliktzankes am Ausschreiten verhindert sein. In den Verhandlungen inbetreff der von der Regierung nachgesuchten „Indemnität" wandte sich Bismarck am 1. September an die Mitglieder der Abgeordnetenkammer mit den Worten: „Wir wünschen den Frieden, nicht weil wir kampfunfähig sind; im Gegentheil, die Flut geht mehr zu unsern Gunsten als vor Jahren; auch nicht, um einer künftigen Anklage zu entgehen: denn ich glaube nicht, daß man uns anklagen wird. Wir wünschen den Frieden, weil das Vaterland ihn mehr bedarf als früher und weil wir hoffen, ihn jetzt zu finden. Wir glauben ihn zu finden, weil Sie erkannt haben werden, daß die königliche Regierung den Aufgaben, welche auch Sie in Ihrer Mehrheit erstreben, nicht so fernsteht, als Sie vielleicht vor Jahren gedacht haben." Zwei Tage darauf gab der beste Mann der liberalen Partei, Karl Twesten, zur Antwort: „Die Hand wird uns zur Versöhnung geboten, es wird uns der

Boden der Verfassung gewährt. Wir können den Frieden schließen und darum müssen wir ihn schließen."

Die deutsche Revolution von oben gewann einen provisorischen Abschluß mittels der im August und September von 1866 vollbrachten Gründung und Fertigstellung des „Norddeutschen Bundes", welcher der Macht Preußens die Oberherrlichkeit über ein Gebiet von 1100 Geviertmeilen mit 5½ Millionen Bewohnern hinzufügte.

Einen sehr provisorischen Abschluß, denn gerade in denselben Monaten August und September holte sie schon wieder zum Weiterschreiten aus. Preußen herrschte von der Ost- und Nordsee bis zum Main, welchen die nikolsburger Präliminarien zur Gränzlinie zwischen der preußischen Machtsphäre und den deutschen Südstaaten gemacht hatten. Ein Machwerk, so seicht wie der Main selber. Als ob jetzt noch etwas den Schicksalsschluß einer strafferen Zusammenfassung der deutschen Nation hätte aufhalten können! Jedes derartige Unterfangen konnte und mußte ja das Unausweichliche nur beschleunigen.

Kaum gezogen, war darum die Maingränzlinie zwischen Nord- und Süddeutschland thatsächlich schon überbrückt, — überbrückt mittels der geheimen Schutz- und Trutzbündnißverträge, welche Bismarck im August und September mit Baiern, Wirtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt abschloß und deren rheinüber gerichtete Spitze diese war, daß auch die Staaten Süddeutschlands den Hegemon des norddeutschen Bundes, den König von Preußen, als den Bundesfeldherrn deutscher Nation anerkannten.

Die Feinde der deutschen Einheit haben gesagt, das alles sei nur eine selbstsüchtig-preußische, so recht eine erzpreußische Machenschaft gewesen. Mag sein. Aber gewiß ist, daß es die preußische Machenschaft zu etwas brachte und ein Problem lös'te, an welchem so vielerlei Hände ebenso lange als ungeschickt und ohnmächtig herumgetastet hatten. Es steht ge-

schrieben und es ist ja wahr, Bismarck hat am 3. Juni von 1866 zum General Govone gesagt: „Ich bin weit weniger Deutscher als Preuße und ich würde gar keine Schwierigkeit daraus machen, den ganzen Landstrich zwischen Rhein und Mosel an Frankreich abzutreten“ [1]). Allein man darf nicht vergessen, was alles für Stichwörter dem preußischen Minister dazumal seine Rolle vorschrieb. Der wissende und gerechte Urtheiler wird also in der angezogenen Auslassung nur eine Strophe des Schlummerliedes erkennen, welches Bismarck dem Franzosenkaiser vorzusingen für nöthig erachtete, bis der Donnerschlag von Sadowa gefallen war.

Nun er gefallen und der Decemberkaiser in den Tuilerien aus seinem Traumschlummer aufgeschrocken war, hob ein neuer Akt des großen Spieles an, ein Akt, welcher als grellen Schlußeffekt im Juli von 1870 das pariser Boulevardsgeschrei: „A Berlin! A Berlin!“ erschallen ließ.

---

1) Lamarmora, 275.

III.

Der Feind.

1.

„Remuez la boue et vous trouverez le sang“ [1]).

Etliche hundert Ellen von seinem besten Bombast mögen dem Victor Hugo in Gnaden verziehen sein um dieses Satzes willen, womit er die Geschichte des zweiten Empire lapidarisch an den weltgeschichtlichen Schandpfahl geschrieben.

„Schiebt den Koth beiseite und ihr findet Blut.“ Und der Mensch, der meineidige und mörderische Usurpator, dessen auf die kürzeste Formel gebrachte Geschichte also lautet, hat nahezu zwanzig Jahre lang die Geschicke Europa's gelenkt! Hat die Geschicke Europa's gelenkt, ohne, wohlverstanden! ein Mann von Genie, ohne ein Finder neuer und großer Ideen, ohne ein Held zu sein; sondern einzig und allein, weil er ein glücklicher Verbrecher war.

In Zeiten, wo das öffentliche Gewissen länger und tiefer schläft als sonst und demnach die Niedertracht der Menschen und der Völker eine mehr als alltägliche Vollkommenheit erreicht, da werden derartige glückliche Verbrecher vom süßen und vom sauren Pöbel, also von der ungeheuren Mehrzahl der Leute, für Heilande angesehen, ja geradezu als Herrgötter

1) V. Hugo, Histoire d'un crime (1878), II, 169.

begrüßt und beweihraucht. Da gedeihen die Borgia und die Bonaparte, echte und nachgemachte. Wer die Huldigungen mitangesehen, welche dem Sohne der Hortense Beauharnais, nachdem er aus der hochkomischen Figur von Straßburg und Boulogne zur tiefunheimlichen vom December geworden und sein Verbrechen ihm geglückt war, von „ganz Europa“, von der „Gesellschaft“ bis zu ihren höchsten, allerhöchsten Spitzen hinauf dargebracht wurden, der hat die menschliche Gemeinheit in der ganzen Scheusäligkeit ihrer Blöße erblickt.

Das zweite Empire bestätigte durchweg den Satz, daß Gewalten nur mit denselben Mitteln behauptet werden, womit sie erlangt worden sind. Alles Lug und Trug, von der „kaiserlichen Demokratie“ bis hinab zu der „Goldbarren-Lotterie“ und zu den „Jecker-Bons“. Das ganze Regiment systematisch darauf berechnet, eine Schule der Vergemeinerung zu sein, jede Wahrheit zu fälschen, alles Ehrwürdige zu travestiren, alles Hohe zu erniedrigen, an die Stelle idealischen Strebens das bestialische Wohlbehagen zu setzen, alle edeln Instinkte der Menschennatur in sinnlicher Lustgier zu ertränken und ein ganzes Volk auf die Fläche der eigenen Verderbtheit herabzudrücken, um das ausgehöhlte und entnervte desto leichter despotisiren zu können. Aber, so sagen die Priester und Leviten vom goldenen Kalb, deren Glaube der Kurszettel, deren Liebe der Schwindel und deren Hoffnung der Millionendiebstahl, — aber „die Regierung Napoleons des Dritten hat Frankreich reich gemacht, so reich, wie es vordem nie gewesen“. Ja wohl, gerade reich genug, um schließlich für die Befreiung vom Joche seines Reichmachers zwei Provinzen und fünf Milliarden bezahlen zu können.

In der ersten Hälfte des riesigen Empire-Schwindels waren dem Empereur und seinen Spießgesellen die Frankreich und Europa vorgemachten Blendwerke — auch der Krimkrieg ist ja nur ein solches gewesen — rasch und glücklich von der

Hand gegangen. Dann aber hatte mit der Nervenspannung und Muskelkraft auch das Glück in der Jonglerie nachzulassen angefangen. Das Brauen des Gloire-Champagners, welchen der Kaiser von Zeit zu Zeit seinen geliebten Unterthanen vorsetzen wollte und mußte, es wollte auch nicht mehr recht gelingen. Schon der italische Feldzug von 1859 hatte seine Absicht bei weitem nicht erreicht, obzwar der halbe Fehlschlag durch die nichts weniger als ehrenhafte Erwerbung von Savoyen und Nizza bemäntelt wurde. Darauf hatten sich die Dinge in Italien ganz anders gestaltet, als der Franzosenkaiser gewünscht und gewollt. Die halben Wollungen zu Gunsten Polens hatten die lang und sehnsüchtig erstrebte Allianz mit dem Zaren verunmöglicht und endlich hatten diese Wollungen mitsammt der Kongreßidee kläglich Fiasko gemacht. Das mexikanische Abenteuer war unaufhaltsam einem schmählichen Ende zugeschwankt. Der deutsche Krieg hatte Frankreich unvorbereitet getroffen und hatte durch seinen Verlauf alle Berechnungen der napoleonischen Hinterhaltspolitik furchtbar getäuscht. So verbarg schon seit Jahren das prunkende „Prestige“ des Empire eigentlich nur noch eine Reihe von Niederlagen.

Zu alledem kam sodann, daß der Mann vom December jetzt ein siecher war; sowie, daß die Hauptmacher und Hauptstützen des zweiten Empire, die schlauen, findigen, geschickten und entschlossenen Bösenwichte wie Morny, Mocquard, Leroy (Saint-Arnaud), Magnan, Espinasse, Roguet, Fleury und Fialin (Persigny) entweder „in der Blüthe ihrer Sünden“ weggerafft oder doch zusammengebrochen waren und als Ersatzleute nur gedunsene Rabulisten wie Rouher zurückgelassen hatten oder seichte Schönschwätzer wie Ollivier, Trottel in Diplomatenfräcken wie Gramont, wissen- und gewissenlose Bramarbasse wie Leboeuf, widerliche Rüpel wie Granier, bornirte Fanatiker wie Jérôme David und einen Schwarm Jesuiten von der langen und von der kurzen Robe, welche um die aus

Hübschheit, Unwissenheit, Leichtfertigkeit, Aberglauben und Leidenschaftlichkeit zusammengesetzte Frau Napoleons des Dritten her dünstelten, gaukelten und ränkelten. In diesem für Frankreich so unheilvollen Kreise verquickte man den Cäsarismus mit Papalismus und glaubte eine wunderkräftige Stärkung für den Bonapartismus im Ultramontanismus gefunden zu haben. Mit voller Bestimmtheit ist zu vermuthen, daß in der vertrauten Umgebung der phantastischen, kenntnißlosen und bigoten Spanierin die Fäden jener großen gegen das Germanenthum und den Protestantismus gerichteten Kombination nicht an-, aber doch weitergesponnen wurden, welche vom Jesuitismus entworfene Kombination da in Form der vom vatikanischen Koncil zu erlassenden Kriegserklärung gegen die moderne Kultur, dort in Form der von Frankreich zu erlassenden Kriegserklärung gegen Preußen in Scene gesetzt werden sollte. Daß Napoleon der Dritte auf die Phantasmen und Fanatismen, welche man in dem kleinen Gehirn von Madame Eugenie in Thätigkeit zu setzen gewußt hatte, geachtet hätte, ist sehr unwahrscheinlich. Aber daß der Einfluß der spanischen Donna auf den kranken Mann mit der Zeit immer gebieterischer geworden, ist eine zweifellose Thatsache, der selbst behutsamste Urtheiler ein großes Gewicht beilegen [1]). Wir werden weiterhin davon hören.

Alle die angedeuteten Ursachen wirkten zusammen, den Glanz und Glimmer des zweiten Kaiserreichs erblassen zu machen. Vorerst freilich nicht in den Augen der urtheilslosen Menge, sondern nur in Augen, welche hinter dem Schein der Dinge das Sein derselben zu erschauen vermögen. Vom großen Haufen in Frankreich, in Europa, in allen fünf Erdtheilen wurde Hugo's „Napoléon le petit“ noch immer als

1) So z. B. A. Sorel in seiner trefflichen „Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande“ (1875). An einer Stelle (I, 76) sagt er trocken: „Malheureusement elle avait beaucoup de crédit auprès de l'empereur; elle eut de l'influence et cette influence fut mauvaise“.

ein großer Mann bewundert und als der Klügste der Klugen, als der Mächtigste der Mächtigen gepriesen.

Derweil aber war über den nur noch scheinbar Starken ein wirklich Stärkerer gekommen.

2.

Am 19. Februar von 1878, als der deutsche Reichstag zu einer schüchternen Anfrage inbetreff der Stellung Deutschlands zur orientalischen Kriegssache sich ermannte, gab der Reichskanzler Fürst Bismarck die Erklärung ab, das deutsche Reich werde sich begnügen, die Rolle eines „ehrlichen Maklers" zwischen den geschäftemachenden Mächten zu spielen. Bei dieser Gelegenheit, wo der Fürst sehr viel Wasser in den übrigens schon nicht mehr brausenden, sondern bereits abgestandenen Wein unseres Großmachtbewußtseins goß, gab er unter andern Gründen für seine Nichteinmischungspolitik auch diesen an: „Ich könnte die Zahl der Interventionen, bei denen man sich gewissermaßen die Finger verbrannt hat, aus der neuesten Geschichte vermehren. Ich erinnere an die von uns nur beabsichtigte Intervention vor Villafranca. Es war eine Friedensstiftung, die uns nachher von keiner Seite gedankt wurde. Ich erinnere auch an die Friedensstiftung Napoleons des Dritten dicht nach der Schlacht von Sadowa. Was ich mir dabei gedacht habe, das weiß ich und ich habe es nicht vergessen. Ich habe gut Buch gehalten über die damalige Intervention und es wäre vielleicht für die französischen Interessen nützlicher gewesen, Frankreich hätte sich damals nicht zum Friedensstifter aufgeworfen".

Fraglos ein Wort von historischer Bedeutung! Es wirft

ein blitzendes Licht auf die Ursprünge des deutsch-französischen Krieges von 1870. Ueberhaupt können nur Leute, welche ihren Patriotismus in Unwissenheit einkapseln und mit Vornirtheit überziehen, des Glaubens sein, Frankreich allein oder gar der Franzosenkaiser allein hätte den Krieg verschuldet. Allerdings, der Bonapartismus brauchte und wollte aus verschiedenen Gründen den Krieg und die gallische Eitelkeit, der chauvinistische Größenwahn thaten das übrige; aber Preußen, das bis zum Main vergrößerte Preußen brauchte und wollte den Krieg nicht minder, mußte ihn wollen, so es seinen „deutschen Beruf" erfüllen, d. h. die Verpreußung von ganz Deutschland erreichen wollte. Der Krieg war demnach in seinen Wurzelursachen eine jener geschichtlichen Nothwendigkeiten, welche im Wesen des Menschen- und Völkerdaseins selber begründet sind und von welchen darum alle die bauschenden und rauschenden Phrasen der Schwätzer vom ewigen Frieden, von der Völkersolidarität und dergleichen Wolkenkuckuksheimereien mehr kein Jota wegthun. Man fühlte hüben und drüben, in Berlin wie in Paris, diese unausweichliche Nothwendigkeit ganz deutlich und man konnte daher hier und dort das Hervorholen der „letzten Beweisgründe" bloß noch für eine Frage der Zeit ansehen. Der Unterschied war nur dieser, daß man diesseits des Rheins mit ebenso geräuschloser als rastloser Arbeit auf eine tüchtige Vorführung dieser Beweisgründe sich vorbereitete, während man jenseits mit echtgallischem Leichtsinn auf die Wunderkraft der Phrase von der „grande nation", nebenbei auch auf die wunderthuenden Chassepots und Mitrailleusen sich verließ und demzufolge, vereinzelte Stimmen der Mahnung und Warnung lässig oder hochmüthig überhörend, der Entscheidung frivol entgegentanzte [1]).

1) Zu den frühzeitigsten und eindringlichsten Warnern gehörte eine Warnerin, die Königin von Holland, welche als Tochter des Königs Wilhelm von Wirtemberg den ganzen Haß ihres Vaters gegen die Hohen-

Es ist bekannt, daß preußische Generale, noch warm von den Siegen in Böhmen und am Main, ihre Meinung nicht verhehlten, statt Napoleons Einmischung in die Friedensverhandlungen zu dulden lieber sofort den früher oder später doch unausbleiblichen Kampf mit den Franzosen aufzunehmen. Allein Bismarck war anderer Ansicht. Er mochte auch dazumal denken, daß man gutthäte, in der Politik zu verfahren wie auf der Entenjagd. Man mußte die gemachte Länderbeute erst in Sicherheit bringen, mußte den norddeutschen Bund sich befestigen, den Grimm und Groll der Süddeutschen etwas verdampfen lassen. Nehmen wir also, nachdem die Heermaschine so prächtig gearbeitet hat, zur Abwechselung das diplo-

---

zollern geerbt hatte. Wenige Tage nach der Schlacht von Sadowa ließ sie unter der Adresse eines Mr. d'André ein Schreiben nach Paris gelangen, welches aber für den Kaiser bestimmt war. Darin sagte sie unter anderem: „Vous vous faites d'étranges illusions! Votre prestige a plus diminué dans cette dernière quinzaine qu'il n'a diminué pendant toute la durée du règne. Vous laissez grandir outre mesure l'insolence et la brutalité de votre plus proche voisin. Je regrette que vous ne voyiez pas le funeste danger d'une puissante Allemagne. C'est la dynastie qui est menacée." Papiers et correspondance de la famille impériale (Paris 1871), I, 12. Diese deutsche Prinzessin vom altherkömmlichen Prinzen- und Prinzessinnenschlag hätte also lieber Deutschland in Ohnmacht gesehen als die bonaparte'sche Dynastie in Gefahr. Daß man auch in den soldatischen Kreisen Frankreichs denn doch die blinde Zuversicht der Leboeuf und Konsorten nicht überall theilte, beweis't der Brief, welchen der General Ducrot zu Anfang des Christmonats von 1866 aus Straßburg an den General Trochu schrieb. Es hieß darin: „De l'autre côté du Rhin il n'est pas un Allemand qui ne croie à la guerre dans un avenir prochain. A moins d'être aveugle, il n'est pas permis de douter que la guerre éclatera au premier jour. Avec notre stupide vanité, notre folle présomption, nous pouvons croire qu'il nous sera permis de choisir notre jour et notre heure pour l'achèvement de notre organisation et de notre armement. En verité, je commence à croire que notre gouvernement est frappé de démence". Pap. et corresp. d. l. fam. imp. I, 6.

matische Schachzabelbrett wieder vor und spielen wir eine „dilatorische" Partie mit dem Herrn Grafen Benedetti, Botschafter Sr. kaiserlich-französischen Majestät am berliner Hofe.

Der arme Benedetti! Er hat nachmals viel Spott und Schimpf aushalten müssen. Aber so dumm, wie ihn nach verspielter Partie die Franzosen machten, ist er keineswegs gewesen, obzwar lange nicht gescheid genug für den, mit welchem er es zu thun hatte.

In seinem berühmten Rundschreiben an die Vertreter des norddeutschen Bundes vom 29. Juli 1870 hat Bismarck gesagt: „Die Bestrebungen des französischen Gouvernements, seine begehrlichen Absichten auf Belgien und die Rheingränzen mit preußischem Beistande durchzuführen, sind schon vor 1862, also vor meiner Uebernahme des auswärtigen Amtes an mich herangetreten. Vor Ausbruch des Krieges von 1866 sind mir theils durch Verwandte des Kaisers der Franzosen, theils durch vertrauliche Agenten Vorschläge gemacht worden, welche jederzeit dahin gingen, kleinere oder größere Transaktionen zum Behuf beiderseitiger Vergrößerung zustande zu bringen; es handelte sich bald um Luxemburg oder um die Gränze von 1814 mit Landau und Saarlouis, bald um größere Objekte, von denen die französische Schweiz und die Frage, wo die Sprachgränze in Piemont zu ziehen sei, nicht ausgeschlossen blieben. Im Mai 1866 nahmen diese Zumuthungen die Gestalt des Vorschlags eines Offensiv- und Defensivbündnisses an". Der preußische Minister theilt dann den „in seinen Händen gebliebenen" Entwurf dieses Allianzvorschlags mit, dessen Hauptbestimmungen dahin gingen, daß Preußen und Frankreich einen gemeinsamen Krieg gegen Oestreich führen sollten, wozu Napoleon der Dritte 300,000 Mann stellen müßte, und daß nur unter folgenden Bedingungen der Frieden zu schließen wäre: Venetien fällt an Italien; Preußen vergrößert sich in Deutschland um 7 bis 8 Millionen Seelen

und vollzieht in seinem Sinne die Reform des deutschen Bundes; Frankreich annektirt das ganze zwischen Rhein und Mosel gelegene Gebiet, mit Ausschluß von Mainz und Koblenz. Nachdem Bismarck gesagt, daß und wie „wir ungeachtet mehrfacher, fast drohender Mahnungen dieses Allianzprojekt abgelehnt", fügt er hinzu: „Von der Zeit an hat Frankreich nicht aufgehört, uns durch Anerbietungen auf Kosten Deutschlands und Belgiens in Versuchung zu führen. Die Unmöglichkeit, auf irgendwelche Anerbietungen der Art einzugehen, war für mich niemals zweifelhaft; wohl aber hielt ich es im Interesse des Friedens für nützlich, den französischen Staatsmännern die ihnen eigenthümlichen Illusionen so lange zu belassen, als dieses, ohne ihnen irgendwelche auch nur mündliche Zusage zu machen, möglich sein würde. Ich vermuthete, daß die Vernichtung jeder französischen Hoffnung den Frieden, den zu erhalten Deutschlands und Europa's Interesse war, gefährden würde. Aus diesem Grunde schwieg ich über die gemachten Zumuthungen und verhandelte dilatorisch über dieselben, ohne meinerseits jemals auch nur ein Versprechen zu machen"[1]).

Doch unser altes Rechtssprichwort sagt und fordert: „Eines Mannes Rede ist keine Rede, man soll sie hören alle beede" — und dieser Forderung soll ihr Recht widerfahren. Die Akten geben uns ja die Mittel an die Hand, den Monolog in einen Dialog zu verwandeln.

Wenn süddeutsche Minister und „Volksmänner" i. J. 1866 inbetreff der Stärke Preußens so gröblich sich täuschten, wie sie thaten, kann man den Franzosen ihre bezüglichen Irrungen schon zu gute halten. Am 19. Mai meldete Benedetti aus

1) Die im Text angeführten deutschen Aktenstücke (bis zum Jahre 1870) gebe ich nach dem Abdrucke derselben bei Hahn, „Fürst Bismarck", welches Buch ja eine „vollständige, pragmatisch geordnete Sammlung der Reden, Depeschen, Staatsschriften und politischen Briefe des Fürsten" darstellt und, so zu sagen, amtlich gestämpelt ist.

Berlin an den Minister des Auswärtigen Drouyn de Lhuys in Paris, daß er eine Unterredung mit Bismarck gehabt, worin ihm dieser die zuversichtlichsten Siegeshoffnungen ausgesprochen und gesagt habe, im Nothfall könne er ja die liberale Partei in die Regierung ziehen, die deutsche Reichsverfassung von 1849 verkünden und das Nationalgefühl von Hamburg bis München mit sich fortreißen. Allein der französische Botschafter verhehlte seinen Unglauben nicht und fügte seinem Berichte den Satz bei: „Ich theile in keiner Weise das Vertrauen des Herrn von Bismarck in das Ergebniß eines Krieges, welchen Preußen allein gegen Oestreich und die (deutschen) Mittelstaaten zu führen hätte“ [1]. Dazumal handelte es sich, wie wir aus Bismarcks Munde wissen, um eine gegen Oestreich gerichtete französisch-preußische Allianz. Es scheint aber fast, Benedetti sei in das Geheimniß der bezüglichen Unterhandlungen gar nicht oder doch nur halb eingeweiht gewesen. Denn in seiner Depesche vom 4. Juni schrieb er: „Ich habe von Bismarck vernommen, daß der König fortwährend sich weigert, irgendetwas zuzulassen, was die Abtretung preußischen Gebiets herbeiführen könnte. Sr. Majestät zufolge — wenigstens sagt Herr von Bismarck so — müßten die Kompensationen, welche man Frankreich anzubieten vermöchte, überall da genommen werden, wo man an Frankreichs Gränzen französisch redet. Dem preußischen Ministerpräsidenten entfuhr dabei das Wort, daß, wenn Frankreich Köln, Bonn und Mainz begehrte, er lieber von der politischen Bühne verschwinden als darein willigen würde. Ich beschränkte mich darauf, ihn zu erinnern, daß Luxemburg kein herrenloses Gut wäre und daß sowohl Belgien als gewisse Kantone der Schweiz sicherlich nicht einmal die Diskussion der angedeuteten Möglichkeiten zulassen würden. Dann brach ich das Gespräch über dieses Thema

1) Le comte Benedetti, Ma mission en Prusse, 2. édit. (Paris 1870), p. 161.

ab, um ihn nicht glauben zu lassen, seine Kombinationen könnten irgendwie Aussicht haben, in Paris in Betracht gezogen zu werden. Ich weiß übrigens nicht zu sagen, ob Herr von Bismarck, indem er sich dergestalt gegen mich herausließ, ohne daß ihm hierzu irgendeine Veranlassung gegeben war, mich merken oder Sie wissen lassen wollte, was er Ihnen bewilligen könnte"[1]). Es ist klar, daß der Inhalt dieser Depesche mit dem von Bismarcks erwähntem Rundschreiben nicht übereinstimmt. Sollte die Erklärung der Dissonanz darin liegen, daß die von dem Minister Preußens betonten Vorschläge dem berliner Kabinett hinter Benedetti's Rücken „durch Verwandte des Kaisers und durch vertrauliche Agenten" gemacht worden sind?

Bemerkenswerth ist zweifelsohne, daß noch im Hochsommer von 1866 die Ansichten und Wünsche am Tuilerienhofe sehr schwankend gewesen zu sein scheinen. Selbst ein so vertrauter Minister Napoleons des Dritten wie Rouher wußte noch am 6. August — beachtenswerthes Datum! — nicht genau, welchen Ersatz man von französischer Seite für die Erfolge Preußens fordern sollte[2]), und doch war diese Forderung dazumal schon ganz bestimmt formulirt und in Berlin geltend gemacht, trotzdem daß Benedetti seinen Hof wiederholt gewarnt hatte, das deutsche Nationalgefühl nicht herauszufordern, denn — sagte er in seiner Depesche vom 8. Juni — „der Argwohn gegen Frankreich würde einmüthig und zornig sich aufrichten

1) Benedetti, Ma mission en Prusse, 164—66.

2) S. den Brief, welchen Rouher am genannten Tage aus Cerçay an den Marquis Du Moustier schrieb. Es hieß darin: „Faut-il ne demander que les frontières de 1814? Ne faut-il pas avoir une prétention initiale plus vaste?" Charakteristisch ist die Stelle: „L'impératrice vous a écrit et a bien voulu m'exprimer des pensées toutes contraires. Elle voudrait demander beaucoup ou rien, pour ne pas compromettre nos prétentions définitives." Pap. et corresp. d. l. fam. imp. II, 225—26.

bei dem geringsten Anzeichen, daß wir uns gegen den Rhein hin ausdehnen wollten," und — fügte er in seiner Depesche vom 15. Juni hinzu — „die Deutschen würden mit Entrüstung schon den bloßen Gedanken einer Vereinbarung zurückweisen, welche die Abtretung irgendeines Stückes deutschen Bodens herbeiführen könnte."

3.

Am 2. Mai von 1871 that der Reichskanzler Fürst Bismarck im deutschen Reichstag die Aeußerung: „Es ist bekannt, daß ich am 6. August 1866 in dem Fall gewesen bin, den französischen Botschafter bei mir eintreten zu sehen, um mir mit kurzen Worten das Ultimatum zu stellen, Mainz an Frankreich abzutreten oder die sofortige Kriegserklärung zu gewärtigen. Ich bin natürlich nicht eine Sekunde zweifelhaft gewesen über die Antwort. Ich antwortete ihm: Gut, dann ist Krieg! Er reis'te mit dieser Antwort nach Paris; in Paris besann man sich einige Tage nachher anders und man gab mir zu verstehen, die erste Instruktion sei dem Kaiser Napoleon während einer Krankheit entrissen worden."

Graf Benedetti erzählt, er habe schon in Nikolsburg, wo er als Träger der französischen Einmischungsrolle agirte, den Befehl aus Paris erhalten, „à entretenir M. de Bismarck de nos prétentions", und fährt dann fort: „Von Nikolsburg nach Berlin zurückgekehrt, ging mir in den ersten Augusttagen ein Vertragsentwurf zu, welchen ich dem Herrn von Bismarck vorlegen sollte. Dieser Entwurf beschränkte sich nicht mehr auf eine „Gränzeberichtigung", sondern sollte Frankreich in den Besitz des linken Rheinufers setzen, die Festung Mainz inbegriffen" [1]).

---

1) Ma mission, 178.

Eine so märchenhaft unverschämte Forderung erging an Preußen einen Monat nach Sadowa und sie kam, wie Benedetti bezeugt, unmittelbar aus Vichy, wo Napoleon der Dritte den Brunnen trank. Der Vertragsentwurf, welchen der französische Botschafter dem preußischen Minister als Ultimatum unterbreiten sollte, forderte in 3 Artikeln die Abtretung des ganzen linken deutschen Rheinuferlandes, Rheinpreußens, Rheinbaierns und Rheinhessens sammt Mainz, an Frankreich, sowie die Aufhebung des preußischen Besatzungrechtes in Luxemburg [1]).

Benedetti traute dem Wetter nicht und schrieb am 5. August nach Paris, er habe „an diesem Morgen" Herrn von Bismarck eine Abschrift des Vertragsentwurfes zugehen lassen, weil „mit Rücksicht auf den Charakter des Bundeskanzlers vermieden werden muß, dem ersten Eindruck anzuwohnen, welchen die Neuigkeit, daß wir die Rheinufer mit Mainz verlangen, auf ihn machen wird". Der Franzos wollte kluger Weise des Unwetters ersten Ausbruch vorübergehen lassen. Am folgenden Tage wagte er sich dann in die Höhle des Löwen und will seiner Aussage zufolge „ferme et pressant" aufgetreten sein. Wie Bismarck ihn abfahren ließ, ist schon gemeldet worden, doch muß noch hinzugefügt werden, daß der preußische Minister dem französischen Botschafter einen bedeutsamen Wink auf den Weg nach Paris mitgab. Als nämlich Benedetti davon sprach, es könnte für das Dasein der napoleonischen Dynastie sehr gefährlich werden, so sie nicht eine Gebietsabtretung vonseiten Deutschlands erlangte, gab Bismarck zur Antwort, der Botschafter würde gutthun, seinen Kaiser darauf aufmerksam zu machen, daß, so ein Krieg zwischen Frankreich und Preußen ausbräche, möglicher Weise in diesem Kriege auch „revolutionäre Mittel" zur Verwendung kämen und daß

1) Der Wortlaut des Vertragentwurfs ist gedruckt bei Hahn, I, 508.

angesichts der hieraus entspringenden Gefahren der Thron der Hohenzollern doch wohl eine größere Festigkeit erweisen würde als der Thron der Napoleoniden[1]). Deutlicher gesprochen: Bismarck würde gegebenen Falles auch jetzt nicht angestanden sein, der revolutionären Elemente, der Mazzini, Garibaldi u. s. w. zu seinen Zwecken sich zu bedienen, wie er sich im Kriege gegen Oestreich derselben bedient hatte oder wenigstens hatte bedienen wollen.

Napoleon der Dritte nahm offenbar den gegebenen Wink sehr ernsthaft. Benedetti's mündlicher Bericht über die Stimmung in Berlin gab ihm überhaupt zu denken und das Ergebniß seines Nachdenkens war ein rascher Fall von der Höhe des Uebermuthes in die Tiefe des Kleinmuths. Zeugniß hierfür legt der Brief ab, welchen der Kaiser am 12. August an den Grafen De Lavalette schrieb und worin die Schuld des von Bismarck verworfenen Vertragentwurfes dem Minister Drouyn de Lhuys zugeschaufelt wurde[2]). Dann sagte Napoleon: „Die mit Benedetti gepflogene Unterredung zeigte mir, daß wir für den Preis eines nur kleinen Vortheils ganz Deutschland gegen uns haben würden. Das wahre Interesse Frankreichs besteht nicht darin, daß wir eine unbedeutende Gebietsvergrößerung erlangen, sondern vielmehr darin, daß wir Deutschland helfen, sich auf eine unseren Interessen und den Interessen Europa's möglichst entsprechende Weise zu konstituiren“[3]). Recht schön, fast zärtlich! Man könnte glauben der weiland Gymnasiast von Augsburg hätte für Deutschland ein liebevolles Gedenken bewahrt. Schade nur, daß wir

1) Auszug aus dem preußischen Amtsblatt, dem „Staatsanzeiger“, bei Hahn, I, 511.

2) Zur Verstärkung dieser Ungerechtigkeit entblödeten sich die Höflinge Napoleons des Dritten nicht, ganz laut von einem Narrenstreich („incartade“) des verleugneten Ministers zu sprechen.

3) Benedetti, Ma mission, 182.

sofort sehen werden, in welcher Weise er die Interessen Frankreichs mit denen Deutschlands in Harmonie zu bringen beabsichtigte.

Drouyn de Lhuys, welcher Preußen gegenüber auf Kosten Deutschlands eine thatkräftige Politik durchgeführt haben wollte, gab, als er damit nicht durchzudringen vermochte, seine Entlassung, trat am 1. September aus dem Ministerium und hatte zu seinem vorläufigen Nachfolger den Grafen De Lavalette, welcher nur den aus Konstantinopel berufenen neuen Minister des Auswärtigen, den Marquis Du Moustier, bis zu dessen Eintreffen vertrat. Die genannten Herren huldigten, wie auch Rouher that, der Ansicht, die „Politik der Kompensationen“ sei durch die „Politik der Zusammenballungen (agglomérations)“ zu ersetzen[1]). In der Praxis liefen freilich diese beiden Theorieen auf ein- und dasselbe hinaus. Denn der inzwischen nach Berlin zurückgekehrte Benedetti theilte zwar dem preußischen Ministerpräsidenten mit, daß ihm befohlen worden sei, die Unterhandlung über Mainz und das linke Rheinufer ganz fallen zu lassen, hatte jedoch Anweisungen mitgebracht oder empfing solche sofort, welche die Fortführung der auf eine Vergrößerung Frankreichs abzielenden Verhandlungen zwischen ihm und Bismarck forderten. Er erzählt: „Jetzt geschah es, daß der preußische Minister s e i n Projekt einer Allianz zwischen Frankreich und Preußen bestimmter formulirte. Natürlich wollte er zur Erweiterung unseres Gebietes nicht mithelfen für nichts und wieder nichts. Als Gegenleistung für die uns zugestandenen Vortheile verlangte er unsern Beistand zur Krönung seines Werkes, d. h. zur Ausdehnung der preußischen Herrschaft von der Ostsee bis zu den Alpen. Weil ich mir nun während eines unserer bezüglichen Gespräche ein deutliches Bild von allen diesen Entwürfen machen wollte,

1) Sorel, I, 25.

ließ ich mich herbei, dieselben niederzuschreiben, so zu sagen, unter Bismarcks Diktat"[1]).

„En quelque sorte sous sa dictée" — wirklich? Man glaubt die Beiden einander gegenüber sitzen zu sehen, den Lenkenden und den Gelenkten, und wenn, während der eine schrieb, ein mephistophelisches Lächeln um die Mundwinkel des andern spielte, wer möchte das tadeln? Armer Benedetti, es gibt im Diplomatenleben Augenblicke, wo man bedeutend weniger schreiblustig sein sollte, als man ist.

Der preußische Minister durchlas das Machwerk Benedetti's und bemerkte, daß etliche Artikel doch wohl einer anderen Fassung bedürftig sein möchten. Der französische Botschafter nahm die angedeuteten Aenderungen im Texte vor und hierauf wurde das Schriftstück nach Paris gesandt, allwo Napoleon und seine Minister mit dem preußischen Gesandten von Goltz über den Inhalt verhandelten. Dann wanderte, in keinem wesentlichen Punkte abgeändert, der Entwurf nach Berlin zurück[2]).

Dies die Entstehungsgeschichte des Aktenstückes, welches, bis zum 25. Juli von 1870 geheim gehalten und hierauf an diesem Tage in den londoner „Times" veröffentlicht, seiner Zeit wie ein Donnerschlag in die europäischen Staatskanzleien hineinfallen sollte. Der Inhalt lautete in wortgetreuer Ueber-

1) Benedetti, 192—93.

2) Das ursprüngliche Original des Vertragsentwurfes, von welchem eine, ebenfalls von Benedetti's Hand herrührende Abschrift in Bismarcks Besitz zurückblieb, wurde von Benedetti an den Staatsminister Rouher geschickt. Diese „minute première" ist von deutschen Soldaten im Jahre 1870 mit anderen höchst wichtigen und geheimgehaltenen Schriftstücken in Rouhers Schloß Cerçay, wohin der Minister diese Geheimpapiere mitgenommen, weil er sie daselbst für sicherer hielt als in Paris, erbeutet worden und befindet sich jetzt im berliner Archiv. Dieses Exemplar ist mit Randglossen von der Hand Napoleons des Dritten und Rouhers versehen. G. Rothan, La politique française en 1866 (Paris 1879), p. 384 et suiv.

tragung aus dem französischen Original also: — „1) Se. Majestät der Kaiser der Franzosen erkennt und anerkennt die Erwerbungen, welche Preußen in Folge des letzten Krieges gemacht hat. 2) Se. Majestät der König von Preußen verspricht, Frankreich die Erwerbung von Luxemburg zu erleichtern. 3) Se. Majestät der Kaiser der Franzosen wird einer bundesstaatlichen Vereinigung (union fédérale) des norddeutschen Bundes mit den süddeutschen Staaten, Oestreich ausgenommen, sich nicht entgegenstellen; diese Vereinigung könnte zur Grundlage haben ein gemeinsames Parlament, jedoch soll die Souveränität der genannten Staaten in gerechtem Maße (dans une juste mesure) geachtet werden. 4) Seinerseits wird S. M. der König von Preußen, falls S. M. der Kaiser der Franzosen durch Umstände veranlasst würde, seine Truppen in Belgien einrücken zu lassen oder Belgien zu erobern, Frankreich den Beistand der preußischen Waffen gewähren. 5) Um die vollständige Ausführung der vorstehenden Bestimmungen zu sichern, schließen S. M. der König von Preußen und S. M. der Kaiser der Franzosen mittels gegenwärtigen Vertrags mitsammen ein Schutz- und Trutzbündniß."

Alles recht soweit, oder wenn auch nicht „recht" im Sinne der „banalen Moral", so doch richtig im Sinn eines großmächtlichen Raubgeschäftes. Nimmst du in bundesstaatlicher Form die süddeutschen Staaten, so nehm' ich in einer noch zu findenden Form Luxemburg und Belgien. Folgen diese oder jene nicht willig, so brauchen wir selbstverständlich Gewalt. Wozu wären wir sonst zwei zu Schutz und Trutz verbündete Großmächte?

Nun aber bekam das Ding einen Haken. Die Rheintrauben hatte Fuchs Reineke, dessen Malepartus die Tuilerien waren, zu sauer gefunden und jetzt sollte ihm auch die gehoffte Geflügelpirsch in Flandern und Brabant entgehen, während er doch, dem Herrn Grafen Benedetti zufolge, vonseiten

Preußens ausdrücklich darauf verwiesen worden[1]). Er, der unschuldige Reineke, hätte ja natürlich an so etwas gar nicht gedacht.

Plötzlich stockten die auf der schönen raubbrüderlichen Basis des Vertragsentwurfes betriebenen Verhandlungen. Was war denn nur das? Benedetti wurde unruhig und hatte Grund, es zu werden. Er verstieg sich freilich in seiner Unruhe nicht bis zur Ahnung der Thatsache, daß der preußische Minister es „für nützlich hielt, den französischen Staatsmännern die ihnen eigenthümlichen Illusionen so lange zu belassen, als es möglich sein würde". Aber es hatte ihm doch sehr auffallen müssen, daß unmittelbar nach dem 6. August, d. h. schon in der Nacht vom 6. auf den 7., der General Manteuffel, ein Vertrautester König Wilhelms und auch am russischen Hofe Liebkind, vom Main herberufen und spornstreichs nach Petersburg geschickt wurde. „Weiß der General von unserer Forderung?" fragte er ängstlich seinen Mitschachspieler. Nämlich von der Forderung des linken Rheinufergebietes sammt Mainz. „Ja, ich kann Ihnen nicht dafür gutstehen, daß ihm der König von der Hauptsache keine Mittheilung gemacht", antwortete Bismarck. Der französische Botschafter hätte sich zweifelsohne hinter den Ohren gekratzt, so das für einen Botschafter sich schickte. Gegen das Ende des Monats hin ertrug er die Ungewißheit nicht länger. „Warum unsere Verhandlungen nicht zum Abschluß bringen, Excellenz?" „Ja, sehen Sie, Excellenz, ich habe Furcht gekriegt — die Furcht, Ihr Kaiser könnte sich unserer Projekte bedienen wollen, um England mit Preußen zu verhetzen." Der stupificirte Benedetti begann etwas zu merken. Es ging ihm ein Licht auf über die Bedeutung „dilatorischer Verhandelungen". Wehmüthig that er in seiner am 29. August nach Paris abgefertigten

1) Benedetti bezeichnet (Ma mission, 194) die Einverleibung Belgiens in Frankreich entschieden als „une combinaison purement prussienne".

Depesche die Frage: „Welchen Grad von Vertrauen können wir Unterhändlern zugestehen, die derartigen Berechnungen zugänglich sind?“ Als er sich wieder gefasst, schrieb er: „Preußen bedarf, wie Herr von Bismarck dem Könige gesagt zu haben behauptet, der Allianz mit einer Großmacht. Da es nun die mit Frankreich ablehnt, hat es sich wohl anderwärts vorgesehen.“

Hierin sah der Mann ganz richtig. Die Sendung Manteuffels ist ohne Frage von größter Wichtigkeit gewesen. Denn während des mehrwöchigen Verweilens des Generals am Zarenhofe sind die Grundlinien jener Bestimmungen gezogen, fest gezogen worden, welche das Verhalten Russlands im deutsch-französischen Kriege von 1870—71, wie wohl auch nicht minder das Verhalten Deutschlands im russisch-türkischen Kriege von 1876—78 regelten.

Zur gleichen Zeit sah sich aber der Leiter der preußischen Politik auch noch anderwärts vor, in und mit den deutschen Südstaaten, deren Minister dazumal in Berlin den Frieden mit Preußen unterhandelten. Bismarck zeigte ihnen, welchen Preis sich der Franzosenkaiser für seinen von ihnen angerufenen Schutz wollte bezahlen lassen: das ganze linke Rheinuferland. Unter sothanen Umständen hatte von diesen Ministerlein sogar jenes, welches noch vor kurzem sein „Lieber französisch als preußisch!“ von sich gegeben, nicht mehr den Muth, rheinbündlerische Gelüste zu bekennen, und die Schutz- und Trutzverträge mit den deutschen Südstaaten, welche ebenso viele Brücken über den Main schlugen, kamen zuwege.

Auch ohne daß man hiervon in Paris wußte, war die Verstimmung dorten schon groß genug. Das vom Bonapartismus ausgegebene Stichwort „Revanche pour Sadowa!“ tobte in der Presse in allen Tonarten des Chauvinismus. Keineswegs blos in der imperialistischen. Denn in Sachen des gallischen Größenwahns waren von jeher alle Franzosen

einig, mit unfindbar wenigen Ausnahmen. Das Geschrei gegen Preußen wurde jetzt aber dem kaiserlichen Hofe unbequem, sei es, weil man fühlte, daß man dem Sieger von Sadowa dermalen doch nicht beizukommen vermöchte; sei es, weil man trotz des schmerzhaften Abgeblitztseins Benedetti's noch immer die Hoffnung hegte, das luxemburgisch-belgische Geschäft so oder so mit Preußen zu machen; sei es endlich, weil man sich ebenfalls anderwärts um- und vorsehen wollte, bevor man mit Preußen brach. Zuvörderst schien es rathsam, der Welt eine möglichst unbefangene, ja sogar heitere Miene zu zeigen, und so befahl denn Napoleon der Dritte seinem stellvertretenden Minister des Auswärtigen, Lavalette, jenes Rundschreiben vom 16. September zu verfassen und zu versenden, worin sich die französische Großmuth und Friedensliebe nicht übel in die Brust warf. „Die öffentliche Meinung Frankreichs ist erregt. Sie schwankt unstät zwischen der Freude, die Verträge von 1815 vernichtet zu sehen, und zwischen der Furcht, die Macht Preußens könnte maßlose Verhältnisse annehmen; ebenso zwischen dem Wunsche, daß der Friede möchte erhalten werden, und der Hoffnung, auf dem Wege des Krieges eine Gebietserweiterung zu erlangen." Nach solcher Zeichnung der Stimmung in Frankreich wird des Breitesten dargethan, die Ereignisse von 1866 und die vermittelnde Rolle, welche der Kaiser dabei gespielt, seien eitel Glück und Segen für das Land gewesen. Schon darum, weil jetzt „die Koalition der drei nordischen Höfe zerrissen ist und das vergrößerte, von jeder Solidarität fortan erlös'te Preußen die Unabhängigkeit Deutschlands sichert." Hierauf wird ausgerechnet, daß der norddeutsche Bund 29 Millionen Einwohner, die süddeutschen Staaten 8 Millionen zählen und diesen 37 Millionen Deutschen 40 Millionen Franzosen gegenüberstehen. Darin liege doch wohl nichts Beunruhigendes. Uebrigens „drängt nun einmal eine unwiderstehliche Gewalt die Völker, sich in großen

Zusammenballungen zu vereinigen und die kleineren Staaten aufzusaugen." Wunderlich genug klingt dann in die süßen Klänge der Friedensschalmei plötzlich der rauhe Ton der Kriegstuba hinein. Denn mittels einer haarsträubenden Logik wird aus allen den friedlichen Voraussetzungen die kriegerische Schlußfolgerung gezogen, daß es „eine Nothwendigkeit, unsere militärische Organisation unverzüglich zu vervollkommnen."

Man muß es dem Kaiser lassen, daß er sich über die angebliche Unübertrefflichkeit des französischen Armeewesens keiner Täuschung hingab. Die kriegerischen Ereignisse von 1866 mußten ihn ja aufmerksam machen und dazu kamen die gescheiden und sachkundigen Berichte des Militärbevollmächtigten bei der französischen Botschaft in Berlin, die Berichte und Darlegungen des Oberst Stoffel, welche zeigten, was alles das preußische Heerwesen vor dem französischen voraushatte. Aber schon stand zu dem Wissen Napoleons des Dritten das Wollen, das Wollenkönnen in gar keinem Verhältnisse mehr, geschweige das Thun. Seine Regierung war nur noch ein Regiment der Halbheiten, ein Zustand der Ermüdung und Erschlaffung, welcher allerdings zu Zeiten einer fieberhaften An- und Aufspannung platzmachte, aber zu einer umfassenden und nachdrucksamen Kraftäußerung es nicht mehr zu bringen vermochte, sondern nur noch zu mehr oder weniger geschickt inscenirten Komödien und zu mehr oder weniger missglückten Blendwerksversuchen. So blieb denn auch die geplante Armeereform eine zum weitaus größeren Theil unvollzogene, um so mehr, als der Marschall-Kriegsminister Niel, welcher zum Reformator allenfalls das Zeug gehabt hätte, vorzeitig starb. Beim Ausbruch des Krieges von 1870 ward offenbar, daß Frankreichs Heer, mit Ausnahme der Einführung des Chassepotgewehrs in die Infanterie und der Mitrailleusen in die Artillerie, nicht allein im lange gewohnten technischen Schlendrian stecken geblieben, sondern auch im Ausrüstungs- und

Verpflegungswesen gewissenlos vernachlässigt worden war. Letzteres hatte ja einen sehr natürlichen Grund: die Bande, welche Frankreich beherrschte, hatte das Geld desselben zu anderen Dingen nöthig.

Und doch wollten schon im Jahre 1866 und unmittelbar nach demselben verschiedene Parteien in Frankreich die Regierung zum Kriege gegen Preußen drängen. Aus verschiedenen Gründen. Die Bonapartisten der alten Schule, weil sie das erbleichende „Prestige" des Empire mittels kriegerischer Erfolge aufzufrischen hofften. Die Jesuiterlinge, weil sie durch Besiegung des deutschen Protestantismus den Protestantismus überhaupt tödtlich treffen zu können erwarteten. Anhänger des althergebrachten Dogma's von der unbedingten Präponderanz Frankreichs in Europa wie Herr Thiers, weil sie die Macht und Größe ihres Landes nur sichergestellt sahen, wenn dasselbe lauter kleine und ohnmächtige Staaten zu Nachbarn hatte. Daß andere Völker ebenso gut wie das französische das Recht hätten, zu großen und mächtigen Nationalstaaten sich zu gestalten, wenn sie es vermöchten, fiel diesem Ur-Chauvin und seinen Gesinnungsgenossen natürlich niemals ein. Nur wir und immer nur wir dürfen eine „grande nation" sein, nein, die „grande nation" schlechtweg: so will es der Größenwahn. Endlich drängte auch die republikanische Opposition zum Kriege — so gern sie später dieses Drängen abgeleugnet hätte — drängte ihrerseits zum Kriege, weil sie hoffte, das Empire werde dabei so oder so das Genick brechen. Die französischen Oppositionsjournale von 1866 und 1867 bezeugen schreiend, wie heftig auch der Orleanismus, Legitimismus und Republikanismus in das unsinnige Geschrei „Rache für Sadowa!" miteingestimmt haben.

4.

Am 14. März von 1867 hielt Thiers im Gesetzgebenden Körper eine Stand- und Brandrede gegen das Verhalten der kaiserlichen Regierung in den Ereignissen von 1866 und gegen die deutsche Einheitsidee. Er meinte, Frankreich hätte im vorhergegangenen Jahre den Aufschwung Preußens verhindern sollen und können, falls es entschlossen „auf Italien gedrückt und den Angreifer des deutschen Bundes mit Krieg bedroht haben würde." Was jetzt zu thun wäre? frug er dann. „Geschehenes nicht ungeschehen machen wollen, aber ganz entschieden erklären, daß Frankreich ein Weiterschreiten Preußens auf der betretenen Bahn nicht dulden werde." Emile Ollivier, dazumal noch ein Rhetor des kosmopolitisch schillernden Liberalismus, trat seinerseits für das Recht Deutschlands ein, sich nach eigenem Gefallen zu gestalten und das angehobene Werk seiner Vereinheitlichung zu vollenden. Der Minister Rouher bewies mit breitspuriger Sophistik, daß Deutschland, wie es i. J. 1866 geworden, schwächer sei als zuvor. Der Deputirte Larrabure dagegen erbrachte den Beweis, daß ein Krieg gegen Preußen und eine Allianz mit Oestreich für Frankreich Nothwendigkeiten wären. Das Ergebniß der Debatten war, daß der Gesetzgebende Körper den zum Zwecke der Armeereform von der Regierung verlangten Extrakredit von 158 Millionen mit 236 Stimmen gegen 12 votirte.

Als Antwort, zumal als Antwort auf die kategorische Forderung des Herrn Thiers, daß Nord- und Süddeutschland von einander ferngehalten werden müßten und Preußen die Mainlinie nie und nimmer überschreiten dürfte, übergab Bismarck am 19. März die Schutz- und Trutzbündnißverträge mit den süddeutschen Staaten der Oeffentlichkeit.

Das war ein Eiswasserstral, mit der Kraft einer Dampfspritze dem Chauvinismus ins Gesicht geschleudert.

Auch den deutschen Partikularismus traf der Stral so schmerzhaft, daß der Getroffene in Schreckens- und Wuth-krämpfen sich wand. Am tollsten partikularistisch trieb es einer jener Querköpfe, wie so viereckig nur Altwirtemberg sie er-zeugt und erzieht, indem er einen „Mahnruf zur Bewahrung Süddeutschlands vor den äußersten Gefahren" ausgehen ließ, der ergötzlich darthat, wie weit unter Umständen auch ein Altwirtemberger es im Größenwahn zu bringen vermöchte. Die süddeutschen Volksvertretungen und Regierungen wollten jedoch von partikularistischen Narretheien nichts wissen. Sie genehmigten und hielten die Schutz- und Trutzbündnißverträge mit Preußen, als — wie nun einmal die Sachen lagen — das wirksamste, ja einzige Mittel, Deutschland zu einem nach außen zusammengeschlossenen Wehrstaat zu machen. Daß es aber unseres Volkes Heil und Zukunft erforderten, als ein solcher Wehrstaat dazustehen, in erster Linie Frankreich gegen-über, das sollte bald offenbar werden. Denn es stellte sich ja heraus, daß die mit so vielem Wortpomp verkündete Resig-nation des Napoleonismus nichts wäre als eine fadenscheinige Verlegenheitsdraperie.

Hinter derselben begann alsbald ein Gemunkel und Ge-schacher, welches darauf ausging, den um Rache für Sadowa Schreiern einen Brocken Eitelkeitsbefriedigung hinwerfen zu können. Zunächst, in Erwartung eines größeren, nur einen kleinen: das Ländchen Luxemburg, 46 Geviertmeilen groß, durch Personalunion mit Holland verbunden, zugleich bis 1866 ein Glied des deutschen Bundes von 1815, jetzo nach dem Verschwinden desselben so zu sagen herrenlos in der Luft flatternd, so es nicht mittels des Personalunionstrickes an den Holländerkönig befestigt gewesen wäre. Diesem lag sehr wenig an Luxemburg, desto mehr aber an dem Gelde, um welches, meinte er, das Ländchen sich verschachern ließe. Ein Käufer war ja da. Ebenso eine Maklerin, eine sichere Madame

Musard, von welcher freilich in den auf diesen Handel bezüglichen diplomatischen Depeschen und Protokollen nichts zu lesen ist. Sie soll mit der holländischen Majestät Betstunden gehalten haben im Sinne des alten Sprichwortes „Solus cum sola non solent orare paternoster“. Auch in den Tuilerien, welche ja dazumal ein Sammelplatz für alle katilinarischen und lupanarischen Existenzen Europa's waren, ging die Dame aus und ein. Es ist nirgends protokollirt und trotzdem sehr wahrscheinlich, daß ihr als einer Anschicksfrau 1 Million Provision oder Trinkgeld versprochen wurde, so sie ihren betstündlichen Freund im Haag bestimmte, Luxemburg um den Preis von 12 Millionen an Frankreich zu verkaufen. Daß der Paragraph 37 der luxemburger Verfassung lautete: „Keine Abtretung, kein Tausch, kein Ausschluß von Gebiet kann anders stattfinden als kraft der gesetzlichen Zustimmung der Vertreter des Landes“ — kümmerte natürlich weder den Verkauf- noch den Kauflustigen. Wo nöthig, konnte man ja die Maschinerie einer Volksabstimmungskomödie spielen lassen wie vordem in Nizza. Uebrigens nahm das Geschäft in den diplomatischen Aktenstücken selbstverständlich eine ganz korrekte und anständige Form an. Von einem Unterrock weit und breit nichts zu sehen. Der erste Anwurf geschah mittels einer Depesche, welche der Marquis Du Moustier am 27. Februar von 1867 an den französischen Gesandten im Haag richtete. Im März warf der Handel in Deutschland Staub auf. Man erinnerte sich, daß Luxemburg von uraltersher ein deutsches Reichsland gewesen, daß die Luxemburger von Abstammung und Sprache Deutsche wären, sowie daß in der Festung Luxemburg eine preußische Besatzung läge. Gegen die Einverleibung des Großherzogthums in das französische Empire wallte die öffentliche Meinung so hoch auf, daß sie verlangte, diese Einverleibung müßte im Nothfall mittels der Waffen verhindert werden. Man mußte also im Haag merken, das

Geschäft ließe sich nicht nur so glatt- und schlankweg machen. Am 28. März ging dem Kaiser der Franzosen aus dem Haag dieses Telegramm zu: „Der Prinz von Oranien ist beauftragt, dem Kaiser zu sagen, daß der König, in dem Wunsche ihm angenehm zu sein, in die Abtretung willigt". Aber hintendrein hinkte der Satz: „und Se. Majestät bittet, sich mit Preußen zu benehmen". Zu Deutsch: Wenn Preußen nein sagt, kriegt der König von Holland kein Geld und Madame Musard kein Trinkgeld. Preußen sagte nein und zwar schon am 1. April in Form der Beantwortung einer im norddeutschen Parlament an ihn gerichteten Anfrage durch Bismarck. Die Erklärung des Ministers trug zwar ein Friedenskleid, aber horchte man genau hin, so konnte man unter demselben Panzer und Wehrgehenk klirren hören. Daraufhin rasselte der Chauvinismus in Paris gewaltiglich mit Journalpapier. Zum Kriege um die Bagatelle Luxemburg wollten es aber die leitenden Leute weder hüben noch drüben kommen lassen: Frankreich war ungerüstet und allianzlos, Preußen wollte nicht auf's Spiel setzen, sondern vielmehr befestigen, was es 1866 errungen hatte. Fort- und Ausgang des luxemburger Handels sind bekannt. Die Kabinette von Oestreich, Russland und England traten mehr oder weniger vermittelnd ein, worauf zur Schlichtung der Sache eine vonseiten Frankreichs, Preußens, Oestreichs, Russlands, Englands, Italiens, Belgiens und Holland-Luxemburgs beschickte Konferenz am 7. Mai in London zusammentrat, um am 11. zu dem allseitig angenommenen Schluß zu kommen, daß Luxemburg bei der Personalunion mit dem Hause Nassau-Oranien verbleiben und „künftig einen für immer neutralen Staat" bilden soll „unter der kollektiven Garantie" der sämmtlichen Vertragsmächte, Belgien ausgenommen; weiter, daß Preußen seine Truppen aus der Festung Luxemburg zurückziehen und diese mittels Schleifung ihrer Werke auf Kosten des Königs

von Holland eine offene Stadt werden soll; endlich, daß die Zugehörigkeit Luxemburgs zum deutschen Zollverein fortbestehen soll.

Dieser Ausgang des Handels befriedigte in Deutschland die Gemüther nicht ganz, in Frankreich die Chauvinisten natürlich ganz und gar nicht. In den Tuilerien würgte man jedoch die bittere Pille dieses abermaligen Fehlschlags hinunter und that sogar, als schmeckte sie angenehm. Man hatte gerade keine Zeit, seinen Verdruß auszulassen. Denn man war vollauf davon in Anspruch genommen, den Riesenschwindel einer „Weltausstellung“ mit allem ersinnbaren Pomp und Prunk in Scene zu setzen. Es war die letzte große Galavorstellung, welche der Napoleonismus auf der Weltbühne gab. Zu dem nicht im Textbuche vorgesehenen Effekten gehörte der Pistolschuß, welchen eine polnische Hand auf den Zaren Alexander losbrannte. Aus der zahlreichen Schar der fürstlichen Gäste ragten die hohen Gestalten des Preußenkönigs und seines Sohnes Friedrich hervor[1]). Auch der schmächtige Moltke und der hünische Bismarck waren da und die Pariser begafften mit einer Art von bangem, obzwar keineswegs eingestandenem Vorgefühl den Mann im Waffenrock der halberstädter Kürassire, welcher schon wiederholt dem allmächtigen Oberhaupte der „grande nation“ einen Strich durch die

1) Nach seiner Heimkehr schrieb König Wilhelm am 15. Juni 1867 aus Babelsberg an Napoleon den Dritten: „Au moment de rentrer dans mes foyers, je m'empresse de remercier de tout mon coeur Votre Majesté, ainsi que l'Impératrice, pour l'accueil plus qu'aimable et amical que j'ai rencontré de la part de Vos Majestés pendant mon séjour à Paris, à jamais mémorable sous tant de rapports. C'est en formant les voeux les plus sincères pour le bonheur de Vos Majestés et pour la France que je suis de Votre Majesté le bon frère et ami Guillaume“. Pap. et corresp. de la fam. imp. I, 220. Kommt einem da nicht unwillkürlich ein bekanntes „mot“ des schwefelfarbenen Talleyrand zu Sinne?

Rechnung gemacht hatte. Der schweigsame Schlachtenlenker von 1866, Moltke, hat nicht nur möglicher, sondern wahrscheinlicher Weise schon dazumal das Problem einer Belagerung der Riesenstadt an der Seine in seinem Geiste erwogen, so daß ein französischer Geschichtschreiber wohlberechtigt war, zu sagen: „Als zur Zeit der Weltausstellung die kaiserlichen Minister den General Moltke auf die Butte Chaumont führten, um ihm Paris und dessen Herrlichkeiten zu zeigen, da ahnten sie nicht, daß sie dem Fremdling ein Schlachtfeld zeigten, daß drei Jahre später diese lachenden Gelände rings um die Stadt von einem deutschen Heere besetzt sein und die Monumente, deren Umrisse sich vom Horizont abhoben, von deutschen Bomben getroffen werden würden. Herr von Moltke seinerseits betrachtete das vor ihm ausgebreitete Schaustück wohl weniger mit den Augen eines Liebhabers des Malerischen als mit denen des Strategen“ [1]).

Es ist mehr als eine unsichere Vermuthung, daß König Wilhelm, Bismarck und Moltke aus dem Geräusche der pariser Feste die verstärkte Ueberzeugung mitheimgebracht haben, es werde nicht mehr allzu viel Wasser den Rhein hinabfließen, bevor Deutschland und Frankreich zum Entscheidungswaffengang antreten müßten. Nur aus dieser jahrelang gehegten Ueberzeugung erklärt sich ja die staunenswerthe Bereitschaft Deutschlands im Sommer von 1870.

Während Napoleon der Dritte im letzten Vollglanze seines Glückes sich gesonnt hatte, war das beklagenswerthe, obzwar keineswegs schuldlose Opfer seiner phantastischen und unstäten Politik, der Schattenkaiser Max von Mexiko, am 19. Juni von 1867 auf dem Cerro von Querétaro unter den rächenden Standrechtskugeln der siegreichen Soldaten der Republik gefallen. Möglich immerhin, daß eine Gewissens-

1) M. Ch. de Mazade, La guerre de France (Par. 1875), II, 100.

regung den Franzosenkaiser trieb, sich in Salzburg die Verzeihung des Kaisers Franz Josef zu holen. Wahrscheinlicher jedoch, daß Napoleon der Dritte im August nach Salzburg ging, weil er zur Einsicht gekommen, der Napoleonismus hätte vonseiten Preußens nichts mehr zu hoffen, und darum müßten neue Mittel und Wege aufgesucht werden, um dem während der letzten zwei Jahre arg geschwächten „Prestige“ eine schlechterdings nöthige Stärkung zu verschaffen. Warum es zu diesem Zwecke nicht mit Lothringen-Habsburg versuchen, welches ja dem Hohenzoller bitterlich grollen mußte? Ein bereitwilliger Anschicksmann war ja da, der liebe Herr von Beust, welcher zum Lohne dafür, daß er sein Heimatland Sachsen an den Rand der Vernichtung geschoben, zum östreichischen Reichskanzler gemacht worden war. Das „Erzhaus“ hegte von jeher die Neigung, seine Geschicke den Händen derartiger Bombalobombaxe anzuvertrauen, nachdem diese anderwärts abgewirthschaftet hatten. Daß in Salzburg zwischen Napoleon und Beust Anspinnungen vor sich gingen, welche im folgenden Jahre zu dem Plane einer Allianz zwischen Frankreich sich verdichteten, untersteht wohl keiner Frage. Italiens, d. h. des Königs Viktor Emanuel, glaubte der Franzosenkaiser ohnehin sicher zu sein und sollte dieser „König Ehrenmann“, welchem Preußen durch seine Siege von 1866 Venetien verschafft hatte, den Dritten im Bunde gegen Preußen abgeben. Denn daß diese ganze Machenschaft gegen Preußen gerichtet war, lag in ihrer Natur. Freilich kam man in Salzburg mitnichten soweit, um von einer widerpreußischen Tripelallianz auch nur deutlich reden zu können. Der Kaiser Franz Josef selbst, zwischen welchem und Napoleon der zürnende Schatten von Querétaro denn doch immer wieder sich aufrichten mochte, verhielt sich weit zurückhaltender als sein Minister Beust, den es in allen Fingern juckte, dem verhassten Bismarck etwas am Zeuge zu flicken. Er mußte sich gedulden, denn man kam

über allgemeine Betrachtungen und Anwürfe, wie sich die Erstreckung der preußischen Oberherrschaft über ganz Deutschland allenfalls verhindern ließe, vorerst nicht hinaus. Erst im folgenden Jahre ist das Projekt einer französisch-östreichisch-italischen Allianz ernsthaft aufgenommen worden[1]. Das alles konnte man freilich zur Zeit der salzburger Zusammenkunft in nationalgesinnten Kreisen Deutschlands nicht wissen und von dorther hatte man daher nicht ohne Besorgniß nach Salzburg geblickt. Von Wien sowohl als von Paris ergingen jedoch beruhigende Erklärungen an das berliner Kabinett. Bismarck gab dies in einem Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter Preußens vom 7. September bekannt und fügte den sehr deutlich an die Franzosen adressirten Wink hinzu: „Das deutsche Nationalgefühl erträgt nicht den Gedanken, die Entwickelung der Angelegenheiten der deutschen Nation unter die Vormundschaft fremder Einmischung gestellt oder nach anderen Rücksichten geleitet zu sehen als nach den durch die nationalen Interessen Deutschlands gebotenen."

Wenn nun aber der Napoleonismus zu einer solchen „Einmischung" dennoch entschlossen war und blieb, so hätte er sich ganz anders darauf vorbereiten und rüsten müssen, als er that. An Aufforderungen dazu hat es ihm nicht gefehlt. Es ist unwahr, daß der Botschafter Benedetti seinen Hof nicht bei Zeiten aufgeklärt und gewarnt hätte. Dieser Diplomat hatte die Augen offen und seine Feder war nicht lässig. So schrieb er am 5. Januar 1868: „Je genauer ich das Gebaren der preußischen Regierung beobachte, um so mehr überzeuge ich mich, daß alle ihre Anstrengungen die Ausdeh-

1) „Les négations sérieuses ne datent que de 1868", sagt der Prinz Napoleon Bonaparte in der wichtigen Enthüllung, welche er unter dem Titel „Les alliances de l'empire en 1869 et 1870" im April von 1878 in der „Revue des deux mondes" veröffentlicht hat. Tom. 26, p. 402.

nung ihrer Macht über ganz Deutschland bezwecken, und es wird mir von Tag zu Tag klarer, daß sie dieses Ziel erstrebt mit der Ueberzeugung, dasselbe nicht erreichen zu können ohne Frankreich in die Unmöglichkeit versetzt zu haben, hindernd dazwischen zu treten. Was sie will, ist, an der Stelle eines Großpreußen ein Großdeutschland aufzurichten." Der Botschafter setzt dann auseinander, daß es allerdings in den deutschen Mittelstaaten Leute gäbe, welche allem Preußischen widerstrebten. Diese würden auch im Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Preußen, so dieses eine Schlacht verlöre, ihrem Preußenhaß Ausdruck geben. Allein die Masse der Bevölkerung Deutschlands würde einen solchen Krieg, gleichviel, unter welchen Umständen derselbe ausgebrochen, als einen Angriffskrieg vonseiten der Franzosen auf das „Vaterland" ansehen. Das müßte also von vornherein ein furchtbarer Krieg werden, weil sogleich „ein ganzes Volk gegen uns Partei nähme". Zum Schluß: „Die deutsche Einheit wird sich demnächst vollziehen. Sollen wir sie uns gefallen lassen? Wenn ja, so zeigen wir schon jetzt, daß wir sie wohlwollend begrüßen werden. Wir verschaffen dadurch Preußen die nöthige Sicherheit, daß es sich von Rußland losmachen kann. Wenn nein, so rüsten wir rastlos zum Kriege und machen wir uns dabei sofort ganz klar, welchen Beistand uns Oestreich gewähren könne. Richten wir uns so ein, daß wir nach einander die orientalische und die italische Frage zu lösen vermögen. Es wird der Zusammenfassung aller unserer Kräfte bedürfen, um am Rhein siegen zu können"[1]).

---

1) Benedetti, Ma mission, 251—71. Wiederholt und nachdrücklich machte der Botschafter in seinen Depeschen aus den Jahren 1868—70 auch aufmerksam, daß für den Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland zweifelsohne ein festes Einverständniß zwischen dem berliner und dem petersburger Hofe bestände und zwar auf Grund von Zusicherungen, welche jener diesem inbetreff der orientalischen und der polnischen Sachen gegeben hätte.

Wäre die Annahme möglich, daß diese und ähnliche Depeschen Benedetti's ungelesen, uneröffnet im Kabinette des Ministers liegen geblieben sein könnten, wie nicht wenige der Berichte Stoffels uneröffnet im Kabinette des Kaisers liegen geblieben sind? Man muß es fast glauben. Denn sonst wäre ja die zuversichtliche Wolkenwandelei, womit der Napoleonismus auf lauter Einbildungen vorging, vor und gegen den Krieg mit Deutschland hin, rein unerklärlich.

Drei große Täuschungen machte man sich in den Tuilerien vor, wenn nicht in der vertrauten Umgebung des Kaisers, so doch in der Umgebung der Kaiserin, und dieser Kreis war ja mehr und mehr zum ausschlaggebenden geworden. Die erste dieser Täuschungen war das Dogma von der Kriegsfertigkeit und Unbesieglichkeit der französischen Armee. Die zweite bestand in dem Glauben, der wiener Hof werde die Gelegenheit, gemeinsam mit Frankreich gegen Preußen kriegen zu können, sofort mit beiden Händen ergreifen, und es werde dann nur eines Befehlwinkes von Paris nach Florenz bedürfen, um auch Italien mitthun zu machen. Die dritte Illusion verwandelte den Wunsch, die Sache Süddeutschlands von der Preußens und des norddeutschen Bundes getrennt zu wissen, in eine feste Hoffnung.

Nun ja, französische Diplomaten von der Sorte Gramont wußten von den süddeutschen Höfen allerhand nach Paris zu melden, was dieser Hoffnung schmeicheln konnte. War es doch das Geheimniß der Komödie, daß die Herren von der Pfordten, Varnbüler und Dalwigk die „Verpreußung" Süddeutschlands verabscheuten, d. h. einer bundesstaatlichen Vereinigung mit dem deutschen Nordbund einen (natürlich anders zu benamsenden) Rheinbund unter napoleonischem Protektorat gewisslich noch immer vorgezogen hätten. Allein mit dem Können solcher Minister, selbst ihre engste Verbindung mit allen widernationalen Elementen, mit den Jesuiten, Partikularisten und Kommu-

nisten, als vollzogen vorausgesetzt, war es gar nicht weit her. Und zwar, abgesehen von der öffentlichen Meinung, welche auf Herstellung der Nationaleinheit drang, namentlich aus zwei Gründen. Erstens war auch an den süddeutschen Höfen, nicht am badischen allein, die nationale Strömung denn doch allzu mächtig, als daß eine Aussicht auf die Rollen napoleonisch-rheinbündlerischer Präfekten für die Fürsten hätte sehr verführerisch sein können. Zweitens war der Geist der süddeutschen Heere ganz entschieden widerfranzösisch. Diese Truppen hatten sich i. J. 1866 tapfer gegen die Preußen geschlagen, keine Frage; aber sie hatten die Ueberlegenheit der preußischen Organisation wie der preußischen Führung einsehen und anerkennen müssen. Hieraus war dann ein reger Wunsch und Wetteifer entsprungen, es den Norddeutschen im Wehrwesen gleichzuthun, und dieser Wetteifer bereitete in Verbindung mit den Schutz- und Trutzbündnißverträgen vom August 1866 zwischen den Kriegsleuten des deutschen Südens und Nordens eine Waffenbrüderschaft vor, welche bald eine große, eine größte Probe glänzend bestehen sollte. Diese hochwichtige, von 1867 bis 1870 sich vollziehende Thatsache ist doch auch französischen Augen nicht völlig entgangen. Französische Offiziere, welche sich zur angegebenen Zeit in Süddeutschland umsahen, berichteten daheim, daß zwischen den südstaatlichen und den preußischen Truppen ein enges Band sich geknüpft hätte und daß im Fall eines deutsch-französischen Krieges an einem festen Zusammenhalten dieser Truppen gar nicht zu zweifeln wäre. Aber wie andere schlug man in Paris auch diese Warnung in den Wind [1]). Die Leichtigkeit, womit man im Kriegsfalle das südliche Deutschland von dem nördlichen trennen zu können wähnte, gehörte nun einmal mit zu allen den übrigen Leichtfertigkeiten, auf deren Flugsand man die Kriegsfrage baute.

---

1) D'Andlau (colonel), Metz, campagne et négociations, 14.

Dann erst, als sie gestellt und bejaht war, kamen Napoleon dem Dritten Bedenken ernsthafter Art. Er wußte jedoch dieselben nur vorübergehend geltend zu machen und ließ sich — wir werden es mitansehen — von dem hoch und wüst einherflutenden Strome des Chauvinismus fortreißen.

In Berlin war das Gebaren ein ganz anderes. Wenn man dort den Krieg kommen sah, wenn man ihn aus den weiter oben angegebenen Gründen nicht ungern kommen sah, sogar gern kommen sehen mußte, so hütete man sich doch sorgfältig vor dem Anschein, preußischerseits den Zusammenstoß heraufbeschwören zu wollen. Es galt, Frankreich in's Unrecht zu setzen, im Angesichte Europa's Frankreich als den Herausforderer, Friedensstörer und Angreifer erscheinen zu lassen. Bismarck scheint mitunter geradezu übermüthig darauf vertraut zu haben, daß man in den Tuilerien alles Gefühl für Wahrheit und Wirklichkeit eingebüßt hatte. Oder auch geschah es in Wiederanwendung eines schon früher gegenüber von Thiers in Anwendung gebrachten Kunstgriffes, wenn der preußische Minister zum Oberst Stoffel, wie dieser am 1. Februar von 1868 nach Paris meldete, sagte: „Niemals werden *wir* euch den Krieg machen; *ihr* müßt uns erst das Gewehr auf die Brust setzen." Der also Angeredete verstand zweifelsohne den Sinn dieses Wortes, in den Tuilerien überhörte man es.

Man überhörte daselbst auch noch anderes. So den nachdrucksamen Ton, welchen der östreichische Staatskanzler, Herr von Beust, auf die Grundbedingung des Abschlusses einer thatkräftigen und wirksamen Tripelallianz zwischen Oestreich, Italien und Frankreich legte. Die ernstgemeinten Verhandlungen über ein solches Bündniß waren jetzt in Gang gekommen; aber dabei zeigte sich das Seltsame, daß weder Fürst Metternich und Ritter Nigra, der östreichische und der italische Botschafter in Paris, noch Fürst Latour d'Auvergne, der französische in Wien, für den ganzen Ernst der Sache ein rechtes

Verständniß hatten oder haben wollten. Das machte, diese Herren Diplomaten waren allesammt papalistisch gesinnt und bewegten sich in dem halb mit Demi-Monde-Odeurs, halb mit klerikalem Weihrauchsdunst angefüllten Vorstellungskreise der Donna Eugenia. Ein Wissender hat die Herren Nigra und Metternich geradheraus bezichtigt, sie hätten leichtfertiger Weise Napoleon den Dritten irregeführt und ihn glauben gemacht, die Allianz mit Oestreich und Italien würde sich erreichen lassen, ohne daß er den dafür geforderten Preis zu bezahlen brauchte [1]). Dieser Preis aber war kein anderer als das Aufgeben Roms vonseiten Frankreichs, d. h. die Ueberlassung der Stadt und ihres Gebietes, die Ausfolge der seit lange nur mittels französischer Bajonnette und Kanonen aufrecht erhaltenen „weltlichen Herrschaft" des Papstes an das Königreich Italien. Das hieß etwas aufgeben, was der Minister Rouher noch vor kurzem, im December 1867, von der Rednerbühne herab als einen unerschütterlichen Fundamentalsatz der napoleonischen Politik verkündigt hatte [2]). Der Kaiser wußte natürlich recht gut, was es mit dem „pouvoir temporel" des Papstes eigentlich auf sich habe; allein er hatte Furcht vor der klerikalen Partei, welche man ihm als sehr einflußreich darzustellen wußte [3]). Es steht auch stark zu ver-

---

1) „Les motifs les plus frivoles, dans ce commerce avec les Tuileries, où ils (Metternich und Nigra) cherchaient à plaire, ont pu conduire les représentants de ces deux cours (Wien und Florenz) à faire croire à l'empereur que l'alliance de leurs gouvernements serait plus facile à obtenir qu'elle ne l'était en réalité". Le prince Napoléon Bonaparte, Revue des deux mondes (1878), XXVI, 495.

2) „Jamais l'Italie n'ira à Rome , jamais! jamais!"

3) „L'empereur, par crainte du parti clérical, que son entourage lui représentait comme très influent, n'osait abandonner le pouvoir temporel du pape à Rome, et cependant, dans son opinion intime, il le condamnait". Napoléon Bonaparte, l. c. 490. Die Enthüllungen des Prinzen Napoleon haben eine Entgegnung vonseiten

muthen, daß er vor etwas anderem noch mehr Furcht hatte, vor seiner frommen Frau Gemahlin. Die französischen Kanonen und Bajonnette sollten also in Rom bleiben.

Herr von Beust seinerseits, welcher, um den Proceß Beust contra Bismarck zu gewinnen, nicht das mindeste Bedenken trug, ebenfalls „die Hölle aufzurühren", wiederholte unabläſſig: Ohne Aushingabe Roms an Italien keine verläſſliche und wirksame Tripelallianz. Denn warum? Oestreich ist nur dann Herr seiner Kräfte und kann nur dann Frankreich ausgiebig gegen Preußen unterstützen, wann es vor einem Rückenschlag vonseiten Italiens sicher, ganz sicher ist. Italien wird auf einen solchen gelegentlichen Rückenschlag, der bis Triest und Trient reichen könnte, nur verzichten, es wird sich mit Frankreich und Oestreich gegen Preußen nur dann aufrichtig verbünden, wann wir, Oestreich und Frankreich, es nach Rom gehen lassen. Folglich!

Aber gerade dieses logische Folglich des östreichischen Ministers, der sicherlich im Schweiße seines Angesichtes hatte arbeiten müssen, um dasselbe in der wiener Hofburg einleuchtend und annehmbar zu machen, wollte man in den Tuilerien schlechterdings nicht begreifen und nicht annehmen. Gaben doch die Intimi der Donna Eugenia, die Herren Metternich und Nigra, deutlich genug zu verstehen, man wäre weder in der Hofburg an der Donau, noch im Palazzo Pitti am Arno so entschieden widerpäpstlich gesinnt, wie der gute Herr von Beust glauben machen wollte. Das wünschte man am französischen Hofe und demnach glaubte man es. Die Schlußfolgerung aus der falschen Voraussetzung war dann, daß die französisch-östreichisch-italische Allianz so gut wie gemacht wäre,

---

des Duc de Gramont in der „Revue de France" (April 1878) hervorgerufen. Allein Gramont mußte die Angaben des Prinzen in allem Wesentlichen bestätigen und vermochte dieselben nur in ganz bedeutungslosen Nebendingen zu bestreiten.

ohne daß man den Statthalter Christi zu behelligen und dadurch die französische Klerisei und ihren Anhang vor den Kopf zu stoßen brauchte.

5.

Ueber die Thatsache, daß Seine-Babel zur Zeit des zweiten Empire mit dem Tiber-Babel der römischen Cäsaren an moralischer Kloakenhaftigkeit glücklich gewetteifert hat, kann es keinen Streit mehr geben. Als unanfechtbare Bezeugung dieser Thatsache steht die Boue-de-Paris-Literatur da, wie der jüngere Dumas, Feydeau, Feuillet, Belot, Sardou, Daudet und Zola sie geschaffen haben. Denn an Schilderern von der Begabung und Rücksichtslosigkeit eines Petron, Sueton und Martial hat es dem zweiten Kaiserreich nicht gefehlt, wohl aber an Richtern mit dem brandmarkenden Glutgriffel eines Tacitus und Juvenal. Und hinter der Kameliasdamen-Dramatik, wie hinter der Kora-Pearl-Novellistik wollten die andern Künste nicht zurückbleiben. Die Maler lieferten fleischfreche Lupanarscenen und der Offenbacher machte die Kantharidenmusik dazu. Es hieße jedoch wahrhaft englische, engländische Heuchelei treiben, wollte man verschweigen, daß kein Land unberührt geblieben von dem Giftstrom der Verderbtheit, welcher von Paris ausfloß. Ueberall, auch in Deutschland, lassen sich die wüsten Spuren dieser Pestilenz leicht verfolgen. Ueberall die schamlose Abwendung von den idealen Gütern und Zielen, von Pflicht, Recht und Ehre, allenthalben, in der Wissenschaft, in den Geschäften, in der Lebensführung das Toben der materialistischen Orgie, allum größenwahnwitzige Ueberspannung, gaunerische Schwindelei, Luxustollheit, malmende Fressgier, prangend und prunkend stolzirende Unzucht.

Die Sündenrechnung des zweiten Empire ist noch lange nicht abgeschlossen; denn auch das 20. Jahrhundert wird wohl noch manche Ziffer in dieselbe einzustellen haebn.

Aber derweil hatte das gelungene Weltausstellungsspektakel von 1867 einen neuen Glanz und Glast über Europa hingeworfen. Was kümmerte es die urtheilslose Menge, daß all dieser Schimmer nur phosphorescirende Fäulniß war? Sie wußte es nicht, wollte es auch nicht wissen. In ihren Augen war der kleine Bastard-Holländer in den Tuilerien noch immer, ja sogar mehr als je Napoleon der Größere, nämlich des großen Onkels größerer Neffe. Ein wahres Wunder von Mensch! schrie entzückt so ziemlich die ganze Juden- und Christenheit. Alles, bis zu den Spitzen seines gewichsten Schnurbartes herab, alles phänomenal an ihm! Nun sitzt er sicher auf seinem unwankbar befestigten Thron, er, der Zaumhalter und Schiedsrichter des Erdtheils, er, welcher die Revolution erwürgt, die Republik in Cayenne eingepfeffert und das „Geschäft“ in riesigen Flor gebracht hat. Nun ihm ein Sohn heranwächst und der Bestand seiner Dynastie gesichert ist, mag er in der Fülle seines Glückes und seiner Gloire ausruhend sich behagen und zur wechselnden Ergötzung sich von der Tingeltangel-Therese etwas vorsingen, vom Pater Hyacinthe-Loyson etwas vorpredigen, vom Cagliostro-Home etwas vorgespenstern und von der üppigen Marguerite Bellanger etwas vorlieben lassen.

Allein im Innern der Tuilerien sah es denn doch lange nicht so sicher, so sorglos, so glänzend und so ergötzlich aus, alswie es von außen den Anschein hatte. Die Gegenwart war sorgenschwer, die Zukunft dunkel. Die fixe „napoleonische Idee“, d. h. der Gedanke und Wunsch des unbestrittenen Uebergewichtes Frankreichs in Europa, lastete um so gebieterischer auf dem Kaiser der Franzosen, als er gar wohl wußte, daß kein Tropfen napoleonischen Blutes in seinen Adern

kreis'te. Aber dieses Uebergewicht existirte thatsächlich nicht mehr. Sadowa hatte es zerschmettert. Seither erschien bei jedem Fest im französischen Kaiserschlosse „Preußen“ wie Banquo's Geist an der Tafel Macbeths. Und hätte auch der Empereur selbst die napoleonische Idee vergessen können, die Kriegshatz der pariser Journale gestattete ein solches Vergessen nicht. Und hätte der Empereur den chauvinistischen Lärm in der Presse überhören wollen, den Chauvinismus höchster Potenz, welcher in seiner nächsten Nachbarschaft, in den Gemächern seiner Frau, die Lärmpauke schlug und die Kriegstrompete blies, mußte er hören und beachten. Dafür sorgte Madame Eugenie schon.

Inmitten der leichtfertigen Vergnügungen, welche den Hof dieser Frau zu einem jahrein jahraus währenden Fasching machten, entwarfen unwissende Höflinge und vornehme Zofen chauvinistische Kombinationen, mittels welcher der napoleonischen Gloire eine neue Vergoldung zugeführt werden sollte. Das brachte einen absonderlichen Mischmasch von Politik zuwege, zusammengesetzt aus den Fabeleien und Vorspiegelungen welfischer Agenten und Skribenten, aus vom „Gesù“ in Rom kommenden Aneiferungen, aus Bedürfnissen und Begehrnissen der nimmersatten Bonapartistenbande, aus dem bei jeder Gelegenheit freigebig ertheilten Segen des heiligen Vaters, aus den Blättern von Königin Isabella's „Tugendrose“, aus dem „Gürtel der heiligen Jungfrau“, welchen der Maire von Saumur 1855 der Kaiserin geschenkt hatte, damit sie die wunderthätige Reliquie („tissée par Marie elle-même“) anzöge, wann sie im Begriffe wäre, Jung-Lulu zu gebären, welcher ja dann auch richtig von dem Dreiviertelsnarren Theophile Gautier als „das blonde Jesuskind“ begrüßt worden war. Gewiß, die Erfinderin der Krinoline war ganz dazu gemacht, eine derartige Politik zu handhaben, um auch fernerweit Frankreich „à la tête de la civilisation“ marschiren zu machen.

Wie sehr man sich in diesem Kreise der Fähigkeit, die Dinge anzusehen, wie sie wirklich waren, entwöhnt hatte — falls man nämlich diese Fähigkeit überhaupt jemals besessen — wird schlagend erwiesen durch die Wichtigkeit, welche man dem spanischen Putsch vom September 1868 beilegte. Dieser Putsch jagte das wüste Weib Isabella sammt ihrer vom Papst geweihten und geschenkten Tugendrose über die Gränze. Man hat augenscheinlich die entkrönte D—ame in den Tuilerien — wenigstens in der Zenana derselben — für eine bedeutsame Masche in dem daselbst geknüpften ultramontan-chauvinistischen Netz angesehen. Denn sonst wäre ja nicht zu begreifen, warum die Verjagung Isabella's dort so großen Zorn erregte. Natürlich wurde dieser an Bismarck ausgelassen. Der mußte es gethan, mußte mit preußischem Gelde den Putsch, welcher den spanischen Thron erledigte, angestiftet und gemacht haben. Und warum? Darum, weil er wußte, wie innig die Wahlverwandtschaft zwischen Donna Eugenia und Donna Isabella, und weil er fürchtete, die Fahne des rechtgläubigen Spaniens würde der Fahne des wieder rechtgläubig zu machenden Frankreichs zur Seite flattern, wann der Tag gekommen, den großen Kampf gegen die Ketzerei zu beginnen.

Nunwohl, gemacht hat Bismarck den spanischen Septemberputsch von 1868 nicht, aber benützt hat er denselben als eine gute Nebenkarte in seinem Spiel. Wie er diese Karte im Besonderen und Besondersten handhabte, darüber liegt zur Stunde noch Dunkel. Dasselbe zu lüften wäre außer Bismarck selbst wohl niemand so in der Lage gewesen wie der spanische Marschall, Ministerpräsident und Königsucher Prim. Schade, daß er ermordet worden, bevor er Weile und Willen gefunden, diplomatisch-historische Enthüllungen à la Lamarmora zu machen. In dieser spanischen Angelegenheit wäre „un pó più di luce“ sehr vonnöthen und erwünscht gewesen.

Daß die spanische Thronkandidatur eines Hohenzollers

den deutsch-französischen Krieg verursacht hätte, konnten nur die oberflächlichsten der pariser Journalisten in die Welt schreien. Daß aber diese Kandidatur den Feuerfunken auf den Zündstrick der schon lange gebohrten und geladenen Kriegsmine warf, das ist geschichtliche Wahrheit. Eine freche Lüge dagegen war wiederum, daß die Kandidatur zur Ueberraschung und zum Schrecken Frankreichs im Sommer von 1870 plötzlich aufgetaucht wäre. Die, welche am geräuschvollsten vorgaben, an diese Lüge zu glauben, wußten am allerbesten, wie verlogen sie war. Hochgradig ungerecht ist endlich auch der nachträglich von den Franzosen dem armen Benedetti gemachte Vorwurf gewesen, er hätte die „große bismarck'sche Intrike" nicht rechtzeitig beachtet und signalisirt.

In den Tuilerien beschäftigte man sich angelegentlich mit der Wiederbesetzung des leeren Thronsitzes von Spanien. Donna Eugenia wünschte lebhaft, ihre theure Donna Isabella sammt Tugendrose und Marfori auf diesen Thron zurückgeführt zu sehen. Der Kaiser seinerseits unterstützte den Plan, die spanische Krone dem König von Portugal zu übertragen und so die „iberische Union" herzustellen[1]). Dom Fernando von Portugal und die Portugiesen wollten aber nicht. Eine zahlreiche Partei in Spanien würde die Uebertragung der Krone an den Herzog von Montpensier jeder anderen Lösung vorgezogen haben; allein diese Lösung scheiterte an der bestimmten Erklärung Napoleons des Dritten, daß er keinen Orleans auf den spanischen Throne dulden werde.

Der Gedanke einer „preußischen" Kandidatur ist wohl frühestens im Frühling von 1869 aufgetaucht. Der spanische Cortesdeputirte Eusebio de Salazar y Mazarredo hat in seiner berühmt gewordenen Flugschrift vom 23. Oktober von 1869 erklärt, er hätte acht Monate zuvor die Berufung eines Hohen-

1) Sorel, l. c. I, 51.

zollers auf den spanischen Thron zuerst in Anregung gebracht [1]). So zwar, daß er zuvörderst an den Prinzen Friedrich Karl, Neffen des Königs von Preußen, gedacht. Doch hätte er diesen Gedanken sofort wieder aufgegeben im Hinblick auf den Protestantismus dieses Prinzen und wäre ihm der katholische Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, der Schwiegersohn des Dom Fernando von Portugal, in jedem Betracht als die richtige Persönlichkeit erschienen, einen König von Spanien vorzustellen.

Benedetti will seinen bestimmten Angaben zufolge schon im März von 1869 von der Sache gewußt haben. Lassen wir ihn daher sein Sprüchlein sagen. Am 27. März meldete er nach Paris, der spanische Gesandte in Wien, Rancès y Villanueva, welcher früher in Berlin beglaubigt gewesen, habe sich fünf Tage daselbst aufgehalten und zwei Unterredungen mit Bismarck gehabt, möglicherweise, um über die Kandidatur des Prinzen Leopold zu unterhandeln. Daraufhin wurde der Botschafter von seinem Minister angewiesen, dieser Vermuthung auf den Grund zu gehen („de rechercher ce que ma conjecture pouvait avoir de fondé“). Zu diesem Ende wandte sich Benedetti, maßen Bismarck abwesend, an den Unterstaatssekretär Thile und in seiner Depesche vom 31. März berichtete er, Thile habe ihm in bestimmtester Weise die Versicherung gegeben, daß ihm, dem Unterstaatssekretär, niemals irgendetwas bekannt geworden wäre, der genannte spanische Diplomat hätte während seines Aufenthalts in Berlin eine Eröffnung im angegebenen Sinne gemacht. Trotzdem will der Botschafter dem Dinge nicht recht getraut haben. Als er dann, wenige Tage später, nach Paris berufen wurde, setzte er dem Kaiser die gemachten Beobachtungen auseinander, worauf Napoleon der

---

1) Der bezügliche Theil von Salazars Flugschrift ist in deutscher Uebersetzung gedruckt im „Tagebuch des deutsch-französischen Krieges“ von G. Hirth und J. v. Gosen, I, 10—18.

Dritte die Unterredung beendigt habe mit den Worten: „Die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern ist entschieden widerfranzösisch (essentiellement antinationale). Frankreich wird sich dieselbe nicht gefallen lassen und man muß das bei Zeiten zu wissen thun". Nach Berlin zurückgekehrt, suchte Benedetti den preußischen Minister über die Sache auszuholen und am 11. Mai konnte er nach Paris schreiben, daß Bismarck der Unterhaltung über das Thema nicht auszuweichen gesucht hätte und daß der Minister geäußert, die spanische Krone wäre ein zerbrechliches und gefährliches Ding. Weiter, der König würde dem Prinzen, die Berufung desselben durch die spanischen Cortes vorausgesetzt, wohl nicht zur Annahme rathen und der Vater des Prinzen, der Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, wäre derselben verneinenden Ansicht. Benedetti's Misstrauen, so behauptet er, wurde aber dadurch nicht beschwichtigt und er kam zu dem Schlusse, es schiene, als wollten der König und das preußische Kabinett sich die Freiheit wahren, der Wahl eines Hohenzollers, wäre es dieser oder jener Prinz, zum König von Spanien die Zustimmung zu geben. Endlich weiß sich der französische Botschafter nicht wenig damit, daß er bei Zeiten gemerkt, wie Bismarck die Vortheile erwogen hätte, welche ihm die spanische Thronbesetzungsfrage für seine deutsche Politik einbringen könnte [1]).

Das war gewiß nicht fehlgeschossen. Denn bei der gerade dazumal sehr deutlich sichtbar gewordenen Stockung der deutschen Einheitsbewegung hatte Bismarck allerdings Grund, alle Mittel, welche irgendwie dienlich erscheinen konnten, diese Stockung zu überwinden und die Bewegung um einen tüchtigen Ruck vorwärts zu bringen, in Betrachtnahme zu ziehen. Natürlich war eine solche Inbetrachtnahme sich darbietender günstiger Umstände sehr verschieden von der dem preußischen

1) Benedetti, Ma mission, 303, 305, 306, 307, 308, 310, 312.

Minister zugemutheten oder schuldgegebenen Schaffung derselben. Es ist bislang nicht der Schatten eines Beweises beigebracht, daß Bismarck die spanisch-hohenzoller'sche Thronkandidatur geschaffen. Wenn er sie aber benützte, so war das sein Recht. Das gerade macht ja den wirklichen Staatsmann, daß er Menschen und Ereignisse, aus welchen angebliche Staatsmänner nichts zu machen wissen, in den Dienst seiner Ideen und Absichten zu bringen und zu zwingen versteht.

Don Salazar y Mazarredo, welchem die hohenzoller'sche Thronkandidatur zu einer Angelegenheit des Kopfes und des Herzens geworden, war schon im April von 1869 nach Deutschland gekommen, um mit den Prinzen von Hohenzollern-Sigmaringen, Vater und Sohn, zu unterhandeln. Der König von Preußen wurde, als Haupt des hohenzoller'schen Hauses [1], von dieser Unterhandlung verständigt. Ebenso Bismarck. Aber beide nur „vertraulich“. Die preußische Regierung gar nicht, wesswegen denn der Unterstaatssekretär Thile mit gutem, nämlich mit diplomatisch-gutem Gewissen dem anfragenden Benedetti sagen konnte, er wüßte von nichts Spanischem.

Hier nun muß, der Wahrheit die Ehre zu geben, gesagt werden, daß man es den Franzosen nicht verübeln darf, wenn ihnen die Unterscheidung zwischen König Wilhelm, als Haupt des hohenzoller'schen Hauses, und König Wilhelm, als König von Preußen, zu fein, zu haarfein war, als daß sie darauf

1) Die Verwandtschaft der schwäbisch-katholischen und der brandenburgisch-protestantischen Hohenzollern beschränkt sich auf die gemeinsame Abstammung von ihrem schwäbischen Urahn. Diese Verwandtschaft ist also nur eine „schwäbische Vetterschaft“ im schwäbischsten Sinne des Wortes. Der Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen war thatsächlich den Bonapartes oder wenigstens den Beauharnais mehr blutsverwandt — durch seine Großmutter Stephanie Beauharnais — als dem preußischen Königshause. Er konnte sich mit viel mehr Berechtigung einen Vetter Napoleons des Dritten nennen als des Königs Wilhelm von Preußen.

hätten achten wollen oder sollen. Diese Unterscheidung mußte ihnen um so mehr als bloße Spiegelfechterei vorkommen, je größeres Gewicht man preußischerseits darauf legte. Ferner, wenn der König von Preußen das anerkannte Haupt des Gesammthauses Hohenzollern war, so muß man es den Franzosen billig nachsehen, daß sie in dem Prinzen Leopold einen „preußischen" Prinzen sahen. Endlich muß auch die französische Folgerung: Wenn der König von Preußen dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die Annahme der Wahl zum König von Spanien verwilligen konnte, so konnte er ihm dieselbe auch verbieten — als berechtigt anerkannt werden. Das Unglück für Frankreich war nur, daß die Franzosen dannzumal ihren doch sonst höchst beträchtlichen Vorrath von „Esprit" ganz erschöpft zu haben schienen. Denn sonst bliebe es unerklärlich, wie sie, um den seit 1866 zweifelsohne gehegten Kriegsgedanken zur That zu machen, nichts Gescheideres auszuhecken wußten, als den Floh der hohenzoller'schen Thronkandidatur zu einem für Frankreich bedrohlichen Elephanten hinaufzuchauvinisiren. Trotz alledem muß man es begreiflich und verzeihlich finden, daß sie nachmals, als der Handel so schlimm für sie ausgeschlagen, steif und fest dabei blieben, der böse Bismarck hätte mit dämonischer Berechnung ihnen den spanischen Floh ins Ohr gesetzt. Es ist ja so bequem und wohlfeil, die eigene Thorheit und Sünde der Schlauheit und Bosheit anderer auf Rechnung zu bringen.

Don Salazar erreichte im Frühjahr von 1869 seinen Zweck nicht, scheint aber doch nicht ganz entmuthigt nach Spanien heimgekehrt zu sein. Andernfalls würde er ja wohl seine Flugschrift im Herbste nicht veröffentlicht haben. Auch sind die Verhandlungen zwischen ihm, als dem Anschicksmann des spanischen Ministerpräsidenten Prim, und den sigmaringischen Prinzen fortgesetzt worden. Zunächst ohne Erfolg. Vater Anton und Sohn Leopold ließen merken, die Fata Morgana

einer spanischen Königskrone hätte wenig Verlockendes. König Wilhelm seinerseits blieb ganz zugeknöpft und Bismarck gab auf eine durch Salazar übermittelte Zuschrift Prims keine Antwort — vorderhand.

Nun aber macht sich die Frage laut: Hat denn der spanische Königsucher Prim gar keine Besorgniß gehabt, durch die Wahl eines „preußischen“ Prinzen den Tuilerien zu mißfallen? Wenn er überhaupt Besorgnisse hatte, so mußten sie jedenfalls von leichter Natur sein; sonst wäre sein leichtfüßiges Vorgehen unerklärlich. Diese Leichtfüßigkeit hat sogar solchen Ohren, welche das Gras auch da wachsen hören, wo gar keins wächst, den Argwohn eingeflößt, es wäre doch wohl möglich, daß der spanische Königsucher sich von Paris her die „preußische“ Thronkandidatur hätte einflüstern lassen, weil man in der frommen Umgebung der Donna Eugenia schlechterdings einen Kriegsvorwand habe schaffen wollen. Allzu schneidig macht stumpf und allzuklug wird dumm. Der Krieg von 1870 war in seinen Endursachen kein Werk der Intrike und Ohrenbläserei, sondern der geschichtlichen Nothwendigkeit und Logik.

Derweil hatte der Wind in Berlin sich gedreht. Kurz nach Neujahr 1870 mag der Prinz Leopold mit Zustimmung seines Vaters zur Annahme der spanischen Thronkandidatur sich entschlossen haben, unter der Voraussetzung, daß König Wilhelm, als Familienhaupt, seine Einwilligung geben würde. Jetzt auch, so behauptet wenigstens der Duc de Gramont, d. h. zu Anfang des Mai, schrieb Bismarck an Prim, die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern wäre an und für sich eine ganz hübsche Sache, die man nicht fallen lassen dürfte; zur richtigen Stunde könnte dieselbe recht zweckmäßig sein[1]. Dies war für den Señor Salazar das Signal, sofort wieder nach Deutschland aufzubrechen, woselbst er im Juni anlangte.

1) Gramont, La France et la Prusse, 20, 21.

König Wilhelm begab sich am 20. Juni zur Kur nach Ems. Bismarck war in Varzin, von wo aus er, dem Benedetti zufolge, die letzten Verhandlungen leitete[1]). Dann setzte der Prinz Leopold den König vom Verlauf und Ausgang der Unterhandlungen „officiell“ in Kenntniß und erbat sich die königliche Zustimmung zu seinem Entschluß. König Wilhelm gab diese Zustimmung am 28. Juni und zwar in Gestalt der Erklärung, daß er der Absicht des Prinzen kein Hinderniß in den Weg stellen zu dürfen glaubte. Benedetti, welcher dies nach Paris meldete, hob ausdrücklich hervor, daß der König, indem er die erbetene Zustimmung gab, nur als Familienhaupt handelte, keinen Ministerrath versammelte und überhaupt niemand um Rath fragte.

Dies die französische Darstellung vom Gange der Sache[2]). Die amtliche deutsche gab Bismarck in der 26. Sitzung des norddeutschen Bundesrathes (16. Juli 1870) und zwar laut Protokolls also: „Man weiß aus den Mittheilungen, welche der Herr Präsident des spanischen Ministerraths vom 11. d. Monats in der Sitzung der konstituirenden Cortes machte, aus der durch die Presse veröffentlichten Cirkulardepesche des spanischen Herrn Minister des Auswärtigen vom 7. d. Monats und aus einer Erklärung, welche Herr Salazar y Mazarredo am 8. d. Monats in Madrid drucken ließ, daß die spanische Regierung seit Monaten mit Sr. Durchlaucht dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern über die Annahme der spanischen Krone unterhandeln ließ, daß diese dem Herrn Salazar übertragenen Unterhandlungen ohne Betheiligung oder Dazwischenkunft irgendeiner andern Regierung unmittelbar mit dem Prinzen und dessen erlauchtem Vater geführt wurden und daß Se. Durchlaucht sich endlich entschloß, die Thronkandidatur anzunehmen. Se. Majestät der König von Preußen, welchem

1) Benedetti, Ma mission, 314.

2) Zusammengefasst bei Sorel, I, 51—56.

hiervon Anzeige gemacht wurde, hat nicht geglaubt, dem von einem großjährigen Fürsten nach reiflicher Ueberlegung und im Einverständniß mit dessen Herrn Vater gefassten Entschlusse entgegentreten zu sollen. Dem auswärtigen Amte des norddeutschen Bundes, wie der Regierung Seiner Majestät des Königs von Preußen, waren diese Vorgänge völlig fremd geblieben. Sie erfuhren erst durch das am 3. d. Monats Abends aus Paris abgegangene Telegramm, daß das spanische Ministerium beschlossen habe, dem Prinzen die Krone anzubieten".

Ohne Zweifel, diplomatisch alles ganz „korrekt". Aber, aber . . . allzu fein wird plump. War es nicht ein allzu feines Stück, den Menschen im allgemeinen und den Franzosen im besonderen zuzumuthen, sie müßten zugleich an dieses nichtamtliche Wissen und dieses amtliche Nichtwissen glauben? Gerade diese Taschenspielerei mit Worten — denn etwas anderes war es ja doch nicht — mußte viel dazu beitragen, in Frankreich und anderwärts die Meinung, die hohenzoller'sche Kandidatur sei von A bis Z ein wohlbedachter preußischer Kniff und Pfiff, zu erwecken und zu kräftigen . . . .

Am französischen Hofe schien man inzwischen, d. h. nach dem Misslingen der ersten Unterhandlung Salazars, die Erwartung, daß sich die spanische Thronfrage zum hübschen Vorwand eines Krieges mit Preußen gestalten könnte, aufgegeben zu haben. Allem nach sah man die Sache für erledigt an und schenkte den bedenklichen Mienen Benedetti's keine Beachtung. Man hatte dazumal, beim Uebergang aus dem Jahre 1869 in das Jahr 1870, in den Tuilerien anderes und wichtigeres zu denken und zu thun. Das Vernützt- und Verbrauchtsein des Decemberregiments hatte sich zu fühl- und merkbar gemacht, als daß diese Thatsache hätte länger übersehen werden können. Von den bisher angewandten Mitteln und Werkzeugen des kaiserlichen Despotismus oder, wie der-

selbe amtlich hieß, der imperialen Demokratie versagte eins nach dem andern. Die Opposition nahm an Kraft und Kühnheit zu, das Missbehagen wurde deutlicher und allgemeiner. Der Wunsch nach einer Veränderung lag wieder einmal in der französischen Luft. In der Umgebung der Donna Eugenia sah man wohl in einem Krieg den sichersten Ableiter der angesammelten Gewitterschwüle, allein der Kaiser war mit der Zunahme seiner physischen und moralischen Hinfälligkeit entschieden immer weniger kriegslustig geworden. Er konnte ja auch über seine Feldherrlichkeit, d. h. Nichtfeldherrlichkeit nicht allzu sehr im Zweifel sein. Zudem mußte, um einen Krieg vom Zaune brechen zu können, doch immerhin ein Zaun vorhanden sein. So wurde denn statt eines Blendwerkes nach außen, ein Blendwerk nach innen aufgethan. „Das Kaiserreich ist der Friede“, hieß es früher, worauf die Kriege in der Krim, in Italien, in China und Mexiko gefolgt waren. „Das Kaiserreich ist der Liberalismus“, hieß es jetzt, und was darauf folgte, war der wilde Jagdruf nach dem Rhein. Das ist aber lange nicht so unlogisch gewesen, als es aussah. Denn der Napoleonismus hatte das richtige Gefühl, daß dem Versuch einer Kraftentwicklung nach außen die Stärkung des kaiserlichen Regiments im Innern vorangehen müßte. In der Wolle gefärbte Bonapartisten wie Fialin-Persigny hatten freilich dringend vor Einräumungen im liberalen und parlamentarischen Sinne gewarnt[1]). Allein der müde Mann in den Tuilerien mochte merken, daß ihm und seinen Spießgesellen zur Fortsetzung des Gaukelspiels der „Imperial-Demokratie“ die Nerven mehr und mehr versagten, und wollte es daher jetzt mit der immerhin leichteren liberal-konstitutionellen Gaukelei versuchen. Auch konnte es dem stets zur Einmischung

---

1) Vergl. den merkwürdigen Brief, welchen der Genannte am 15. December 1867 aus Chamarande an Napoleon schrieb. Pap. et corresp. de la fam. imp. I, 14.

in die Angelegenheiten anderer Völker bereiten Chauvinismus ganz gleichgiltig sein, ob er zur Abwechselung auch einmal wieder ein liberales Mäntelchen umhinge; er blieb ja doch unter allen Mänteln und Mäntelchen derselbe.

Die Bande, welche Frankreich beherrschte und ausbeutete, hatte sich, ob auch noch so widerwillig, nachgerade zu der Erfahrung bekennen müssen, daß die fernerweite Einhaltung des seit 18 Jahren befolgten Systems, d. h. die amtliche und außeramtliche Pflege der Selbstsucht, der thierischen Instinkte und gemeinen Neigungen, die kunstmäßige Erschlaffung des Gewissens und die methodische Vernichtung aller Ueberzeugungstreue, unfehlbar zu einem furchtbaren Bankbruch führen müßte. Man beschloß also, aus einer anderen, aus einer höheren Tonart zu singen und wieder einmal die Wirkung der alten Zauberformel „Liberté“ zu versuchen, bis die richtige Stunde da wäre, die echtnapoleonische abermals hervorzuholen: „Gloire!“

Einer, der Napoleon den Dritten gut gekannt und viel mit ihm verkehrt hat, Lord Normanby, sagte bekanntlich von ihm: „Der Kaiser spricht wenig, lügt aber viel.“ Mitunter, obzwar selten, fiel jedoch von den Lippen dieses Erzlügners eine gewichtige Wahrheit. So am 29. November von 1869, als er die zur Eröffnung der Sitzungen des gesetzgebenden Körpers gehaltene Thronrede mit den Worten anhob: „Es ist nicht leicht, den regelmäßigen und friedlichen Gebrauch der Freiheit in Frankreich einzuführen“. Nachdem dann dem „Willen des Landes“ das regelrechte imperial-demokratische Kompliment gemacht war, sagte der Thronredner: „Frankreich will Freiheit, aber im Bunde mit der Ordnung. Für die Ordnung steh' ich ein, helfen Sie mir, die Freiheit zu sichern“.

Dies war die Ankündigung der Schwenkung des kaiserlichen Regiments zum Liberalismus.

Wenige Tage später (am 8. December) trat im Vatikan das allgemeine Koncil zusammen, um ebenfalls von Freiheit zu reden, von der Freiheit der Kirche, deren Begriff dann auf die bündige Formel des dogmatisirten papalischen Größenwahns gebracht wurde.

Am 11. December kam im Palais Bourbon und im Palais Luxemburg in Paris ein „Gelbbuch" zur Vertheilung, worin sich die wenig versteckte Drohung gegen Deutschland vorfand: „Wir haben in den Fragen, welche die deutschen Kabinette im Laufe dieses Jahres beschäftigten, keinen Grund gefunden, aus der Zurückhaltung herauszutreten, welche wir den Umbildungen gegenüber, die jenseits des Rheines vor sich gegangen sind, bisher beobachtet haben". Noch vor Jahresschluß schien aber der Gedanke einer Einmischung in die Entwickelung der deutschen Verhältnisse wieder beiseite gestellt zu sein. Denn am 27. December beauftragte der Kaiser den vom Halbrepublikanismus zum Bonapartismus übergelaufenen Deputirten Emile Ollivier mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Dasselbe trat am 3. Januar von 1870 ins Amt und bestand aus mehr oder weniger verschämten Bekennern der konstitutionellen Theorie. Der Premier und Großsiegelbewahrer Ollivier hatte sich früher bei verschiedenen Gelegenheiten als einen „Freund" der deutschen Nation ausgespielt; man meinte demnach, er würde der Einmischung in die deutschen Verhältnisse widerstreben. Der neue Minister des Auswärtigen, Graf Daru, huldigte der Ansicht von Thiers, daß Deutschland wie Italien schwach bleiben müßten ad majorem Franciae gloriam, und war unter anständigen Formen ein richtiger Chauvinist. Wenige Tage nach der Einsetzung des neuen Kabinetts spielte sich die häßliche Mordpeter-Bonaparte-Noir-Rochefort-Komödie ab, welche zeigte, daß der alte Revolutionskrater Paris noch nicht todt wäre, obzwar er bei dieser Gelegenheit nur etliche übelriechende Schlammblasen emportrieb. Die Reform

der Verfassung des Empire, an welcher man gleichzeitig herummachte, ist selbstverständlich auch nur eine Komödie gewesen. Am 20. April war sie fertig und sollte der Schwindel nun durch den Oberschwindel eines „Plebiscit" bekräftigt werden. Schon der echte Napoleonismus hatte diese „Kundgebung des souveränen Nationalwillens" zu einer äußerst sinnreich gebauten Maschine zu machen verstanden; der nachgemachte hatte sie noch beträchtlich verbessert und für die Kurbeln, Walzen und Räder derselben eine wundervolle Schmiersalbe erfunden. Am 8. Mai sollte die „neue Konstitution des Kaiserreichs" den Franzosen zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden. Die republikanische Fraktion im gesetzgebenden Körper, sich anstellend, als wäre die Verwerfung überhaupt eine denkbare Möglichkeit, ließ eine Mahnung zu solcher ausgehen, allworin neben „den 18 Jahren des Druckes und der Schmach", neben der „um 5 Milliarden angeschwollenen Staatsschuld", neben einem „Budget von mehr als 2 Milliarden", neben „Mexiko" auch, und zwar mit Betonung, „Sadowa" als ein Hauptgrund für das Neinsagen, d. h. für die Verwerfung des Kaiserreiches in Bausch und Bogen angegeben und namhaft gemacht war. Die von deutschen Schwachköpfen und Traumpolitikern geglaubte Weltbürgerlichkeit und Völkerbrüderschaft des französischen Republikanismus zeigten sich also auch hier wieder in ihrer wahren und wirklichen, d. h. chauvinistischen Natur.

Die Plebiscitmaschine arbeitete prächtig: es fielen 7,350,142 Ja und nur 1,538,828 Nein aus derselben. Leidig war es freilich, daß so ziemlich alle gebildeten und anständigen Menschen in Frankreich neingesagt hatten. Noch leidiger, daß zu den anderthalb Millionen Nein die Armee ein beträchtliches Kontingent gestellt. Alles in allem war das Ergebniß vom 8. Mai doch nicht so, daß es den Eindruck hervorgebracht hätte, das Kaiserreich würde von jetzt an wirklich der Friede sein. Das Vorhandensein von gährenden Säften der Unzu-

friedenheit, des Hasses und der Feindseligkeit war nicht mehr wegzulügen. Mußte sich da der Gedanke und Wunsch einer Ableitung derselben nach außen nicht abermals und recht kräftig regen? Darauf deuteten auch, obzwar erst leise, Personenwechsel im Kabinette, welche am 15. Mai eintraten und dem Ministerium ultramontane und folglich widerdeutsche Elemente zuführten. Die wichtigste dieser Aenderungen war, daß an die Stelle des ausgetretenen Grafen Daru der vom Bourbonismus zum Bonapartismus — ob aes alienum, hieß es — übergelaufene Herzog von Gramont kam, ein Diplomat so recht nach dem Herzen der Donna Eugenia.

Noch in demselben Monat Mai von 1870 erhoben die pariser Journale von allen Parteifarben ein wahres Narrenhausgeschrei des Zornes und der Anschuldigung gegen Deutschland, weil dieses sich die Freiheit genommen hatte, mit der Schweiz und mit Italien zum Bau der Gotthardsbahn sich zu verbinden. Das wäre, schrie der Chauvinismus mit voller Lungenkraft, ein neuer Akt preußischer Intrike und deutscher Feindseligkeit gegen Frankreich.

Es stand bei Preußen, schon jetzt einen Bruch herbeizuführen. Bismarck hütete sich wohlweislich, dies zu thun. Aber es war nicht nur an die Adresse des norddeutschen Reichstages, sondern auch an die Frankreichs gerichtet, wenn er gehobenen Tones am 23. Mai davon sprach, „alles mit eisernem Schritt zu zermalmen, was der Herstellung der deutschen Nation in ihrer Herrlichkeit und Macht entgegenstände“, und wenn er zum Schlusse des Reichstages am 26. Mai die Nothwendigkeit verkündete, „der deutschen Nation die Weltstellung zu gewinnen, zu welcher ihre geschichtliche Bedeutung, ihre Stärke und ihre Gesittung sie berufen und befähigen“.

6.

Der alte Thiers war ein zu gescheider und erfahrener Mann, als daß er sich über die Unfähigkeit der Leute, welchen die Regierung des Empire anvertraut war, hätte täuschen können. Zweifelsohne hatte der gewitzte Kenner von Menschen und Dingen auch Witterung von den Machenschaften, welche in den Gemächern der Kaiserin gezettelt wurden, von Machenschaften, wie man sie in kein Gelb-, Roth-, Blau- oder Grünbuch hineindruckt und welche doch häufig genug in wichtigen und wichtigsten Fragen den Ausschlag geben. Er hegte die Ueberzeugung, daß die kaiserliche Regierung über kurz oder lang zum Kriege mit Preußen getrieben werden würde, und da er sich von seiner Erzählung der napoleonischen Feldzüge her für einen heimlichen Feldherrn hielt, so hatte er auf das Armeewesen seines Landes allzeit ein aufmerksames Auge gerichtet. Demzufolge wußte er, daß die Beschaffenheit desselben dermalen eine solche wäre, welche ihm, dem Patrioten und Gloire-Zinkenisten, die allergrößte Besorgniß einflößen mußte, so er die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit eines bevorstehenden Zusammenstoßes mit Preußen oder gar mit ganz Deutschland erwog.

Am 30. Juni von 1870 gab er im Gesetzgebenden Körper dieser Besorgniß lebhaften Ausdruck in der Form einer Hinweisung auf alle die Unzulänglichkeiten des französischen Heerwesens. Die für den Vater des Chauvinismus gewiß sehr schmerzliche Vorstellung, daß die Armee Frankreichs geschlagen werden könnte, ließ den Redner prophetische Töne finden. „Wissen Sie, warum man bei Sadowa so Unerwartetes gesehen hat? Darum, weil man in Wien unvorbereitet gewesen ist, während man es in Berlin seit mehreren Jahren war; darum, weil hier ein Mann von scharfem Zukunftsblick

die Machtmittel bereitgestellt hatte. Das sind so Ursachen, welche Staaten wachsen oder aber zu Grunde gehen machen."

Natürlich überhörten Leute vom Kaliber der Ollivier, Gramont und Leboeuf, auch dieses Kassandrawort. Mit der ganzen Selbstgefälligkeit eines Menschen, welcher die Zukunft in der Tasche zu haben wähnte, gab der Ministerpräsident in derselben Sitzung die Erklärung ab: „Die Regierung hat keinerlei Besorgniß. Zu keiner Zeit erschien der Friede in Europa gesicherter als gegenwärtig. Wohin immer man blicken mag, nirgends gewahrt man Bedrohliches."

Für Augen, welche immer und überall nur die Oberflächen zu sehen vermögen, mochte es ja wohl so sein. Alles schien ruhig, friedlich, idyllisch. Der französische Hof war in St. Cloud, der König von Preußen in Ems, Bismarck in den Wäldern von Varzin, Moltke auf seinem Landgut, Benedetti im Wildbad, die Diplomaten schickten sich überall an, in Urlaub zu gehen, Scharen von Franzosen und Französinnen machten sich nach den deutschen Bädern auf, die Schweiz wimmelte von Deutschen und Deutschinnen.

Da, gerade 24 Stunden, nachdem Monsieur Ollivier so zuversichtlich geredet, tauchte drunten in Madrid ein dunkler Punkt, zunächst sogar nur ein Pünktchen auf, aber doch ein dunkles.

Señor Salazar war eilends aus Deutschland nach Spanien heimgekehrt, nach, wie er meinte, wohlgethaner Arbeit. Brachte er doch, so zu sagen, einen endlich glücklich gefundenen König von Spanien im Felleisen mit. Nun war es aber wunderlich, daß der Marschall Prim über den Fund gar nicht erbaut schien. Wahrscheinlich hatte man in der Zwischenzeit ihm von Paris her bedeutet, wie man dort die spanische Thronkandidatur eines „preußischen" Prinzen ansähe. Der Marschall hatte jedoch hinlänglich viel vom spanischen Nationalstolz in sich, so daß er der französischen Einmischung in die

Angelegenheiten seines Landes die Stirne bot. Als daher am 2. Juli der französische Gesandte, Mercier de Lostende, zu ihm kam und ihm sagte, die am Tage zuvor in Madrid verbreitete Neuigkeit werde sicherlich in Paris großes Aergerniß erregen, gab der Prim zur Antwort: „Möglich, daß der erste Eindruck so sein wird. Aber man wird die Sache bald kühler ansehen. Was hättet ihr Franzosen denn zu fürchten? Was bedeutet heutzutage eine dynastische Verbindung? Was könnte bei uns ein fremder Prinz unternehmen, welcher damit beginnen muß, die liberalste Verfassung in Europa zu beschwören?" Der Gesandte versuchte umsonst, den Marschall von dem Gedanken dieser Thronkandidatur abzubringen. Prim drückte zwar die Besorgniß aus, dem Kaiser der Franzosen dadurch missfällig zu werden, sagte auch, er werde dem spanischen Gesandten in Paris, Olozaga, unverzüglich den Befehl zugehen lassen, Napoleon den Dritten davon in Kenntniß zu setzen, beharrte aber im übrigen. Mercier erfuhr noch, daß im August die Cortes zusammentreten sollten, um die Wahl des neuen Königs vorzunehmen, beziehungsweise zu bestätigen [1]. Der Gesandte telegraphirte, was er wußte, noch an demselben Tage nach Paris.

Demzufolge hatte sich am 3. Juli der schwarze madrider Punkt vom 2. in der französischen Hauptstadt schon beträchtlich vergrößert. Die Nachricht, welche der elektrische Draht von jenseits der Pyrenäen gebracht, scheint in der That eine sehr unangenehme Ueberraschung für die kaiserliche Regierung gewesen zu sein. Im Schoße derselben scheint auch zur ersten Stunde der Gedanke vorgeherrscht zu haben, daß man dem Willen der spanischen Nation, falls sich derselbe durch ein bejahendes Wahlvotum ihrer verfassungsmäßigen Vertreter, der Cortes, kundgegeben hätte, nicht wohl entgegentreten könnte

1) Depesche Mercier's vom 2. Juli bei Sorel, I, 60—61.

und daß man sich daher — wenigstens behauptet das der Duc de Gramont — darauf beschränken sollte, an den Gerechtigkeitsinn und die freundschaftlichen Gefühle der spanischen Staatsmänner zu appelliren[1]). Das wollte natürlich sagen, daß Prim vermocht werden sollte, die „preußische" Kandidatur zu beseitigen, bevor dieselbe vor die Cortes gebracht werden könnte.

Wenn eine solche Mäßigung im französischen Kabinette anfänglich wirklich vorhanden war, so währte sie jedenfalls nur wenige Stunden. Derselbe Chauvinismus, der nämliche Taumel, welcher sich binnen zwei Tagen und Nächten eines großen, des größten Theils der Bevölkerung von Paris bemächtigte, griff auch in den herrschenden und regierenden Kreisen rasch um sich. Das ganz sinnlose Stichwort von dem „preußischen" Prinzen, welcher „den Thron Karls des Fünften" besteigen wollte, war ausgegeben und gewann, nicht obgleich, sondern weil es so dumm, bei der urtheilslosen Menge Beifall und Glauben. Es wurde auf der Gasse, in den Salons, in den Kneipen und in der Presse in allen Tonarten des Größenwahns variirt. Schon am 5. Juli faselte ein sonst maßhaltendes Oppositionsjournal, „Le Temps", davon, wie gefährlich es für Frankreich wäre, die Wiederherstellung des Reiches Karls des Fünften zuzulassen, denn das hieße Deutschland, Italien und Spanien unter einer Herrschaft vereinigen, und ein Organ der äußersten Linken, der unversöhnlichen Republikaner, „Le Rappel", brachte aus der Feder eines Sohnes von Victor Hugo einen Artikel, worin es hieß: „Die Hohenzollern sind zu einem solchen Grade von Ver-

1) Gramont, La France et la Prusse, 27: „Il ne pouvait convenir au gouvernement français, de se placer en travers d'une manifestation nationale du peuple espagnol. On devait donc se borner à faire appel à la justice et aux sentiments dont les hommes d'état espagnols avaient si souvent donné l'assurance".

wegenheit gelangt, daß sie den ungeheuerlichen Plan einer Universalherrschaft zu hegen wagen, wovon Karl der Fünfte, Ludwig der Vierzehnte und Napoleon vergeblich träumten. Es genügt ihnen nicht, Deutschland erobert zu haben; sie wollen Europa beherrschen. Es wird für unsere Zeit eine ewige Schmach sein, daß dieser Plan, wir sagen nicht verwirklicht, aber doch gedacht werden konnte".

Wenn schon das grüne (widerbonapartistische) Holz also aufrauchte, wie mußte erst das dürre (bonapartistische) chauvinistisch aufprasseln! Wer die officiellen und officiösen pariser Journale vom Juli und August 1870 gelesen hat, der darf sich wohl rühmen, das Aeußerste zu kennen, was Menschen in der Dummheit, Lügnerei und Bramarbaserei zu leisten vermögen. Der Gesammteindruck, welchen die Aeußerungen der französischen Presse im Juli auf jeden Urtheilsfähigen machen müssen, ist dieser: Frankreich wollte den Krieg und ergriff mit Begierde den Kriegsvorwand, welchen ihm die hohenzoller'sche Thronkandidatur in Spanien darzubieten schien.

Ein wissender und auch leidlich aufrichtiger französischer Mann, Fernand Giraudeau, hat die Frage gestellt: „Pourquoi a-t-on voulu la guerre?" und darauf also geantwortet: „Man hat aus drei Gründen den Krieg gewollt. Erstens, weil Frankreich von jeher zum Rhein sich hingezogen fühlte, weniger aus Eroberungslust als aus Erhaltungsinstinkt[1]). Zweitens, weil dieser vielhundertjährige Zug, halb beschwichtigt

1) Diese Behauptung zeigt, daß auch wissende und anständige Franzosen des „second empire" ganz verlernt hatten, der Wahrheit in das strenge Antlitz zu sehen. Die geschichtliche Wahrheit ist, wie jedermann weiß oder wissen könnte, diese, daß die Franzosen seit dem 16. Jahrhundert bei jeder Gelegenheit — (bot sich ihnen keine, so machten sie eine) — erobernd, ja geradezu landräuberisch gegen Deutschland vorgegangen sind. Der von Giraudeau vorgeschützte „instinct de conservation" ist eine Unwahrheit, welche noch lächerlicher als frech.

durch den Vorschritt friedlicher Ideen und durch die Entwickelung der materiellen Interessen, nicht nur wieder erweckt, sondern außerordentlich verschärft wurde durch die Ereignisse von 1866, so daß, Dank der Uebertreibung vonseiten der Parteien, die Schlacht von Sadowa für uns ein zweites Waterloo geworden und vier Jahre lang die Presse und die Rednerbühne nicht aufhörten, mit der Erinnerung daran unsere Ohren zu behelligen und unsere Stirnen roth zu machen. Drittens endlich wollte man den Krieg, weil der gesunde Gesammtverstand des Landes, scharfsichtiger als irgend ein Staatsmann, denselben für unausweichlich erkannte, weil dieser „bon sens collectif du pays" begriff, daß Preußen den Krieg wollte und uns denselben aufzudrängen wissen werde" [1]).

Keine der französischen Parteien kann auch nur mit einem Schatten von Recht behaupten, sie hätte an dieser nationalen Stimmung keinen Theil gehabt. Erst dann, als bei Hofe der Krieg schon eine beschlossene Sache war, erklärten sich die Republikaner im gesetzgebenden Körper dagegen, aber, wohlverstanden! nicht gegen den Krieg als solchen, sondern als gegen einen Krieg des Kaiserreiches, welcher diesem — denn die Waffen Frankreichs mußten ja siegreich sein — einen beträchtlichen Zuwachs an Prestige, Macht und Popularität bringen würde. Aus den Reihen der „Intransigenten", aus dem Mund eines Republikaners in der Verbannung ist sogar die erzcharakteristische Aeußerung gekommen, der Bonapartismus werde den Krieg nicht gründlich, nicht erobernd genug zu führen wissen. Edgar Quinet, der doch gewiß den innersten Gedanken seiner Partei kannte, beklagte zum voraus, daß der Krieg nicht zur Eroberung des linken Rheinuferlandes führen, sondern nur dem „Decembrismus" zur Stärkung gereichen werde [2]).

1) F. Giraudeau, La vérité sur la campagne de 1870, 3. édit. Paris 1871, p. 103.

2) Am 18. Juli schrieb Quinet zu Veytaux am Genfersee in sein

Das war und ist die Weltbürgerlichkeit und Völkerbrüderschaft der französischen Republikaner, an welche schönen Dinge vor und nach dem Ausbruch des Krieges bekanntlich deutsche Narren geglaubt haben.

Einen Mann allerdings gab es in Frankreich, welcher vom Anfang bis zuletzt dem Kriege sich entgegengestemmt hat; aber Thiers that so, nicht weil er den Krieg an sich als einen ungerechten verdammte, sondern vielmehr ganz entschieden nur, weil er die unzulängliche Rüstung Frankreichs vielleicht genauer kannte als irgendeiner seiner Landsleute und weil er nicht wollte, daß man ohne Bundesgenossenschaft Deutschland herausforderte. . . . . .

Die napoleonische Regierung hatte unmittelbar nach dem Eintreffen der madrider Neuigkeit vom 2. Juli ihren Entschluß gefasst. Es war dieser, nicht unmittelbar in die inneren Angelegenheiten Spaniens sich einzumischen, sondern sich an

Taschenbuch: „La voilà donc cette guerre horrible entre les décembristes et l'Allemagne. Pour les décembristes, c'est un besoin de couvrir leurs crimes; ils veulent dépayser, égarer la nation. On leur demandait compte de leurs scélératesses, ils espèrent tout brouiller dans le sang. S'ils ont un succès, prolongement d'esclavage pour dix ans. Battus, ils espèrent que la nation s'identifiera à eux. Voilà leur calcul. Je suppose un succès. Vous verrez aussitôt le second empire bacler une paix de Villafranca, pour le prix des Français morts sur le champ de bataille; vous verrez la conquête d'un peu de fumée. On répétera que le second empire ne vit que de gloire, n'est fait que pour la gloire; et la France, qu'on aura abêtie entre la crainte et l'esperance, se vautrerait aux pieds du triomphateur. Pas une seule garantie solide contre l'Allemagne. Il ne peut être question de la prise et de la conquête de la rive gauche du Rhin; pas une seule conquête véritable, mais de l'apparence, de la jactance, de la servitude. Le systéme décembriste sera raffermi. Voilà quelle serait la conquête.“ Paris, journal du siège, par Madame E. Quinet (Paris 1873), p. 11—12.

Preußen zu halten. Am 3. Juli gab Gramont telegraphisch die erste bezügliche Weisung an den Botschaftssekretär Le Sourd, welcher den abwesenden Benedetti in Berlin vertrat. Das Telegramm des Herzogs zeugte von Aufregung und ermangelte auch schon nicht ganz der Drohung. Le Sourd begab sich am folgenden Tage zu dem Unterstaatssekretär Thile, welcher den abwesenden Bismarck vertrat. Auf die Fragen des Franzosen hing der Unterstaatssekretär die bekannte amtliche Nichtwissenschaft heraus: — „Die preußische Regierung weiß schlechterdings nichts von dieser Angelegenheit und diese existirt für sie gar nicht". Der Botschaftssekretär machte „Hm, Hm!" und ging. An demselben Tage kam in Paris der preußische Botschafter Werther, im Begriffe, nach Ems zu reisen, zum Duc de Gramont, um Abschied zu nehmen. Der französische Minister erklärte dem preußischen Diplomaten „catégoriquement", daß „Frankreich die Besitznahme des spanischen Thrones durch den Prinzen von Hohenzollern oder durch irgendeinen andern preußischen Prinzen nicht dulden werde". Werther versprach, seinem Könige von dieser Stimmung im französischen Kabinette Mittheilung zu machen, und reis'te ab. Am 5. Juli wußte man in Paris, daß die spanischen Cortes am 15. des Monats die Wahl des Hohenzollers zum König fertigmachen sollten. Es schien also große Eile nöthig, um solches zu hindern. An diesem Tage sah der Herzog von Gramont den englischen Botschafter Lyons und den östreichischen Metternich. Jenem sagte er, die kaiserliche Regierung werde die hohenzoller'sche Kandidatur, welche ein Frankreich zugefügter Schimpf wäre, nicht dulden; diesem: „Wir werden es nicht zulassen, werden alle Mittel dagegen aufwenden, müßte auch der Krieg mit Preußen die Folge sein". Ganz dieselbe Sprache führte am Abend des Tages der Ministerpräsident Ollivier gegenüber dem Lord Lyons, indem er unter anderem sagte: „Ungeachtet meines Wohlwollens für die Deutschen, muß ich doch gestehen,

daß ich dieses Vorgehen wie einen Schimpf empfunden habe und vollständig die Entrüstung des Publikums theile" [1]).

Mit dieser Entrüstung hatte es seine Richtigkeit. Wenigstens was das Publikum von Paris anging, allwo alle Boulevardiers und sonstigen Flaneurs, alle Gassenschreier, Pintenorakel, Brasseriedemagogen und Kaffeehäuserpolitiker, bald auch alle „Lorettes", „Biches" und „Cocottes" gewaltig die Backen aufbliesen, die Augen rollten und mit in die Seiten gestemmten Armen das gegebene Stichwort von dem der „grande nation" angethanen preußischen Schimpf nachfistulirten. In der französischen Hauptstadt roch es schon am 6. Juli ganz entschieden nach Krieg. Es ist nicht wahr, daß die Regierungsjournale allein oder zuerst es gewesen seien, welche das Feuer der Nationaleitelkeit anzündeten und schürten. Im Gegentheil, in diesem Thun gingen gerade Leute voran, welche, wie z. B. die Herren Pessard und About, im ausgesprochenen Gegensatze zu dem Ministerium standen. Der erstgenannte Publicist schrieb am 6. Juli im „Gaulois": „Wir hoffen, daß die französische Regierung, so sie sich nicht der Gefahr, einen Verrath an Frankreich zu begehen, aussetzen will, keinen Tag länger die preußischen Machenschaften (agissements) ertragen wird" — und der letztgenannte an demselben Tag im „Soir": „Was, man sollte Preußen erlauben, einen Prokonsul an unsere spanische Gränze hinzusetzen? Aber wir sind ja nur noch 38 Millionen Gefangene, wenn die Nachricht wahr ist. Sie muß schlechterdings falsch sein! Sie wird es sein, wenn man will. Aber vermag die französische Regierung überhaupt noch zu wollen?" So mußte man noch zu Leuten wie Gramont und Ollivier sprechen, welche in der Unendlichkeit ihres Dünkels ohnehin darauf brannten, sich als große

---

1) Depeschen Lyons' vom 5. und 7. und Metternichs vom 8. Juli. Englisches Blaubuch und östreichisch-ungarisches Rothbuch, welche Quellen ich ein für allemal hier angebe.

Staatsmänner auszuspielen und dem Bismarck die diplomatischen Meister zu zeigen.

Die Rednerbühne suchte übrigens im Chauvinismus der Presse noch den Rang abzulaufen. Schon am 5. Juli erklärte im gesetzgebenden Körper Herr Cochery, ein Deputirter vom linken Centrum, also auch kein Mann des Hofes und der Regierung, er wünschte an das Kabinett eine Frage zu richten „inbetreff der spanischen Thronkandidatur eines Prinzen der königlichen Familie von Preußen". Die Frage ward angenommen und ihre Beantwortung für den folgenden Tag zugesagt. Alle Franzosen von Urtheil haben die parlamentarische Ueberstürzung vonseiten des Fragestellers wie vonseiten der Antwortgeber für einen großen Fehler anerkannt [1]. Es hieße aber doch dem kaiserlichen Ministerium ein Unrecht anthun, so man ohne weiteres ihm oder diesem oder jenem seiner Mitglieder die Schuld dieser Ueberstürzung zuschieben wollte, welche allerdings den ganzen Handel schon auf des Degens Schneide gestellt hat. Denn es ist allseitig anerkannt, daß die Erklärung, welche die kaiserliche Regierung am 6. Juli im Corps législatif abgab, einen diplomatischen Ausgleich der Streitfrage, sowie die vermittelnde Dazwischenkunft der europäischen Kabinette äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich machte, weil diese Erklärung in ihrem Schlußsatze Preußen gegenüber eine drohende Säbelrasselei vernehmen ließ.

Wie aber war die Erklärung, welche zweifellos schon den Bruch ankündigte, zustandegekommen? Soweit die „Mystères de St. Cloud" bislang aufzuhellen gewesen, also [2].

---

1) So M. Ch. de Mazade (Guerre de France, I, 34), A. Sorel (Hist. dipl. I, 64) und Th. Duret (Histoire de quatre ans 1870—73, I, 79).

2) Ich folge hier den bezüglichen „Dépositions" im 1. Bande der „Enquête parlementaire sur la défense nationale", sowie einem zweifelsohne von sehr kundiger Hand herrührenden Aufsatz, welchen die

Als gegen 5 Uhr Abends am 5. Juli der Ministerrath unter dem Vorsitz Napoleons des Dritten im Schlosse von St. Cloud zusammentrat, um sich über die dem Abgeordneten Cochery am folgenden Tage zu gebende Antwort schlüssig zu machen, waren die Berathenden ziemlich rathlos. Einen nahen kriegerischen Bruch mit Preußen sah keiner der Anwesenden voraus und der Kaiser äußerte nur die Besorgniß, die Opposition werde sich der schwebenden Frage bemächtigen und daraus Stänkereien machen. Vorerst wurde gar nichts und in einer zweiten, nach der Tafel gehaltenen Rathsitzung nur dieses beschlossen, daß Ollivier und Gramont eine Erklärung aufsetzen sollten, über welche man am Morgen des folgenden Tages berathen wollte. Derweil hatte aber anderwärts, im Boudoir der Kaiserin, ein anderer Rathschlag stattgefunden, an welchem nur Donna Eugenia und einer ihrer Vertrautesten, der „Baron“ Jérôme David, theilnahmen. Dann hatten diese beiden ein langes, bis nach Mitternacht währendes Gespräch mit dem Kaiser, welcher sich, einen sehr gewöhnlichen, aber auch sehr passenden Ausdruck zu gebrauchen, von den hübschen Händen der Spanierin breitschlagen ließ. Man kann daher wohl sagen, daß in der Mitternachtstunde vom 5. zum 6. Juli von 1870 das Signal zu jenem sieben Monate langen mörderischen Ringen von zwei Völkern gegeben wurde, welche, so sie sich unter einander verständigen und verstehen wollten, einander gegenseitig ergänzen, mitsammen den Erdball be-

---

„Indépendance Belge“ in ihrer Nummer vom 6. Mai 1874 gebracht hat und der auszüglich auch in die Nr. 130 der „Allgemeinen Zeitung“ von demselben Jahr übergegangen ist. Eine mittelbare Bestätigung der Einzelnheiten dieser Enthüllung geben die „dépositions“ der beiden nachmals von der parlamentarischen Untersuchungskommission vernommenen Exminister Leboeuf und Gramont, eine unmittelbare in Beziehung auf die Kaiserin Eugenie die vor derselben Kommission gemachten Aussagen von Thiers.

herrschen und der menschlichen Civilisation unberechenbare Dienste leisten könnten. . . . Um 10 Uhr des Morgens vom 6. Juli versammelte sich der Ministerrath wieder in St. Cloud und Ollivier brachte die in Gemeinschaft mit Gramont entworfene Erklärung vor. Nun hätten aber die noch immer friedlich gestimmten Minister Veranlassung erhalten, über die Veränderung, welche über Nacht in den Anschauungen des Kaisers vor sich gegangen, zu erstaunen[1]). Denn Napoleon habe mit größter Entschiedenheit und Zähigkeit eine durchgängige Verschärfung der ministerlichen Erklärung beantragt, verlangt und schließlich gegen alle Einwendungen durchgesetzt, obzwar einer der Minister vorahnend gewarnt hätte, man sollte doch nicht mit dem Feuer spielen. So wäre also das endgiltig redigirte und beschlossene Aktenstück vorwiegend ein persönliches Werk Napoleons des Dritten gewesen. Nur die lächerliche Phrase von der Besetzung des Thrones Karls des Fünften wäre auf Andringen Olliviers, aber mit Zustimmung des Kaisers, noch in die drohenden Schlußsätze hineingeschoben worden. Um 1 Uhr Mittags verließen die Minister St. Cloud. Gramont trug eine von Ollivier gefertigte Reinschrift der beschlossenen Antwort auf Cochery's Interpellation in der Tasche und alswie ein Befehlswink stand am Fuße des Aktenstückes geschrieben „Ne varietur!“ Um $3^1/_2$ Uhr wurde die Sitzung des gesetzgebenden Körpers eröffnet. Gramont las die Erklärung, wiederholt unterbrochen durch Beifallssalven von den Bänken der Hof- und Regierungspartei. Das Bravorufen

1) Mit dieser friedlichen Stimmung der Minister und ihrer Verwunderung über die kriegerische Wendung ihres Herrn und Meisters will es freilich gar nicht harmoniren, wenn der sehr eingeweihte Verfasser der „Considérations sur l'histoire du second empire“ (de Parieu?) p. 20 sagt: „L'incident de la candidature du prince de Hohenzollern fut considéré en France comme une occasion de vider la querelle regardée comme inévitable.“

und Klatschen der Bonapartisten wurde zum Freudensturm als der Minister zu den Schlußsätzen kam: — „Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls des Fünften setzt, zu unserem Schaden das gegenwärtige Gleichgewicht der Kräfte in Europa verändere und also die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährde. Diese Möglichkeit, wir hoffen es zuversichtlich, wird sich nicht verwirklichen. Um dies zu verhindern, rechnen wir ebensosehr auf die Weisheit des deutschen als auf die Freundschaft des spanischen Volkes. Sollte es aber anders sein, so werden wir, stark durch Ihren und der Nation Beistand, unsere Schuldigkeit ohne Zaudern und ohne Schwäche zu thun wissen." Der Eindruck, welchen die Erklärung hervorrief, formulirte sich schneidig in dem vom republikanischen Deputirten Crémieux an die Minister gerichteten Zuruf: „Ihr wollt also den Krieg?" Ollivier sprang beschwichtigend ein mit der Antwort: „Die Regierung wünscht den Frieden, wünscht ihn leidenschaftlich, aber mit Ehre. Wir reden ganz, wie wir denken; wir zielen nicht auf Krieg ab, wir sind nur um unsere Würde besorgt. Glauben Sie an die unbedingte Aufrichtigkeit unserer Sprache; ich versichere auf Ehre, daß wir keine Hintergedanken haben, so wir sagen, daß wir den Frieden wünschen." Das auf die stürmenden Wogen des Chauvinismus gegossene Oel verfing nicht. Einzelne Mitglieder der Linken protestirten heftig gegen die gramont'sche Erklärung, welche nur den Sinn einer Kriegserklärung hätte; aber diese Protestler wurden niedergeschrieen durch die Bonapartisten vom trüben und trübsten Wasser und einer der letztern, der ausgeschämte Pressebengel Granier, sich nennend de Cassagnac, zog die chauvinistische Moral der Sitzung, indem er den brutalen Schrei ausstieß: „Prenons le Rhin!"

In späterer Zeit haben einsichtige Franzosen gesagt, die am 6. Juli im gesetzgebenden Körper abgegebene Erklärung sei die erste der französischen Niederlagen vom Jahre 1870, sei geradezu ein „diplomatisches Wörth“ gewesen. Aber an jenem Julitage selbst und unmittelbar darauf konnten oder wollten in der französischen Presse keine tadelnden Stimmen sich lautmachen. Selbst die beiden Journale „Temps“ und „Débats“ wagten es nur verschämt, in beschwichtigendem Sinne zu reden. Sonst aber waren alle Zeitungen, amtliche und halbamtliche, konservative, liberale und radikale, ultramontane und republikanische, alle, alle ein Herz und eine Seele im Chauvinismus. „Rappel“ und „Réveil“ hetzten von dem äußersten linken Flügel der republikanischen Partei her nicht weniger furibund zum Kriege als „Pays“ und „Volontaire“ vom äußersten rechten Flügel des Bonapartismus aus[1]. Auf den Gipfel größenwahnwitziger Unverschämtheit schwang sich der Obergaukler der französischen Presse, Emile de Girardin, als er am 8. Juli in der „Liberté“ schrieb: „Wird Preußen, um das Werk des Herrn von Bismarck nicht zu gefährden, sich zu schlagen weigern? Nun wohl, dann werden wir es mit Kolbenstößen in den Rücken zwingen, über den Rhein zu fliehen und das linke Ufer zu räumen[2].“ Nie, so lange die Welt

---

1) Siehe die sehr zahl- und lehrreichen Auszüge aus den pariser Journalen bei Giraudeau a. a. O. 30—39.

2) Die Rarität verdient auch im Originaltext angeführt zu werden. „Mais plutôt que de compromettre l'oeuvre de M. de Bismarck la Prusse refusera de se battre? Eh bien! à coups de crosses dans le dos, nous la contraindrons de passer le Rhin et de vider la rive gauche.“ Im Leibjournal der Kaiserin, im „Pays“ legte der brutale Pressehannswurst Granier den Preußen schon zum voraus das kaudinische Joch auf und prophezeite zeternd: „Sie werden sich darunter beugen und zwar ohne Kampf besiegt und entwaffnet, so sie es nicht wagen, einen Streit aufzunehmen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann. Unser Kriegsruf ist bis zur Stunde ohne Antwort geblieben. Die Echos des

steht, hat eine frechere Pralerei ein furchtbareres Dementi erfahren. Der Büberei eines Seiltänzers von Journalisten hätte man in Deutschland lachen können; allein diese und ähnliche Auslassungen der pariser Presse mußten doch in einem ernsteren Licht erscheinen, so man erfuhr, daß an demselben 8. Juli der „Moniteur", das publicistische Organ des Ministerpräsidenten Ollivier, einen Artikel brachte, dessen Inhalt klar erkennen ließ, daß die hohenzoller'sche Kandidatur eben nur ein Vorwand zur Händelsucherei wäre und daß man von Paris aus eine ganze Reihe von Forderungen an Preußen stellen wollte. Denn es hieß da: „Die schwebende Frage muß erweitert werden. Das Minimum von dem, was uns heute genugthun könnte, wäre die Freiheit der süddeutschen Staaten, die Räumung der Festung Mainz (vonseiten Preußens), das Aufgeben jedes militärischen Einflusses (Preußens) jenseits des Mains und die Regulirung des 5. Artikels (des prager Friedensschlusses) mit Dänemark."

Die „Freiheit der süddeutschen Staaten." Ach ja, wie zärtlich doch die Franzosen um unsere Freiheit von jeher besorgt gewesen sind! Es war der alte Lockruf der „deutschen Libertät", welcher seit Jahrhunderten aus französischen Königschlössern und Ministerkabinetten erklungen, so oft es gegolten, einen Raubzug gegen Deutschland ins Werk zu setzen. Leider muß hinzugefügt werden, daß diese Raubzüge, welche uns Lothringen und das Elsaß, Metz und Straßburg gekostet hatten, nicht hätten gelingen können ohne den schnöden Reichs- und Vaterlandsverrath deutscher Fürsten, welche stets bereit gewesen, in jenen Lockruf einzustimmen und *ihre* „Libertät" der Macht und Ehre der Nation vorzuziehen. An ebenbürtigen Nachkommen solcher Verräther, welche lieber Vasallen der Bourbonen oder Bonaparte als deutsche Reichsfürsten

---

deutschen Rheines sind noch stumm. Hätte Preußen zu uns gesprochen, wie Frankreich spricht, wir wären schon längst unterwegs."

sein wollten, hat es, wie es scheint, auch in unsern Tagen nicht ganz gefehlt [1]).

Derweil hatten die Erklärungen der kaiserlichen Regierung vom 6. Juli und die Aufnahme dieser Erklärungen durch den gesetzgebenden Körper in Frankreich und anderwärts ihre Wirkung gethan. In Deutschland begann die öffentliche Meinung aufmerksam zu werden, verhielt sich aber dem Gedudel und Gesprudel der französischen Presse gegenüber noch ganz kaltblütig, ja fast theilnahmelos. Da und dort hörte man wohl den ganzen in Paris erhobenen Lärm von wegen der hohenzoller'schen Kandidatur geradezu als ein bloßes Börsenmanöver bezeichnen [2]). Man kannte ja die skrupellose

---

1) Ch. de Mazade, dem ich die Verantwortung dafür überlasse, erzählt (La „guerre de France" I. 51) mit voller Bestimmtheit Folgendes. „Im Jahre 1869 äußerte ein uns sehr geneigter süddeutscher Souverän" — (es kann aus inneren und äußeren Gründen nur der damalige Großherzog von Darmhessen gemeint sein) — „gegenüber einem Franzosen, welchen er zum Vertrauten seiner Beschwerden, seiner Hoffnungen und Befürchtungen machte, sich also: Warum hat Ihr Kaiser uns den Preußen preisgegeben? Warum hat er die Herstellung des norddeutschen Bundes geduldet, welcher eine beständige Drohung für Frankreich und Europa ist? Preußen hat schon lange von alledem geträumt; es wird nicht innehalten auf seinem Wege, sein Ehrgeiz geht weit. Ich hoffe, daß es nicht zur Verwirklichung seiner Absichten kommen wird. Wir werden versuchen, dieselben zu vereiteln; aber ihr müßt uns dabei helfen. Gedenken Sie dessen, was ich Ihnen jetzt sage, und theilen Sie es Ihrem Kaiser mit. Er soll sich bereitmachen, an dem nämlichen Tage, wo er den Krieg anheben will, den Rhein zu überschreiten. Der geringste Erfolg von eurer Seite wird die Südstaaten bestimmen, mit euch zu marschiren. Wenn ihr aber zaudert, wenn ihr Preußen den Vortheil des Angriffs lasst, so seid ihr sicherlich verloren; denn wir werden dann genöthigt sein, mit Preußen zu marschiren, und einmal soweit, können wir nicht mehr zurück."

2) Es gab auch in Paris Leute, welche die Sache so ansahen. Am 7. Juli verlangte Jules Favre im gesetzgebenden Körper, daß die Debatte über den spanischen Zwischenfall unverweilt auf die Tagesordnung gesetzt werde. Worauf der Ministerpräsident Ollivier: „Ich bitte die Kammer,

Neigung der Herren Bonapartisten zu solchen Manövern, wie sie vor allen andern Sr. kaiserlichen Majestät Halbbruder Morny virtuosisch abgespielt hatte. Was den Eindruck des 6. Juli auf die europäischen Kabinette betrifft, so war derselbe in London wie in Wien ein sehr unangenehmer. Derartige Uebereilungen und Herausforderungen misfielen dem Lord Granville in Downingstreet und gefielen dem Herrn von Beust in der Staatskanzlei am Ballplatz keineswegs. Ein so brüskes und brüskirendes Vorgehen gegen Preußen mußte dem beust'schen Tripelallianzplan, welcher ja noch gar nicht fertiggemacht war, sehr in die Quere kommen. Von wegen des spanischen Luftschlosses eines Prinzen von Sigmaringen konnte man doch schicklicherweise Preußen nicht den Krieg machen. Auch war man ja zur Inswerksetzung des tripelallianzlich-widerpreußischen Vorhabens noch gar nicht kriegerisch vorbereitet. Der österreichische Reichskanzler that darum dasselbe, was Lord Granville that, indem er in Madrid den Verzicht Spaniens auf den Prinzen Leopold anrathen ließ. Auch bemaß er dem hitzigen Duc de Gramont gegenüber seine Aeußerungen jetzt viel vorsichtiger als früher, was freilich den französischen Minister nicht abhielt, für den zur Stunde schon sehr wahrscheinlichen Krieg mit Preußen auf eine Allianz mit Oestreich ganz bestimmt zu rechnen. Eine Allianz mit Italien verstand sich ohnehin von selbst, meinten Gramont und Konsorten, wie es sich nach der Meinung von Leboeuf und Konsorten von selbst verstand, daß die französische Armee kriegsbereit und unbesieglich wäre. Demzufolge waltete schicksalsschwer eine zweifache Täuschung ob. Gramont leitete die auswärtigen Angelegenheiten, als wäre Leboeuf kriegsbereit, und Leboeuf leitete das Kriegsministerium, als hätte Gramont Allianzen und

---

diese Angelegenheit noch weiter zu vertagen." Und darauf wieder Favre: „Auf unbestimmte Zeit? Damit man noch recht lange an der Börse spielen kann?"

brauchte beim Ausbruch des Krieges nur zu winken, um ein östreichisches Heer nach Schlesien und ein italisches durch Tirol nach Baiern marschiren zu machen, damit es dem über den Rhein gegangenen und siegreich in Süddeutschland vorgedrungenen französischen die Hand reichte.

Und doch waren diese Phantastereien etwas mehr als solche, etwas sehr viel mehr. Der vorhin angedeutete Kriegsplan existirte wirklich und der Herzog von Gramont war in Wahrheit keineswegs ganz so leichtsinnig, wie er aussah. Der Abschluß der gegen Preußen gerichteten französisch-östreichisch-italischen Allianz und somit auch die darauf basirte kriegerische Aktion hing ja, der weiter oben angezogenen und der Hauptsache nach unwiderlegt, ja unwidersprochen gebliebenen Zeugenaussage des Prinzen Napoleon Bonaparte zufolge durchaus nur davon ab, hing noch zur Zeit, als Napoleon der Dritte schon in Metz sich befand, nur davon ab, daß der Kaiser die weltliche Herrschaft des Papstes preisgab, die französischen Truppen aus dem Kirchenstaat zurückrief und dem König Viktor Emanuel gestattete, Rom zu besetzen und zur Hauptstadt Italiens zu machen. Für Preußen und Deutschland ist es ein großes Glück gewesen, daß der Sohn von Hortense Beauharnais seine fromme Frau viel zu sehr geliebt oder auch viel zu sehr gefürchtet hat, als daß er gewagt hätte, „le pouvoir temporel“ preiszugeben. Die Minister des Kaisers aber waren, die Wahrheit zu sagen, doch wohl zu entschuldigen, wenn sie glaubten, ihr Gebieter müßte, nachdem er sich einmal zum Kriege hatte bestimmen lassen, mit dem Zwecke auch die Mittel wollen und könnte daher nicht anstehen, die Hilfe Oestreichs und Italiens mit dem von jenem noch nachdrucksamer als von diesem geforderten Zugeständniß zu erkaufen. . . .

In Preußen und überall in Deutschland hieß es unterweilen: „Was lärmen denn die Franzosen schon wieder?

Schon wieder so etwas wie das Gotthardspektakel von neulich? Das ist doch ein ewiges Gerappel und Gefackel und Gezappel da drüben! Die spanische Thronkandidatur des Sigmaringers? Was geht sie uns an? Mag er die Don-Quijoterie begehen, wenn er Narr genug dazu ist. Im besten Falle wird er bald wieder schleunigst aus der Mitte seiner angewählten Unterthanen sich entfernen, im schlimmsten wird es ihm ergehen, wie es dem armen Max in Mexiko ergangen ist." An einen Krieg und vollends an einen so nahe bevorstehenden Krieg glaubte in ganz Deutschland wohl kaum ein Dutzend Menschen. Freilich wurde von Paris aus Stunde für Stunde dafür gesorgt, daß die Sachen auch in den Augen der Deutschen rasch ein anderes Aussehen gewannen.

In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli hatte Gramont den Grafen Benedetti telegraphisch angewiesen, sofort vom Wildbad nach Ems sich zu begeben. Der Botschafter gehorchte, langte am Abend vom 8. Juli an dem Aufenthaltsort des Königs von Preußen an und erbat sich am folgenden Morgen eine Audienz [1]. Wie er sich dabei anzustellen hätte, zeigten ihm zweierlei Anweisungen vonseiten Gramonts, beide vom 7. Juli datirt, die eine in Form einer amtlichen Depesche, die andere in Form eines Privatbriefes. Jener zufolge sollte Benedetti den König um dessen Dazwischenkunft in der hohenzoller'schen Angelegenheit angehen, und zwar in diesem Sinne, daß der Monarch „sinon par ses ordres, au moins par ses conseils" den Prinzen Leopold vermöchte, die spanische Thronkandidatur aufzugeben. Dieser, der Privatbrief, lautete viel schroffer. Gramont schrieb: „Sie müssen schlechterdings auf eine kategorische Antwort dringen. Die einzige, welche uns

1) Für das Nächstfolgende ist Benedetti (Ma mission en Prusse, 323—370) die Hauptquelle. Es bedarf, denke ich, keiner Erklärung, warum ich gerade hier vorzugsweise das Zeugniß eines Franzosen und Bonapartisten anrufe.

befriedigen und den Krieg verhindern kann, ist diese: „„Die Regierung des Königs billigt die Annahme der Kandidatur vonseiten des Prinzen von Hohenzollern nicht und befiehlt demselben, seine ohne ihre Erlaubniß gegebene Einwilligung zurückzunehmen."" Wir haben es sehr eilig, weil man im Falle einer unbefriedigenden Antwort das Nöthige vorkehren und vom Samstag an mit den Truppenbewegungen beginnen muß, um binnen 14 Tagen den Feldzug zu eröffnen."

Diese Sprache litt gewiß nicht an Undeutlichkeit oder Zweideutigkeit. Thut, was wir haben wollen, oder unsere Rothhosen werden euch — mit dem „Pays" zu reden — unter das kaudinische Joch treiben!

Bevor Benedetti am 9. Juli um 3 Uhr Abends zu der ihm bewilligten Audienz ging, erhielt er den Besuch des vor ihm nach Ems gekommenen Herrn von Werther, welcher ihn — behauptet der Graf — auszuholen suchte. Nach beendigter Audienz speis'te der französische Botschafter an der königlichen Tafel und zur 8. Abendstunde telegraphirte er an den Duc de Gramont: „Der König theilte mir mit, daß er den Prinzen Leopold ermächtigt hätte, den Antrag des madrider Kabinetts anzunehmen." In einer weiteren Depesche führte Benedetti aus, daß der König sehr betont habe, er hätte sich an dieser Sache nur als Familienhaupt, nicht als Souverän betheiligt und seiner Regierung wäre die ganze Verhandlung durchaus fremd geblieben. Darauf habe er, Benedetti, entgegnet, die öffentliche Meinung werde diese Unterscheidung nicht in Betracht ziehen und in dem Prinzen von Hohenzollern eben nur ein Mitglied des preußischen Königshauses sehen. Wenn aber der Prinz König von Spanien würde, so wären zwei Kronen in derselben Familie vereinigt und man würde die Möglichkeit eines Missbrauches solcher Macht nicht wegdemonstriren können. Jedenfalls hegte die französische Nation einmüthig das Gefühl dieser Gefahr und gegen diese Thatsache

Schon wieder so etwas wie das Gotthardspektakel von neulich? Das ist doch ein ewiges Gerappel und Gefackel und Gezappel da drüben! Die spanische Thronkandidatur des Sigmaringers? Was geht sie uns an? Mag er die Don-Quijoterie begehen, wenn er Narr genug dazu ist. Im besten Falle wird er bald wieder schleunigst aus der Mitte seiner angewählten Unterthanen sich entfernen, im schlimmsten wird es ihm ergehen, wie es dem armen Max in Mexiko ergangen ist." An einen Krieg und vollends an einen so nahe bevorstehenden Krieg glaubte in ganz Deutschland wohl kaum ein Dutzend Menschen. Freilich wurde von Paris aus Stunde für Stunde dafür gesorgt, daß die Sachen auch in den Augen der Deutschen rasch ein anderes Aussehen gewannen.

In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli hatte Gramont den Grafen Benedetti telegraphisch angewiesen, sofort vom Wildbad nach Ems sich zu begeben. Der Botschafter gehorchte, langte am Abend vom 8. Juli an dem Aufenthaltsort des Königs von Preußen an und erbat sich am folgenden Morgen eine Audienz [1]). Wie er sich dabei anzustellen hätte, zeigten ihm zweierlei Anweisungen vonseiten Gramonts, beide vom 7. Juli datirt, die eine in Form einer amtlichen Depesche, die andere in Form eines Privatbriefes. Jener zufolge sollte Benedetti den König um dessen Dazwischenkunft in der hohenzoller'schen Angelegenheit angehen, und zwar in diesem Sinne, daß der Monarch „sinon par ses ordres, au moins par ses conseils" den Prinzen Leopold vermöchte, die spanische Thronkandidatur aufzugeben. Dieser, der Privatbrief, lautete viel schroffer. Gramont schrieb: „Sie müssen schlechterdings auf eine kategorische Antwort dringen. Die einzige, welche uns

1) Für das Nächstfolgende ist Benedetti (Ma mission en Prusse, 323—370) die Hauptquelle. Es bedarf, denke ich, keiner Erklärung, warum ich gerade hier vorzugsweise das Zeugniß eines Franzosen und Bonapartisten anrufe.

befriedigen und den Krieg verhindern kann, ist diese: „„Die Regierung des Königs billigt die Annahme der Kandidatur vonseiten des Prinzen von Hohenzollern nicht und befiehlt demselben, seine ohne ihre Erlaubniß gegebene Einwilligung zurückzunehmen."" Wir haben es sehr eilig, weil man im Falle einer unbefriedigenden Antwort das Nöthige vorkehren und vom Samstag an mit den Truppenbewegungen beginnen muß, um binnen 14 Tagen den Feldzug zu eröffnen."

Diese Sprache litt gewiß nicht an Undeutlichkeit oder Zweideutigkeit. Thut, was wir haben wollen, oder unsere Rothhosen werden euch — mit dem „Pays" zu reden — unter das kaudinische Joch treiben!

Bevor Benedetti am 9. Juli um 3 Uhr Abends zu der ihm bewilligten Audienz ging, erhielt er den Besuch des vor ihm nach Ems gekommenen Herrn von Werther, welcher ihn — behauptet der Graf — auszuholen suchte. Nach beendigter Audienz speis'te der französische Botschafter an der königlichen Tafel und zur 8. Abendstunde telegraphirte er an den Duc de Gramont: „Der König theilte mir mit, daß er den Prinzen Leopold ermächtigt hätte, den Antrag des madrider Kabinetts anzunehmen." In einer weiteren Depesche führte Benedetti aus, daß der König sehr betont habe, er hätte sich an dieser Sache nur als Familienhaupt, nicht als Souverän betheiligt und seiner Regierung wäre die ganze Verhandlung durchaus fremd geblieben. Darauf habe er, Benedetti, entgegnet, die öffentliche Meinung werde diese Unterscheidung nicht in Betracht ziehen und in dem Prinzen von Hohenzollern eben nur ein Mitglied des preußischen Königshauses sehen. Wenn aber der Prinz König von Spanien würde, so wären zwei Kronen in derselben Familie vereinigt und man würde die Möglichkeit eines Missbrauches solcher Macht nicht wegdemonstriren können. Jedenfalls hegte die französische Nation einmüthig das Gefühl dieser Gefahr und gegen diese Thatsache

könnte die kaiserliche Regierung sich nicht gleichgiltig verhalten. Dem gegenüber beharrte der König darauf, der ganze Handel ginge die preußische Regierung nichts an, sondern nur den Prinzen Leopold und die spanische Regierung. Die französische könnte ja in Madrid dahin wirken, daß man die hohenzollersche Kandidatur fallen ließe.

Das Ergebniß der Audienz war, daß der König erklärt hatte, als Souverän an den schwebenden Angelegenheiten gar nicht betheiligt zu sein, daß er jedoch die Zustimmung, welche er als Familienhaupt zu der Kandidatur gegeben, nicht zurückziehen könnte oder wollte, bevor er von den An- und Absichten des Fürsten Anton von Hohenzollern und des Prinzen Leopold Kenntniß erhalten hätte.

Man wird gestehen müssen, das Verhalten des Königs hatte nicht entfernt etwas Herausforderndes, wohl aber etwas Hinziehendes, das als auf französische Hitze und Ungeduld wohlberechnet erscheinen konnte.

In der Nacht vom 9. auf den 10. Juli schrieb Benedetti vertraulich an Gramont: „Ich hoffe, Sie werden es billigen, daß ich dem Könige gegenüber nicht dringlicher geworden bin und es unterlassen habe, etwas gewaltsam durchzusetzen (de ne rien brusquer). Zweifelsohne stimmen Sie mit mir in der Ansicht überein, daß es für uns räthlich sei, mit Mäßigung zu verfahren.“

Darin täuschte sich Benedetti sehr. Sein Brief kreuzte sich mit einer Depesche des Herzogs, worin es hieß: „Der König ist jetzt in den Handel hineingezogen (est desormais en cause). Nachdem er zugestanden, den Prinzen zur Annahme ermächtigt zu haben, muß er sie ihm verbieten oder ihm wenigstens rathen, dieselbe zu widerrufen, jedenfalls aber den Verzicht des Prinzen herbeiführen.“

Man sieht, Monsieur le Duc machte wenig Umstände mit Sr. Majestät von Preußen.

Im Verlaufe des Vormittags vom 11. Juli hatte der französische Botschafter die zweite Audienz bei dem König und um $1^1/_2$ Uhr Mittags meldete er das Ergebniß an Gramont. „Ich habe alle denkbaren Beweisgründe vorgebracht, um Se. Majestät zu bestimmen, mir zu gestatten, daß ich Ihnen ankündigte, der König werde den Prinzen von Hohenzollern einladen, auf die spanische Krone zu verzichten. Dabei verhehlte ich nicht, daß ich diese Einladung für einen Befehl ansähe. Der König weigerte sich, indem er mir erklärte, daß er seinem Verwandten die vollständige Freiheit lassen müßte nach der Annahme der Kandidatur, wie er das auch vor derselben so gehalten."

Es scheint, daß man am Tage zuvor, am 10. Juli, in Paris mit einem Verzicht des Prinzen sich noch zufrieden geben wollte. Wenigstens sagte Gramont zum englischen Botschafter Lyons, welcher bei ihm Klage führte über die herausfordernde Sprache der französischen Regierung und Presse, weil diese Sprache eine gütliche Beilegung des Streites leicht unmöglich machen könnte: „Wenn der Prinz von Hohenzollern auf den Rath des Königs von Preußen seine Kandidatur zurückzöge, wäre die ganze Geschichte aus."

Zweimal 24 Stunden später sang der Chauvinismus aus einer ganz anderen Tonart. Und wie vertrug es sich mit der von Lord Lyons angebrachten Warnung, wenn Gramont am 11. Juli im gesetzgebenden Körper erklärte: „Alle Kabinette, an welche wir uns gewandt, scheinen die Berechtigung unserer Beschwerden anzuerkennen" —? Es vertrug sich schlecht damit, aber man war schon soweit in der Ueberhastung, daß man es mit den Thatsachen nicht mehr genau nahm. Wieder etliche Tage später kam es auch auf eine Lüge mehr oder weniger schon gar nicht mehr an.

Benedetti ließ im Laufe des Nachmittags vom 11. Juli noch ein zweites Schreiben an Gramont abgehen, worin er

sagte: „Se. Majestät läßt mich errathen und mir durch seine Umgebung zu wissen thun, was Ihnen auch Herr von Werther" — (welcher an diesem Tage nach Paris zurückreis'te) — „mittheilen wird, daß nämlich der Prinz von Hohenzollern von sich aus (spontanément) auf die ihm angebotene Krone verzichten und der König unzögerlich diesen Verzicht billigen werde". Der Botschafter glaubte also an eine friedliche Lösung der Spannung und begriff auch oder stellte sich wenigstens so an, als fände er es begreiflich, daß man dem Könige Zeit lassen müßte, mit dem Fürsten Anton, der in Sigmaringen weilte, und mit dem Prinzen Leopold, der in der Schweiz fußreis'te, als kümmerte ihn der ganze Handel blutwenig oder gar nicht, sich zu verständigen. Im übrigen verhehlte Benedetti dem Duc de Gramont nicht, daß der König ihm gegenüber den Argwohn geäußert, Frankreich wollte einen Konflikt hervorrufen, und demzufolge am 11. Juli zu ihm gesagt hätte: „Ich kenne die in Paris getroffenen Vorkehrungen und ich will Ihnen nicht verbergen, daß ich auch meinerseits welche treffe, um nicht überrascht zu werden".

Man rüstete also drüben und hüben zum Kriege.

Wenn man in Paris die von Benedetti im Laufe des 11. Juli von Ems gemeldeten Nachrichten überhaupt einer ernstlichen Betrachtung würdigte, so hatten dieselben nur die Wirkung, daß die signalisirten Zeichen einer Nachgiebigkeit vonseiten Preußens dem gallischen Gockelhahn sofort den Kamm um etliche Zolle höher schwellen machten. Man gefiel sich im Schlosse von St. Cloud, wenn nicht allenthalben, so doch im Frauenzimmer, in dem Gedanken, das Wort des weiland Fürsten Felix von Schwarzenberg: „D'abord avilir la Prusse et puis démolir!" zu verwirklichen, und glaubte die längstersehente Zeit hierfür wäre gekommen.

Daß man in Ems den ganzen Ernst der Lage fühlte, bewies der in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli an Bis-

marck ergangene Befehl, nach Ems zu kommen. Der Minister brach sofort von Varzin auf und war am Nachmittag vom 12. Juli in Berlin, wo er aber Meldungen vorfand, welche ihn bestimmten, in der Hauptstadt zu bleiben, maßen die Stunde geschlagen, wo es angezeigt, die Karten selber zu halten und das Spiel zu leiten.

Gerade an diesem 12. Julitage schien dasselbe mit allgemeinem Wohlgefallen enden zu wollen. Denn von Sigmaringen flog an den Marschall Prim in Madrid ein Blitzbrief, worin der Fürst Anton von Hohenzollern anzeigte, daß er im Namen seines Sohnes Leopold die spanische Thronkandidatur desselben zurückzöge. Diese Meldung ging zur gleichen Zeit auch an den spanischen Gesandten Olozaga in Paris und wurde an demselben Tag in amtlicher Form im „Schwäbischen Merkur“ veröffentlicht. Mit dem Kriegsvorwand schien demnach auch die Kriegsgefahr beseitigt und Europa athmete auf.

Allein dieses Aufathmen war ein kurzes, so kurz wie die Selbsttäuschung des französischen Ministerpräsidenten Ollivier, welcher, sobald ihm Olozaga das Telegramm von Sigmaringen mitgetheilt hatte, mit einer Abschrift desselben, ohne Vorwissen Gramonts, ins Palais Bourbon eilte, um den Abgeordneten zu sagen, daß alles ausgeglichen und glattgestrichen wäre. Er fand jedoch mit seiner Friedensbotschaft bei der Mehrzahl des gesetzgebenden Körpers, welche ja aus entschiedenen Bonapartisten bestand, keinen Beifall. Diese Leute wollten den Krieg, weil sie denselben im Interesse des Bonapartismus für durchaus nothwendig hielten. Der Duc de Gramont hat freilich hintennach in seiner Rechtfertigungsschrift[1]), die ihn aber nicht rechtfertigte, frischweg behauptet: „In Frankreich bedurfte niemand des Krieges —“ und es mag zugestanden werden, daß

1) La France et la Prusse, 2.

dieser Satz an und für sich ganz wahr. Aber viele Leute in Frankreich glaubten des Krieges zu bedürfen, wähnten, denselben um jeden Preis machen und haben zu müssen, und unter diesen Leuten gab es unglücklicherweise solche, welche den Beherrscher des Landes beherrschten und demselben ihren Glauben und ihren Wahn aufzuzwingen wußten.

Es muß am 13. Juli von 1870 im Schlosse von St. Cloud eine jener Scenen gespielt haben, welche nicht protokollirt und nicht depeschirt werden und doch öfter, viel öfter, als Protokolle- und Depeschen-Dogmatiker meinen oder zu meinen vorgeben, geschichtliche Entscheidungen herbeiführen. Hintendrein, wenn das Unheil, welches durch die Spieler oder Spielerinnen solcher Hinter-den-Kulissen-Scenen vorbereitet worden, geschehen ist, pflegen es die Menschen nicht selten ganz unglaublich zu finden, daß die Hände von solchen Nichtsen oder Nichtsinnen den Anstoß dazu hätten geben können.

Der Duc de Gramont kannte den Verzicht des Prinzen von Hohenzollern, als er Mittags 1 Uhr am 12. Juli an Benedetti telegraphirte: „Wenden Sie Ihre ganze Geschicklichkeit und Gewandtheit an, um festzustellen, daß die Verzichtleistung des Prinzen Ihnen durch den König von Preußen oder seine Regierung angezeigt, mitgetheilt oder übermittelt (annoncée, communiquée ou transmise) worden. Das ist für uns von der größten Wichtigkeit. Die Betheiligung des Königs muß um jeden Preis von ihm zugestanden sein oder greifbar aus den Thatsachen erhellen".

Die Absicht dieses Befehls war klärlich die, den König nicht loszulassen.

Inzwischen war im gesetzgebenden Körper das Wort „Garantieen" ausgesprochen worden. Der Deputirte Duvernois verlangte nämlich eine Anfrage an das Kabinett zu richten inbetreff „der Bürgschaften, welche es festgestellt oder fest-

stellen würde, um die Wiederholung ähnlicher Verwickelungen mit Preußen zu vermeiden". Die Rechte und ein Theil der Linken zollte Beifall. Der Ministerpräsident Ollivier war in großer Verlegenheit und wußte nicht, was sagen. Er mochte jedoch merken, daß Bonapartisten von der Sorte Duvernois den innersten Gedanken des Bonapartismus besser kannten als er selbst. Gramont seinerseits hat diesen Gedanken sicherlich gekannt, aber das Auftreten von Duvernois scheint ihn von der Unzulänglichkeit der vorhin an Benedetti übermittelten Forderung und von der Nothwendigkeit, mehr zu fordern, überzeugt zu haben [1]). Jedenfalls lenkte er von da ab in die volle Strömung des Chauvinismus ein [2]).

Der Minister war — gegen 3 Uhr Nachmittags — zu diesem Entschlusse gekommen, als ihm der unterweilen wieder in Paris eingetroffene preußische Botschafter gemeldet wurde [3]). Nach angehobenem Gespräch äußerte der Herzog, das ganze Verfahren in der hohenzoller'schen Angelegenheit hätte in Frankreich tief verletzt, und fügte hinzu: „Die Entsagung des Prinzen von Hohenzollern sehe ich als Nebensache an, denn die französische Regierung würde seine Thronbesteigung niemals zugelassen haben. Aber ich fürchte, daß die Sache den Keim zu einer bleibenden Verstimmung zwischen unsern beiden Ländern enthalten könnte. Dieser Keim muß beseitigt werden und wir müssen daher mitsammen überlegen, wie. Ich stelle Ihrer Erwägung anheim, ob nicht ein Brief des Königs an den Kaiser der richtige Ausweg wäre. Es könnte darin gesagt werden, daß der König, indem er den Prinzen Leopold

1) Gramont a. a. O. 129.

2) „Et il n'aperçut pas que par cette conduite, il allait présenter à la Prusse l'occasion que M. de Bismarck épiait à Varzin et qu'il attendait maintenant à Berlin". Sorel, I, 130.

3) Gramont a. a. O. 107 fg. und die Depesche Werthers vom 12. Juli; vielerorten gedruckt, auch bei Hirth und Gosen, I, 68 fg.

zur Annahme der spanischen Krone ermächtigte, nicht hätte glauben können, weder den Interessen noch der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten. Der König schlösse sich der Entsagung des Prinzen von Hohenzollern an und zwar mit dem Wunsch und mit der Hoffnung, daß jeder Grund des Zwiespaltes zwischen unseren beiden Regierungen nunmehr verschwunden sein möchte".

Also ein richtiger Abbittebrief, ein Reu- und Leidschreiben in aller Form! Eine größere Dummheit, als dem König von Preußen einen solchen Brief abzufordern, konnte der gallische Größenwahn kaum begehen.

Der inzwischen eingetretene Ministerpräsident Ollivier fand den von seinem Kollegen vorgeschlagenen „Ausweg" ebenfalls ganz vortrefflich und beide bestürmten den preußischen Botschafter, diesen „Ausweg" bei seinem Gebieter zu befürworten. Herr von Werther versprach nichts und ging weg, um über das Gehörte an Bismarck zu berichten. Nach Werthers Weggang fuhr Gramont — es war 3½ Uhr — zum Kaiser nach St. Cloud. Was ging dort vor? Man weiß es nicht. Aber um 7 Uhr Abends war der Herzog wieder in Paris und telegraphirte an Benedetti: „Wenn der Verzicht des Prinzen von voller Wirkung sein soll, scheint es nöthig, daß der König von Preußen mitthut und uns die Zusicherung gibt, er werde nicht von neuem zur Annahme dieser Kandidatur ermächtigen (il parait nécessaire que le roi de Prusse s'y associe et nous donne l'assurance qu'il n'autoriserait pas de nouveau cette candidature). Begeben Sie sich unverzüglich zu dem Könige, um diese Erklärung von ihm zu verlangen, welche er nicht verweigern kann, so er keinen Hintergedanken hat [1]).

---

1) „Dies war das eigentliche Kriegstelegramm", bemerkt Th. Fontane („Der Krieg gegen Frankreich", I, 15) nicht mit Unrecht.

Eine Stunde nach dem Abgang dieses Telegramms kam eins von Benedetti an Gramont, worin es hieß: „Der König sagte mir, daß er eine telegraphische Depesche erhalten hätte, der zufolge ihm die Antwort des Prinzen von Hohenzollern unzweifelhaft morgen zugehen würde. Er fügte hinzu, daß er mir dieselbe, sowie sie ihm zu Handen, sofort zustellen werde".

An demselben 12. Juliabend saß zu Brighton in England ein alter deutscher Republikaner, ein Verbannter, Arnold Ruge, vormals ein Streiter und Leider für seines Volkes Einheit und Freiheit, an seinem Schreibtisch und beschloß, er, der von einer früheren preußischen Regierung jahrelang Mißhandelte, einen Aufsatz über die Frage des Tages mit dem Satze: „Jeder Deutsche, wer er auch sei, ist ein Verräther, der jetzt nicht zu seinem Volke steht!" Das war auch ein Zeichen der Zeit.

Kurz vor Mitternacht telegraphirte Gramont, nachdem er sich mit Ollivier berathen hatte, an Benedetti: „Es ist unerlässlich, daß uns der König sage, er werde dem Prinzen Leopold nicht gestatten, die Verzichtleistung zurückzunehmen".

Am folgenden Tage, 13. Juli, ging um 10 Uhr Morgens dem Duc de Gramont aus St. Cloud ein Telegramm des Kaisers zu, welches lautete: „Benedetti muß durchaus darauf bestehen, eine kategorische Erklärung zu erlangen, kraft welcher der König für die Zukunft sich verpflichtet, dem Prinzen Leopold nicht zu gestatten, eines schönen Tages nach Spanien zu verreisen".

Früh an diesem 13. Juli machte sich Benedetti auf, um den Befehlen Gramonts nachzukommen. Er begab sich zur Brunnenanlage, wo, wie er wußte, der König Wilhelm emser Wasser trank, trat — übrigens in aller Form und Manier — den Monarchen an und erbat sich von demselben die Bewilligung dessen, was das um 7 Uhr am Abend zuvor von Paris abgelassene Telegramm verlangte. Der Botschafter meldete in

seiner Depesche vom 13. Juli, daß ihn der König „mit Erstaunen“ angehört und dann gesagt habe: „Sie fordern also, daß ich für immer und auf alle Fälle hin mich binden soll? Darauf kann ich nicht eingehen.“ Benedetti hätte jetzt eigentlich merken müssen, daß er mit weiteren Zumuthungen bei dem König übel ankommen würde, obzwar dieser den Behelliger beim Brunnen freundlich verabschiedete, nachdem er noch einmal höflich, aber bestimmt erklärt hatte, daß es ihm unmöglich, dem französischen Hof „eine derartige neue und unerwartete Koncession zu machen“. In sein Quartier zurückgekehrt, fand der Botschafter die Mitternachtsdepesche Gramonts vor und beabsichtigte, sofort eine Audienz nachzusuchen, um dem Könige von der „unerlässlichen“ Forderung der französischen Regierung Mittheilung zu machen. Es ist nicht ganz klar, ob diese Audienz wirklich nachgesucht wurde oder ob die Botschaft, welche der König durch seinen Flügeladjutanten, den Prinzen Radziwill, an Benedetti sandte, früher eintraf. Genug, gegen 2 Uhr Nachmittags erschien der Prinz bei Benedetti, um diesem im Auftrage des Königs zu sagen, die vollkommene Bestätigung der Verzichtleistung des Prinzen Leopold wäre jetzt von Sigmaringen eingelangt und demzufolge „sähe Se. Majestät hiermit diese Angelegenheit als abgemacht an“ [1]). Der Botschafter entgegnete, ihm sei neuerdings aus Paris befohlen, eine Audienz nachzusuchen, um Sr. Majestät noch einmal den Wunsch der kaiserlichen Regierung vorzutragen, daß der König die Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern „approbire“ und die Zusicherung gebe, „diese

1) So steht es in dem vom Prinzen Radziwill noch an demselben Tage aufgesetzten Bericht über seine drei Sendungen an Benedetti im Verlaufe des 13. Juni (gedr. bei Hirth und Gosen, I, 82). In Benedetti's Depesche ist der Inhalt des angeführten Satzes so ausgedrückt: „Der König ließe mich ersuchen, an meine Regierung zu telegraphiren, daß er jetzt die ganze Angelegenheit als endgiltig beigelegt ansähe.“

Kandidatur würde in Zukunft nicht wieder aufgenommen werden". Der Flügeladjutant überbrachte seinem Herrn dieses Begehren und kehrte zu dem Botschafter zurück mit der Antwort, daß — Benedetti's Worte — „Se. Majestät keine Schwierigkeit sähe, mir zur erlauben, nach Paris zu melden, daß er den Verzicht des Prinzen Leopold gebilligt hätte (qu'il approuvait la renonciation du prince Léopold). Darüber hinaus ging der König nicht". Der Botschafter ließ nun durch Radziwill ein erneutes Audienzgesuch an den König gelangen, um demselben noch einmal das Verlangen der französischen Regierung zu unterbreiten. „Hierauf — berichtet Radziwill — ließ Se. Majestät dem Grafen Benedetti durch mich nach Tisch, etwa um 6 Uhr, erwidern, Se. Majestät müsse es entschieden ablehnen, inbetreff dieses letzteren Punktes (bindende Versicherungen für die Zukunft) sich in weitere Discussionen einzulassen. Was er heute Morgen gesagt, wäre sein letztes Wort in dieser Sache". Benedetti meldete am Schlusse seiner Depesche vom 13. Juli: „Alles lässt mich glauben, daß Se. Majestät fest entschlossen sei, die von uns geforderte Satisfaktion zu verweigern."

Es untersteht wohl keinem Zweifel, daß auf diese feste Entschließung des Königs der inzwischen eingelangte Bericht Werthers vom vorigen Tage nicht ohne Einfluß geblieben. Wenn man der Sieger von Sadowa, schreibt man keinen Abbittebrief an den Besiegten von Straßburg und Boulogne. „Amtlich" war freilich König Wilhelm von der unverschämten Zumuthung der Herren Gramont und Ollivier gar nicht unterrichtet worden. Denn Bismarck hatte an Werther zurücktelegraphirt, er, Werther, müßte die Eröffnungen der französischen Minister wohl missverstanden haben, denn Eröffnungen von der Art schienen ihm, Bismarck, schlechthin unmöglich und er werde sie daher als verantwortlicher Minister gar nicht amtlich zur Kenntniß des Königs bringen.

Von Ems (oder von Berlin) aus trug der elektrische Draht unmittelbar nach den Vorgängen vom 13. Juli diese Kunde davon in die deutschen Zeitungen: „Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Se. Majestät sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Se. Majestät der König hatte es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und ließ ihm darauf durch den Adjutanten vom Dienst sagen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts mitzutheilen habe." Ob diese Signalrakete als amtlich oder nichtamtlich, als officiell oder officiös zu bezeichnen sei, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war das Aufsteigen derselben veranlasst. Das französische Ministerium hat nun aber aus dem Zeitungstelegramm ohne weiteres eine amtliche an die Kabinette Europa's gerichtete Depesche gemacht und aus dieser angeblichen Depesche eine absichtliche und schwere Beleidigung Frankreichs [1]). . . . Am 14. Juli versuchte Benedetti in Ems eine nochmalige Anknüpfung von Unterhandlungen über die geforderten „Garan-

1) In seinem Rundschreiben an die Gesandten des norddeutschen Bundes vom 18. Juli sagte Bismarck: „Es existirt keine Note oder Depesche, durch welche die preußische Regierung den Kabinetten Europa's eine Weigerung, den französischen Botschafter zu empfangen, angezeigt hätte. Es existirt nur das aller Welt bekannte Zeitungstelegramm, welches den deutschen Regierungen und einigen unserer Vertreter bei außerdeutschen Regierungen nach dem Wortlaute der Zeitungen mitgetheilt worden ist, um sie über die Natur der französischen Forderungen und die Unmöglichkeit ihrer Annahme zu informiren, und welches überdies nichts Verletzendes für Frankreich enthält."

tieen", indem er sich des in Ems anwesenden Ministers Eulenburg als Mittelsperson bei dem Könige bediente. Umsonst. Der König verharrte bei dem von ihm Gesprochenen. Hierauf ließ der Botschafter durch den Adjutanten vom Dienst dem Monarchen melden, daß er abzureisen beabsichtigte und sich noch von Sr. Majestät verabschieden möchte. Er erhielt zur Antwort, daß ihn der König, welcher im Begriffe war, nach Koblenz zu gehen, auf dem Bahnhof in dem für Se. Majestät reservirten Zimmer zu sehen gedächte. Um 3 Uhr 45 Minuten telegraphirte Benedetti an Gramont: „So eben sah ich den König auf dem Bahnhof. Er beschränkte sich darauf, mir zu sagen, daß er mir weiter nichts mitzutheilen hätte und daß alle weiteren Verhandlungen vonseiten seiner Regierung geführt werden würden."

Dies war das Drama von Ems in seiner aktenmäßigen Thatsächlichkeit. Kaum abgespielt, ist es mit allerhand Lügen verschnörkelt worden. Hüben wie drüben, nur waren die Lügen drüben beträchtlich dicker. Der Benedetti sollte dem „ollen Willem" auf öffentlichem Spaziergang unverschämt begegnet sein und darüber wallte namentlich in den preußischen Stammprovinzen die Entrüstung hoch auf. Seinerseits sollte der König von Preußen dem französischen Botschafter eine Behandlung haben angedeihen lassen, welche nicht mehr und nicht weniger als eine symbolische, Frankreich dargereichte Ohrfeige gewesen wäre, und darüber schnitt in Paris der Chauvinismus seine wüthendsten Grimassen. Benedetti hat das Richtige getroffen, wenn er nur mit einem raschen Achselzucken der Verachtung dieser Lügen erwähnte [1]. Wirkungslos ist aber die emser Legende nicht gewesen.

---

1) „Je ne m'arreterai pas aux prétendues insultes dont j'aurais été l'objet, ni aux procédés inconvenants qu'on m'a attribués." Ma mission, 370.

Eine Legende von St. Cloud, eine von jenen Hinter-den-Kulissen-Scenen, auf welche weiter oben angespielt worden, wisperten die Höflinge in den Korridoren und Vorzimmern des kaiserlichen Sommerschlosses am Morgen des 14. Juli einander in die Ohren und selbst ernsthafte Männer dürften nicht ganz abgeneigt sein, der Sage von dieser allerdings nicht protokollirten, nicht urkundlich fixirten Scene einen historischen Kern zuzuerkennen, auch wenn sie den „anekdotischen" Charakter der Erzählung betonen[1]. Die Legende ist diese: — Spät am Abend vom 13. Juli, nachdem Benedetti's telegraphische Depesche von Ems eingetroffen, worin der Botschafter meldete, daß der König von Preußen den Verzicht des Prinzen Leopold anerkannt und gebilligt hätte, eilte der Duc de Gramont damit nach St. Cloud. Er traf beim Kaiser die Kaiserin und den italischen Gesandten Nigra. Napoleon ließ, nachdem er das Telegramm gelesen, seine schläfrigen Augen minutenlang darauf ruhen und schien, Krieg und Frieden erwägend, zur Ueberzeugung gekommen, daß Benedetti's Depesche den Frieden gebracht hätte. „Ich werde der Welt noch einmal eine große Probe von meiner Mäßigung geben", sagte dann der Kaiser ruhig aufblickend. „Von deiner Verkuhung (de ton envachissement)!" rief die spanische Donna aus, sprang auf, riß dem Herrn Gemahl das Papier aus der Hand und zerknitterte es in der ihrigen.

---

1) Wie z. B. auch Fontane (der Krieg gegen Frankreich, I, 25, Anmerkung) gethan hat. Im übrigen ist, beiläufig bemerkt, die Anekdote für die Historik keineswegs so ganz unwesentlich oder gar so ganz verwerflich, wie jene Herren Pedanten meinen, welche wähnen, die ganze Geschichte und Geschichtschreibung müssten von wissenschaftswegen so geistverlassen und langweilig sein, wie sie selber von naturwegen sind. Macaulay hat in seinem Essay über Sir William Temple treffend bemerkt: „There is a vile phrase of which bad historians are exceedingly fond, „„the dignity of history.""

Wie dem sei, keine acht Tage waren ins Land gegangen, so konnte Madame Eugenie händereibend-lustig zu ihren Vertrauten sagen: „J'ai ma guerre. C'est ma guerre! Ma jolie petite guerre!" Und wieder acht Tage später wurde dieses Weib angeweihraucht als „die Seele Frankreichs" [1]).

Nun wohl, ihren Krieg hatte Madame und ihren Weihrauch ebenfalls. Aber wiederum acht Tage später wußte sie, daß der Krieg nichts weniger als ein „hübscher kleiner" war.

Schon am 12. und 13. Juli war die Stimmung in Paris, und zwar nicht nur die Stimmung der gedankenlosen Menge, so kriegerisch erregt, daß es nicht gemeiner Geschicklichkeit und Kraft bedurft hätte, der öffentlichen Meinung, welche auch hier wieder einmal nur der öffentliche Unverstand war, entgegenzutreten und sie zu beschwichtigen. Davon war aber kaum die Rede. Im Gegentheil, die Anblasung und Schürung der Volksleidenschaft wurde systematisch betrieben, nicht allein vonseiten der Presse, sondern auch von Polizeileuten, welche unmittelbar oder auf Umwegen ihre Weisungen von der Hof und Regierung beherrschenden Camarilla empfingen. Demzufolge steigerte sich von Abend zu Abend auf den Boulevards das wüste Gebrüll und Getobe: „Vive la guerre! A bas Bismarck! A Berlin, à Berlin!" und wurde Rouget Delisle's edler Hymnus auf den Lippen von Mouchards und Cocottes entweiht.

Und der Chauvinismus grimmassirte und lärmte nicht etwa

1) Am 29. Juli schrieb Oktave Feuillet von Saint-Lo aus an die Kaiserin: „Je viens m'incliner devant Votre Majesté et deposer à vos pieds les voeux que je fais pour la patrie. Vous en êtes en ce moment, Madame, la vivante image. On peut lire sur votre noble front tous les sentiments dont elle est animée, tout ce qu'elle souffre et tout ce qu'elle espère, ses déchirements, sa fierté, son enthousiasme, sa foi. L'âme de la France est en vous." Pap. et corresp. de la fam. imp. II, 83.

bloß auf der Gasse. Nachdem die Kunde von der Verzichtleistung des Prinzen Leopold nach Paris gelangt war, hatte der Ministerpräsident Ollivier, welcher in die Mysterien von St. Cloud offenbar nicht eingeweiht war, im „Constitutionnel" verkündigen lassen: „Der Prinz von Hohenzollern wird nicht in Spanien regieren. Wir verlangen nicht mehr und mit Stolz nehmen wir diese friedliche Lösung an. Ein großer Sieg! Und er hat keine einzige Thräne, nicht einen einzigen Tropfen Blut gekostet." Diese Ankündigung nun wurde von der gesammten pariser Presse, das „Journal des Débats" und den „Temps" ausgenommen, mit Hohngeschrei empfangen. Die Zeitungen aller Farben und Parteien verspotteten diese Beendigung der Krisis, manche gaben sich den Anschein, gar nicht an die Wahrheit der Nachricht zu glauben oder dieselbe für eine neue bismarck'sche Mystification und Herausforderung zu halten, und alle fuhren fort, in das chauvinistische Horn zu blasen[1]).

Im Gesetzgebenden Körper und im Senat bei der erdrückenden Mehrheit dieser Versammlungen derselbe Widerwille, diesen Ausgang der Krisis anzunehmen und als befriedigend anzuerkennen. Auch die Opposition war nicht einmüthig in der Sache. Ein Theil der Linken mit Thiers an der Spitze trat allerdings für den Frieden ein, weil sie weder an das Vorhandensein von Allianzen noch an die Kriegsbereitschaft Frankreichs glaubte und demnach den Krieg als eine große Gefahr für das Land fürchtete; aber der andere Theil wollte sich die gute Gelegenheit, das Kabinett und das Empire selbst anzugreifen, nicht entgehen lassen und half, indem er dem Ministerium Schwäche und geringe Rücksichtsnahme auf die Ehre Frankreichs vorwarf, das Kriegsfeuer schüren. Als demnach

1) S. die massenhaften Belegstellen, welche Giraudeau aus den pariser Journalen gesammelt hat (La vérité sur la campagne de 1870, p. 46—59).

die Minister im gesetzgebenden Körper und im Senat den von der Gutheißung des Königs von Preußen begleiteten Verzicht des Prinzen von Hohenzollern anzeigten, bezeugte das eifige Schweigen, womit in beiden Versammlungen diese Mittheilung entgegengenommen wurde, daß man mehr erwartet hätte. Im gesetzgebenden Körper machte ein Eingeweihter von St. Cloud, der Herr „Baron“ Jérôme David, in Form der Ankündigung einer Interpellation einen heftigen Ausfall auf das Ministerium und von der Linken her stimmte Herr von Kératry ein. Die Minister erlangten zwar eine Verschiebung der Debatte über die angekündigte Fragestellung, aber Lord Lyons, welcher der Sitzung angewohnt hatte, meldete sofort an Lord Granville: „Die Kriegspartei ist augenscheinlich obenauf.“

Sie war es. Je lauter aber ihr Geschrei wurde, desto vernehmlicher wurde auch der Widerhall, den es drüben über dem Rheine weckte. Die deutsche Presse hatte jetzt die Herausforderung der französischen an- und aufgenommen und von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen und von der Mosel bis zur Weichsel glomm in Millionen von Herzen warm und immer wärmer das Gefühl auf, daß eine große, eine größte nationale Gefahr herandrohte und daß diese Gefahr mit Ehren bestanden werden müßte.

Das englische Kabinett machte in jenen Tagen einige, obzwar nur schwächliche Versuche, den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich zu erhalten. Die petersburger Staatskanzlei hatte, wenn ausgeforscht, kein Hehl, daß die Freundschaft zwischen Russland und Preußen eine feste sei, noch zu Anfang des Julimonds in Ems zwischen dem König von Preußen und seinem Neffen, dem Zaren, persönlich neubekräftigt. Das französisch-östreichisch-italische Schutz- und Trutzbündniß flatterte noch immer in der Luft herum, ohne daß es, vonwegen der früher angegebenen Ursachen, gepackt und festgemacht werden konnte. Aber aufgegeben war es nicht,

auch nach erfolgter Kriegserklärung noch nicht. Der östreichische Reichskanzler Beust, eingedenk, daß „die ehrlichste Politik die beste“, hatte zwar schon am 11. Juli feierlich die Neutralität Oestreichs erklärt; aber das hinderte ihn nicht, am 20. Juli von 1870 an den östreichischen Botschafter Metternich in Paris zu Handen der napoleonischen Regierung jene inhaltschwere Note zu richten, welche gewiß nicht zu seiner angenehmen Ueberraschung hinterher, als er und Gramont sich in die Haare gerathen, bekannt geworden ist und zwar wohl nicht ohne Vorsorge oder wenigstens nicht ohne Vorwissen des französischen Exministers, welcher so leichtsinnig gewesen, auf die immerhin unbestimmt genug lautenden Zusicherungen dieser ihm am 24. Juli überreichten Note hin das Bündniß mit Oestreich und folglich auch mit Italien für so gut wie abgeschlossen anzusehen[1]). In denselben Julitagen, wann Herr

---

1) Die beust'sche Note gelangte zuerst im „Temps“ (April 1874) zur Veröffentlichung. Die „Allgemeine Zeitung“ bracht sofort nachstehende Verdeutschung.

Graf Beust an den Fürsten Metternich, Botschafter in Paris. Wien, 20. Juli 1870. Vitzthum hat unserm erhabenen Herrn den mündlichen Auftrag ausgerichtet, mit welchem ihn der Kaiser Napoleon zu betrauen geruht hat. Diese kaiserlichen Worte, sowie die Aufklärungen, mit denen der Herzog von Gramont sie zu begleiten so freundlich war, haben jede Möglichkeit eines Missverständnisses beseitigt, zu welchem das Unvermuthete dieses plötzlichen Krieges hätte Anlaß geben können. Wollen Sie also Sr. Majestät und den Ministern wiederholen, daß wir, den Versprechen getreu, wie dieselben in den vergangenes Jahr zwischen den beiden Souveränen ausgetauschten Briefen niedergelegt sind, die Sache Frankreichs als die unsrige betrachten, und zu dem Erfolg seiner Waffen in den Gränzen des Möglichen beitragen werden. Diese Gränzen sind bestimmt einerseits durch unsere innern Schwierigkeiten, andrerseits durch politische Erwägungen von der höchsten Wichtigkeit. Ich will Ihnen namentlich von den letzteren sprechen. Was auch der General Fleury sagen mag, wir glauben zu wissen, daß Russland an seiner Allianz mit Preußen festhält, so zwar, daß in gewissen Eventualitäten die Ein-

von Beust seine ganze Ueberredungskunst aufbot, um in Paris die bekannten Vorbedingungen der widerpreußischen Tripel-

---

mischungen der moskowitischen Armee nicht als wahrscheinlich, sondern als sicher angesehen werden müssen. Von diesen Eventualitäten muß diejenige, welche uns angeht, uns auch in erster Reihe beschäftigen. Wenn wir indeß dieser Sorge mit aller der Offenheit Raum geben, die man sich unter guten Bundesgenossen schuldig ist, glauben wir doch, der Kaiser Napoleon werde uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, uns nicht eines engherzigen Egoismus zu zeihen; wir denken an ihn ebensoviel wie an uns. Gebietet nicht das Interesse Frankreichs wie das unsrige darauf hinzuwirken, daß das zwischen zwei Partnern eingeleitete Spiel sich nicht zu schnell komplicire? Wir glauben aber zu wissen, daß, wenn wir ins Feld rückten, Russland uns auf der Stelle folgen würde, Russland, welches uns nicht nur in Galizien, sondern auch am Pruth und an der untern Donau bedroht. Russland zu neutralisiren, es hinzuziehen, bis es der vorgerückten Jahreszeit wegen nicht mehr daran denken könnte, seine Truppen zu koncentriren, alles zu vermeiden, was sein Misstrauen wecken oder ihm einen Vorwand zur Einmischung geben könnte, dies muß für den Augenblick das ostensible Ziel unserer Politik sein. Man möge sich in Paris nicht täuschen: die Neutralität Russlands hängt von der unsrigen ab. Je mehr diese Neutralität wohlwollend für Preußen auftritt, um so mehr wird die unsrige sich sympathisch für Frankreich zeigen können. Wie ich in unsern Besprechungen vom vergangenen Jahr immer zu verstehen gegeben habe, können wir nicht vergessen, daß unsere zehn Millionen Deutsche in dem gegenwärtigen Kriege nicht ein Duell zwischen Frankreich und Preußen, sondern den Anfang eines nationalen Kampfes erblicken. Wir können uns ferner nicht verhehlen, daß die Ungarn, wenn sie zu den größten Opfern bereit sind, sobald es gilt, den Kaiserstaat gegen Russland zu vertheidigen, sich zurückhaltender zeigen werden, sobald es gelten wird, ihr Blut und ihr Geld herzugeben, um für Oesterreich seine Stellung in Deutschland wiederzuerobern. Unter diesen Umständen ist uns das Wort Neutralität, welches wir nicht ohne Bedauern aussprechen, durch eine gebieterische Nothwendigkeit und durch eine logische Würdigung unserer gemeinsamen Interessen auferlegt. Aber diese Neutralität ist nur ein Mittel, ein Mittel, uns dem wahren Ziel unserer Politik zu nähern, das einzige Mittel, unsere Rüstungen zu vervollständigen, ohne uns einem plötzlichen Angriff sei es Preußens oder Russlands auszusetzen, ehe wir in der Lage sind, uns zu vertheidigen. Indem

allianz durchzusetzen, war in dieser Sache auch eine etwas abenteuerliche Figur sehr thätig, der Ungar Türr, welcher mit Napoleon dem Dritten und mit Viktor Emanuel, der ihn zum General gemacht hatte, in vertrautem Verkehr stand. Türr will am 20. Juli 1870 den Duc de Gramont gewarnt haben, den Krieg mit Preußen militärisch und diplomatisch

wir indeß unsere Neutralität proklamiren, haben wir keinen Augenblick verloren, uns mit Italien in Verbindung zu setzen wegen der Vermittlung, zu welcher der Kaiser Napoleon uns freundlichst die Initiative überlassen hat. Werden die neuen Grundlagen, welche Sie uns so eben übermitteln, den Zweck erreichen, den die französische Regierung im Auge hatte? Mit andern Worten, werden sie von Preußen für unannehmbar erachtet werden? Dies kümmert uns wenig und ich habe Ihnen schon telegraphirt: wir nehmen diese Grundlagen an, wenn Italien sie als Ausgangspunkt einer vereinigten Aktion annimmt. In demselben Telegramm habe ich Ihnen von der Räumung Roms gesprochen, eine Frage, die unseres Bedünkens nicht in der Schwebe gelassen, sondern sofort gelöst werden muß. Die September-Konvention, darüber täusche man sich nicht, paßt nicht mehr in die gegenwärtige Lage. Wir können den heiligen Vater nicht dem unwirksamen Schutze seiner eigenen Truppen aussetzen. An dem Tage, da die Franzosen aus dem Kirchenstaat abziehen, müssen die Italiener in denselben von rechtswegen und mit Zustimmung Oesterreichs und Frankreichs einziehen. Niemals werden die Italiener mit Leib und Seele auf unserer Seite sein, wenn wir sie nicht von ihrem römischen Dorn befreien. Und, offen gesagt, ist es nicht besser, den heiligen Vater unter dem Schutz der italischen Armee als den garibaldi'schen Anschlägen preisgegeben zu wissen? Frankreich würde, indem es uns die Ehre überließe, die römische Frage zu lösen, uns die Aufgabe, zu der es uns in Florenz die Initative abgetreten hat, wesentlich erleichtern. Noch mehr, es würde mit einem solchen Akte von unbestreitbarem Liberalismus seinen Feinden eine Waffe entziehen und einen Damm aufrichten gegen jenes Aufschäumen des Teutonismus, welches Preußen, die protestantische Macht par excellence, in Deutschland hervorgerufen hat, und das wir wegen seiner ansteckenden Kraft doppelt fürchten. Es ist erfreulich, daß die Rückkehr des Grafen Vimercati mit der Ankunft des Fürsten Latour d'Auvergne zusammenfallen wird. (Gezeichnet:) Beust."

nicht so leicht zu nehmen. Er wurde dann von Napoleon dem Dritten nach Florenz geschickt, um den Abschluß der Allianz mit Italien zu fördern, konnte aber nichts ausrichten, weil der französische Hof Rom nicht loslassen wollte, und schrieb demzufolge am 27. Juli an Gramont: „Von Frankreich hängt es ab, zu bewirken, daß Italien marschirt, welches dann wieder bewirken wird, daß Oestreich marschirt.“ Am 30. Juli war Türr in Wien und hier zeigte ihm der französische Botschafter De Latour d'Auvergne eine am Tage zuvor eingegangene Depesche Gramonts, worin es hieß: „Sagen Sie dem General Türr, es sei unmöglich, auch nur das Geringste inbetreff Roms zu thun. Wenn Italien nicht marschiren will, so mag es daheim bleiben.“ Es blieb daheim. Im Jahre 1871, nach dem Kriege, traf der Ungar in London mit dem Duc de Gramont zusammen und warf diesem seine Haltung in der römischen Frage vor. Worauf der Getadelte: „Was wollen Sie? Ich konnte nichts thun; die Hände waren mir gebunden von“ . . .[1]). Von wem? Nun, wir wissen es ja. „Où est la femme?“

So man erwägt, daß die französische Regierung doch unmöglich über die Luftgebildenatur der Allianz mit Oestreich und Italien völlig sich täuschen konnte, ebenso, daß aus München und Stuttgart ihr ganz bestimmte Anzeigen zugingen, mit der geträumten und gehofften Neutralität der süddeutschen Staaten werde es nichts sein, muß es doch geradezu märchenhaft erscheinen, wie leichtsinnig und leichtfertig der Bonapartismus dem Krieg entgegenrannte. Der gallische Größenwahn

---

1) Alles nach Türrs Angaben, niedergelegt in einem aus Pesth am 2. Mai 1878 an das „Journal des Débats“ gerichteten Schreiben, wozu sich der General durch die Enthüllung vonseiten des Prinzen Napoleon Bonaparte (s. o.) und die Entgegnung Gramonts veranlasst sah. Eine Uebersetzung des Aktenstückes brachte die Beilage der Allg. Zeitung vom 16. Mai 1878.

war eben zur Raserei ausgeschlagen. Eine andere Erklärung dessen, was am 15. Juli in Paris geschah, gibt es nicht.

Das war der entscheidende Tag. Frühmorgens war Benedetti von Ems her angelangt, und als ob er eine Kriegserklärung vonseiten Preußens in seiner Reisetasche mitgebracht hätte, war die blitzschnell sich verbreitende Nachricht von seiner Ankunft das Signal zu massenhaftem und wüstem Kriegslärm auf den Straßen. Fast aber scheint es, es müßte den Chauvinismus mitten in seiner künstlichen Erhitzung gerade in jenen Tagen mitunter ein banges Vorgefühl angefröstelt haben. Darauf deutet hin, daß man in Paris erzählte, der Kaiser machte sich viel mit der aus dem Nostradamus herausgelesenen Prophezeihung zu schaffen, welche besagte, das zweite Empire sollte 17 Jahre und 9 Monate lang währen[1]).

Am Morgen also des 15. Juli war der Ministerrath beisammen, um das „Exposé“ zu entwerfen, zu berathen und festzustellen, welches heute dem Senat und dem gesetzgebenden Körper vorgelegt werden sollte, um daran die Forderung eines außerordentlichen Kredits von 50 Millionen zu knüpfen, selbstverständlich zu Rüstungszwecken. Nicht allein um dieser seiner Schlußfolgerung willen, sondern auch oder vielmehr vonwegen seines Inhalts und Stils hatte dieses Aktenstück zweifellos

---

1) G. Schneider, Pariser Briefe (1872), II, 524. Der Verfasser führt auch folgendes auf die erwähnte Weissagung bezügliche Couplet an, welches Ende Juli's 1870 in Paris umging: —

„Quand le second empire en Lutèce adviendra
(Ceci n'est pas, las! une facétie!)
Dix-huit ans, moins un quart pas plus, il ne vivra!“
Ainsi le dit dans son grimoire
En termes clairs le grand Nostradamus.
„Dix-huit ans, moins un quart — et pas un jour de plus!“
Vive Nostradamus! Vive son répertoire!
Vive Nostradamus, le grand Nostradamus!

die Bedeutung einer Kriegserklärung. Die wichtigste Stelle lautete so: „Der König von Preußen willigte darein, die Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern gutzuheißen (à approuver); aber er verweigerte es, zu erklären (il refusa de déclarer), daß er in der Zukunft eine Wiederaufnahme dieser Kandidatur nicht gestatten werde. Obzwar nun diese Weigerung uns als eine nicht zu rechtfertigende erschien, so war unser Wunsch, Europa die Wohlthaten des Friedens zu erhalten, so groß, daß wir die Unterhandlungen nicht abbrachen und trotz unserer berechtigten Ungeduld unsere Erklärung bis auf heute vertagen zu dürfen verlangten. Unter diesen Umständen mußte unsere Ueberraschung groß sein, als wir gestern erfuhren, daß der König von Preußen durch einen Adjutanten unserem Botschafter zu wissen gethan hätte, er würde ihn nicht mehr empfangen, und daß die preußische Regierung, um diese Weigerung zu einer unzweideutigen zu stämpeln (pour donner à ce refus un caractère non équivoque), dieselbe amtlich den europäischen Kabinetten mitgetheilt habe (l'avait communiqué officiellement aux cabinets de l'Europe) [1]. Zugleich brachten wir in Erfahrung,

---

1) Das war der „springende Punkt" in der Botschaft, weil daraus eine absichtliche Beleidigung und Beschimpfung Frankreichs gefolgert werden sollte und auch wirklich gefolgert wurde, eine Beschimpfung und Beleidigung, welche nur mittels eines Krieges wettgemacht werden könnte. Maßen nun von deutscher Seite das Vorhandensein einer solchen amtlichen Mittheilung der preußischen Regierung „an die europäischen Kabinette" mit Recht in Abrede gestellt wurde, so gab man dem Bonapartismus schuld, zum Kriegsvorwand eine „erdichtete Depesche", eine bare Lüge genommen zu haben. Die Wahrheit zu sagen, der Vorwurf ist nicht ganz stichhaltig, weil nur formal zulässig. Es handelte sich dabei wenn man der Sache auf den Grund sah, um einen Streit um Worte, um eine Silbenstecherei. Das französische Ministerium konnte keine andere „Mittheilung" meinen und meinte keine andere als das „aller Welt bekannte Zeitungstelegramm, welches den deutschen Regierungen und

daß der Herr Baron von Werther den Befehl erhalten habe, in Urlaub zu gehen, und daß Preußen rüste. Bei solcher Lage der Sachen wäre ein weiterer Versuch, einen Ausgleich herbeizuführen, eine Hintansetzung unserer Würde und eine Unklugheit gewesen. Wir haben nichts unterlassen, den Krieg zu vermeiden. Jetzt aber wollen wir uns darauf gefasst machen, den Krieg, welchen man uns anbietet, zu bestehen, indem wir jedem den ihm zukommenden Theil der Verantwortung lassen. Gestern haben wir unsere Reserven einberufen und mit eurem Beistande werden wir unverzüglich alle Maßregeln treffen, welche die Interessen, die Sicherheit und die Ehre Frankreichs erfordern."

Um 1½ Uhr Nachmittags wurde diese Erklärung durch Gramont dem Senat und zur gleichen Stunde dem gesetz-

einigen unserer (der preußischen) Vertreter bei außerdeutschen Regierungen mitgetheilt worden ist" (s. o.). Gramont und Konsorten haben also nicht eine ganze, sondern nur eine halbe Lüge vorgebracht, indem sie mit gewohnter Leichtfertigkeit oder vielleicht sogar nur mit gewohnter Unwissenheit aus diesem „Zeitungstelegramm" eine amtliche Depesche machten, welche „an die Regierungen Europa's" gerichtet worden sei. Ich sage: „nur eine halbe Lüge". Denn daß dieses vielberufene „Zeitungstelegramm" und dessen Mittheilung an die deutschen Regierungen, sowie an „einige unserer Vertreter bei außerdeutschen", von Bismarck veranlasst worden, wird kein Mensch von fünf gesunden Sinnen bestreiten wollen. Und zwar, wohlverstanden! „veranlasst" mit dem vollen Bewußtsein von der Wirkung, welche diese Veröffentlichung auf die französische Eitelkeit und Reizbarkeit üben müßte. Nichts ist alberner und geschmackloser, als den „eisernen Kanzler" für eine Art von schuldlosem Lämmerschwänzchen auszugeben, welches dem französischen Wolfe schlechterdings das Wasser nicht habe trüben können, nicht habe trüben wollen. Im Gegentheil! wie die Sachen lagen, mußte Bismarck wollen, daß ein Bruch mit Frankreich erfolgte, und wenn er sein Spiel danach einrichtete, so hat er nur seine Pflicht und Schuldigkeit als deutscher Staatsmann gethan. Wann werden doch wir Deutschen einmal dazu kommen, uns einen gesunden Nationalegoismus anzuschaffen? Amboß oder Hammer sein? Das ist die Frage.

gebenden Körper durch Ollivier kundgegeben. Man spielte die Komödie des „parlamentarischen Régime“ mit vielem Anstand. Napoleon der Dritte selbst gefiel sich ja nicht wenig in der Rolle des konstitutionellen Monarchen und hatte nichts dagegen, die Verantwortlichkeit von seinen eigenen Schultern auf die seiner Minister und der „Vertreter der Nation“ hinüberzuwälzen. Der Senat, als die Blüthe des Bonapartismus, die er war, nahm die kriegerische Botschaft „avec enthousiasme“ auf und an. Von einer Debatte war gar keine Rede und der Präsident Rouher schloß die Sitzung mit den Worten: „Der Senat ist mit seiner begeisterten Beifallsbezeigung nur der Dolmetsch der wahren Gefühle des Landes gewesen. Jetzt mag der Degen Frankreichs thun, was ihm obliegt“.

Im gesetzgebenden Körper lief die Sache nicht so glatt ab. Hier gab es Widerstand, obzwar vergeblichen. Den kräftigsten leistete Thiers und man hat mit Recht gesagt, dieser 15. Juli sei für den alten Gloire-Zinkenisten ein Tag wahren Ruhmes gewesen, um so mehr, als der greise Warner von den bonaparte'schen Mameluken mit wüstem Schimpf überhäuft wurde. Freilich klang es doch auch wie das Spottlachen der Nemesis, als einer dieser Mameluken, Monsieur de Piré, dem Schöpfer der napoleonischen Mythologie, dem Nährvater des Chauvinismus wüthend zuschrie: „Sie sind die vaterlandsfeindliche Unglückstrompete! Gehen Sie nach Koblenz!“ Darauf gab Thiers die edle Antwort: „Beleidigen Sie mich, beschimpfen Sie mich immerhin! Ich bin bereit, alles zu erdulden, um das Blut meiner Mitbürger zu vertheidigen, welches Sie mit so unbesonnener Bereitwilligkeit fließen machen wollen.“

Als Ollivier die Lesung des „Exposé“ beendigt hatte, dankten ihm die Rechte und das Centrum der Kammer mittels des Rufes: „Vive l'empereur!“ Die Dringlichkeit der

bloß auf der Gasse. Nachdem die Kunde von der Verzichtleistung des Prinzen Leopold nach Paris gelangt war, hatte der Ministerpräsident Ollivier, welcher in die Mysterien von St. Cloud offenbar nicht eingeweiht war, im „Constitutionnel“ verkündigen lassen: „Der Prinz von Hohenzollern wird nicht in Spanien regieren. Wir verlangen nicht mehr und mit Stolz nehmen wir diese friedliche Lösung an. Ein großer Sieg! Und er hat keine einzige Thräne, nicht einen einzigen Tropfen Blut gekostet.“ Diese Ankündigung nun wurde von der gesammten pariser Presse, das „Journal des Débats“ und den „Temps“ ausgenommen, mit Hohngeschrei empfangen. Die Zeitungen aller Farben und Parteien verspotteten diese Beendigung der Krisis, manche gaben sich den Anschein, gar nicht an die Wahrheit der Nachricht zu glauben oder dieselbe für eine neue bismarck'sche Mystification und Herausforderung zu halten, und alle fuhren fort, in das chauvinistische Horn zu blasen[1]).

Im Gesetzgebenden Körper und im Senat bei der erdrückenden Mehrheit dieser Versammlungen derselbe Widerwille, diesen Ausgang der Krisis anzunehmen und als befriedigend anzuerkennen. Auch die Opposition war nicht einmüthig in der Sache. Ein Theil der Linken mit Thiers an der Spitze trat allerdings für den Frieden ein, weil sie weder an das Vorhandensein von Allianzen noch an die Kriegsbereitschaft Frankreichs glaubte und demnach den Krieg als eine große Gefahr für das Land fürchtete; aber der andere Theil wollte sich die gute Gelegenheit, das Kabinett und das Empire selbst anzugreifen, nicht entgehen lassen und half, indem er dem Ministerium Schwäche und geringe Rücksichtsnahme auf die Ehre Frankreichs vorwarf, das Kriegsfeuer schüren. Als demnach

1) S. die massenhaften Belegstellen, welche Giraudeau aus den pariser Journalen gesammelt hat (La vérité sur la campagne de 1870, p. 46—59).

die Minister im gesetzgebenden Körper und im Senat den von der Gutheißung des Königs von Preußen begleiteten Verzicht des Prinzen von Hohenzollern anzeigten, bezeugte das eisige Schweigen, womit in beiden Versammlungen diese Mittheilung entgegengenommen wurde, daß man mehr erwartet hätte. Im gesetzgebenden Körper machte ein Eingeweihter von St. Cloud, der Herr „Baron" Jérôme David, in Form der Ankündigung einer Interpellation einen heftigen Ausfall auf das Ministerium und von der Linken her stimmte Herr von Kératry ein. Die Minister erlangten zwar eine Verschiebung der Debatte über die angekündigte Fragestellung, aber Lord Lyons, welcher der Sitzung angewohnt hatte, meldete sofort an Lord Granville: „Die Kriegspartei ist augenscheinlich obenauf."

Sie war es. Je lauter aber ihr Geschrei wurde, desto vernehmlicher wurde auch der Widerhall, den es drüben über dem Rheine weckte. Die deutsche Presse hatte jetzt die Herausforderung der französischen an- und aufgenommen und von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen und von der Mosel bis zur Weichsel glomm in Millionen von Herzen warm und immer wärmer das Gefühl auf, daß eine große, eine größte nationale Gefahr herandrohte und daß diese Gefahr mit Ehren bestanden werden müßte.

Das englische Kabinett machte in jenen Tagen einige, obzwar nur schwächliche Versuche, den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich zu erhalten. Die petersburger Staatskanzlei hatte, wenn ausgeforscht, kein Hehl, daß die Freundschaft zwischen Russland und Preußen eine feste sei, noch zu Anfang des Julimonds in Ems zwischen dem König von Preußen und seinem Neffen, dem Zaren, persönlich neubekräftigt. Das französisch-östreichisch-italische Schutz- und Trutzbündniß flatterte noch immer in der Luft herum, ohne daß es, vonwegen der früher angegebenen Ursachen, gepackt und festgemacht werden konnte. Aber aufgegeben war es nicht,

zur Annahme der spanischen Krone ermächtigte, nicht hätte glauben können, weder den Interessen noch der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten. Der König schlösse sich der Entsagung des Prinzen von Hohenzollern an und zwar mit dem Wunsch und mit der Hoffnung, daß jeder Grund des Zwiespaltes zwischen unseren beiden Regierungen nunmehr verschwunden sein möchte".

Also ein richtiger Abbittebrief, ein Reu- und Leidschreiben in aller Form! Eine größere Dummheit, als dem König von Preußen einen solchen Brief abzufordern, konnte der gallische Größenwahn kaum begehen.

Der inzwischen eingetretene Ministerpräsident Ollivier fand den von seinem Kollegen vorgeschlagenen „Ausweg" ebenfalls ganz vortrefflich und beide bestürmten den preußischen Botschafter, diesen „Ausweg" bei seinem Gebieter zu befürworten. Herr von Werther versprach nichts und ging weg, um über das Gehörte an Bismarck zu berichten. Nach Werthers Weggang fuhr Gramont — es war 3½ Uhr — zum Kaiser nach St. Cloud. Was ging dort vor? Man weiß es nicht. Aber um 7 Uhr Abends war der Herzog wieder in Paris und telegraphirte an Benedetti: „Wenn der Verzicht des Prinzen von voller Wirkung sein soll, scheint es nöthig, daß der König von Preußen mitthut und uns die Zusicherung gibt, er werde nicht von neuem zur Annahme dieser Kandidatur ermächtigen (il parait nécessaire que le roi de Prusse s'y associe et nous donne l'assurance qu'il n'autoriserait pas de nouveau cette candidature). Begeben Sie sich unverzüglich zu dem Könige, um diese Erklärung von ihm zu verlangen, welche er nicht verweigern kann, so er keinen Hintergedanken hat[1]).

---

1) „Dies war das eigentliche Kriegstelegramm", bemerkt Th. Fontane („Der Krieg gegen Frankreich", I, 15) nicht mit Unrecht.

Eine Stunde nach dem Abgang dieses Telegramms kam eins von Benedetti an Gramont, worin es hieß: „Der König sagte mir, daß er eine telegraphische Depesche erhalten hätte, der zufolge ihm die Antwort des Prinzen von Hohenzollern unzweifelhaft morgen zugehen würde. Er fügte hinzu, daß er mir dieselbe, sowie sie ihm zu Handen, sofort zustellen werde“.

An demselben 12. Juliabend saß zu Brighton in England ein alter deutscher Republikaner, ein Verbannter, Arnold Ruge, vormals ein Streiter und Leider für seines Volkes Einheit und Freiheit, an seinem Schreibtisch und beschloß, er, der von einer früheren preußischen Regierung jahrelang Mißhandelte, einen Aufsatz über die Frage des Tages mit dem Satze: „Jeder Deutsche, wer er auch sei, ist ein Verräther, der jetzt nicht zu seinem Volke steht!“ Das war auch ein Zeichen der Zeit.

Kurz vor Mitternacht telegraphirte Gramont, nachdem er sich mit Ollivier berathen hatte, an Benedetti: „Es ist unerlässlich, daß uns der König sage, er werde dem Prinzen Leopold nicht gestatten, die Verzichtleistung zurückzunehmen“.

Am folgenden Tage, 13. Juli, ging um 10 Uhr Morgens dem Duc de Gramont aus St. Cloud ein Telegramm des Kaisers zu, welches lautete: „Benedetti muß durchaus darauf bestehen, eine kategorische Erklärung zu erlangen, kraft welcher der König für die Zukunft sich verpflichtet, dem Prinzen Leopold nicht zu gestatten, eines schönen Tages nach Spanien zu verreisen“.

Früh an diesem 13. Juli machte sich Benedetti auf, um den Befehlen Gramonts nachzukommen. Er begab sich zur Brunnenanlage, wo, wie er wußte, der König Wilhelm emser Wasser trank, trat — übrigens in aller Form und Manier — den Monarchen an und erbat sich von demselben die Bewilligung dessen, was das um 7 Uhr am Abend zuvor von Paris abgelassene Telegramm verlangte. Der Botschafter meldete in

seiner Depesche vom 13. Juli, daß ihn der König „mit Erstaunen“ angehört und dann gesagt habe: „Sie fordern also, daß ich für immer und auf alle Fälle hin mich binden soll? Darauf kann ich nicht eingehen.“ Benedetti hätte jetzt eigentlich merken müssen, daß er mit weiteren Zumuthungen bei dem König übel ankommen würde, obzwar dieser den Behelliger beim Brunnen freundlich verabschiedete, nachdem er noch einmal höflich, aber bestimmt erklärt hatte, daß es ihm unmöglich, dem französischen Hof „eine derartige neue und unerwartete Koncession zu machen“. In sein Quartier zurückgekehrt, fand der Botschafter die Mitternachtsdepesche Gramonts vor und beabsichtigte, sofort eine Audienz nachzusuchen, um dem Könige von der „unerläßlichen“ Forderung der französischen Regierung Mittheilung zu machen. Es ist nicht ganz klar, ob diese Audienz wirklich nachgesucht wurde oder ob die Botschaft, welche der König durch seinen Flügeladjutanten, den Prinzen Radziwill, an Benedetti sandte, früher eintraf. Genug, gegen 2 Uhr Nachmittags erschien der Prinz bei Benedetti, um diesem im Auftrage des Königs zu sagen, die vollkommene Bestätigung der Verzichtleistung des Prinzen Leopold wäre jetzt von Sigmaringen eingelangt und demzufolge „sähe Se. Majestät hiermit diese Angelegenheit als abgemacht an“ [1]). Der Botschafter entgegnete, ihm sei neuerdings aus Paris befohlen, eine Audienz nachzusuchen, um Sr. Majestät noch einmal den Wunsch der kaiserlichen Regierung vorzutragen, daß der König die Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern „approbire“ und die Zusicherung gebe, „diese

---

1) So steht es in dem vom Prinzen Radziwill noch an demselben Tage aufgesetzten Bericht über seine drei Sendungen an Benedetti im Verlaufe des 13. Juni (gedr. bei Hirth und Gosen, I, 82). In Benedetti's Depesche ist der Inhalt des angeführten Satzes so ausgedrückt: „Der König ließe mich ersuchen, an meine Regierung zu telegraphiren, daß er jetzt die ganze Angelegenheit als endgiltig beigelegt ansähe.“

Kandidatur würde in Zukunft nicht wieder aufgenommen werden". Der Flügeladjutant überbrachte seinem Herrn dieses Begehren und kehrte zu dem Botschafter zurück mit der Antwort, daß — Benedetti's Worte — „Se. Majestät keine Schwierigkeit sähe, mir zur erlauben, nach Paris zu melden, daß er den Verzicht des Prinzen Leopold gebilligt hätte (qu'il approuvait la renonciation du prince Léopold). Darüber hinaus ging der König nicht". Der Botschafter ließ nun durch Radziwill ein erneutes Audienzgesuch an den König gelangen, um demselben noch einmal das Verlangen der französischen Regierung zu unterbreiten. „Hierauf — berichtet Radziwill — ließ Se. Majestät dem Grafen Benedetti durch mich nach Tisch, etwa um 6 Uhr, erwidern, Se. Majestät müsse es entschieden ablehnen, inbetreff dieses letzteren Punktes (bindende Versicherungen für die Zukunft) sich in weitere Discussionen einzulassen. Was er heute Morgen gesagt, wäre sein letztes Wort in dieser Sache". Benedetti meldete am Schlusse seiner Depesche vom 13. Juli: „Alles lässt mich glauben, daß Se. Majestät fest entschlossen sei, die von uns geforderte Satisfaktion zu verweigern."

Es untersteht wohl keinem Zweifel, daß auf diese feste Entschließung des Königs der inzwischen eingelangte Bericht Werthers vom vorigen Tage nicht ohne Einfluß geblieben. Wenn man der Sieger von Sadowa, schreibt man keinen Abbittebrief an den Besiegten von Straßburg und Boulogne. „Amtlich" war freilich König Wilhelm von der unverschämten Zumuthung der Herren Gramont und Ollivier gar nicht unterrichtet worden. Denn Bismarck hatte an Werther zurücktelegraphirt, er, Werther, müßte die Eröffnungen der französischen Minister wohl missverstanden haben, denn Eröffnungen von der Art schienen ihm, Bismarck, schlechthin unmöglich und er werde sie daher als verantwortlicher Minister gar nicht amtlich zur Kenntniß des Königs bringen.

Von Ems (oder von Berlin) aus trug der elektrische Draht unmittelbar nach den Vorgängen vom 13. Juli diese Kunde davon in die deutschen Zeitungen: „Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Se. Majestät sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Se. Majestät der König hatte es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und ließ ihm darauf durch den Adjutanten vom Dienst sagen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts mitzutheilen habe." Ob diese Signalrakete als amtlich oder nichtamtlich, als officiell oder officiös zu bezeichnen sei, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war das Aufsteigen derselben veranlasst. Das französische Ministerium hat nun aber aus dem Zeitungstelegramm ohne weiteres eine amtliche an die Kabinette Europa's gerichtete Depesche gemacht und aus dieser angeblichen Depesche eine absichtliche und schwere Beleidigung Frankreichs [1]). . . . Am 14. Juli versuchte Benedetti in Ems eine nochmalige Anknüpfung von Unterhandlungen über die geforderten „Garan-

1) In seinem Rundschreiben an die Gesandten des norddeutschen Bundes vom 18. Juli sagte Bismarck: „Es existirt keine Note oder Depesche, durch welche die preußische Regierung den Kabinetten Europa's eine Weigerung, den französischen Botschafter zu empfangen, angezeigt hätte. Es existirt nur das aller Welt bekannte Zeitungstelegramm, welches den deutschen Regierungen und einigen unserer Vertreter bei außerdeutschen Regierungen nach dem Wortlaute der Zeitungen mitgetheilt worden ist, um sie über die Natur der französischen Forderungen und die Unmöglichkeit ihrer Annahme zu informiren, und welches überdies nichts Verletzendes für Frankreich enthält."

tieen", indem er sich des in Ems anwesenden Ministers Eulenburg als Mittelsperson bei dem Könige bediente. Umsonst. Der König verharrte bei dem von ihm Gesprochenen. Hierauf ließ der Botschafter durch den Adjutanten vom Dienst dem Monarchen melden, daß er abzureisen beabsichtigte und sich noch von Sr. Majestät verabschieden möchte. Er erhielt zur Antwort, daß ihn der König, welcher im Begriffe war, nach Koblenz zu gehen, auf dem Bahnhof in dem für Se. Majestät reservirten Zimmer zu sehen gedächte. Um 3 Uhr 45 Minuten telegraphirte Benedetti an Gramont: „So eben sah ich den König auf dem Bahnhof. Er beschränkte sich darauf, mir zu sagen, daß er mir weiter nichts mitzutheilen hätte und daß alle weiteren Verhandlungen vonseiten seiner Regierung geführt werden würden."

Dies war das Drama von Ems in seiner áktenmäßigen Thatsächlichkeit. Kaum abgespielt, ist es mit allerhand Lügen verschnörkelt worden. Hüben wie drüben, nur waren die Lügen drüben beträchtlich dicker. Der Benedetti sollte dem „ollen Willem" auf öffentlichem Spaziergang unverschämt begegnet sein und darüber wallte namentlich in den preußischen Stammprovinzen die Entrüstung hoch auf. Seinerseits sollte der König von Preußen dem französischen Botschafter eine Behandlung haben angedeihen lassen, welche nicht mehr und nicht weniger als eine symbolische, Frankreich dargereichte Ohrfeige gewesen wäre, und darüber schnitt in Paris der Chauvinismus seine wüthendsten Grimassen. Benedetti hat das Richtige getroffen, wenn er nur mit einem raschen Achselzucken der Verachtung dieser Lügen erwähnte [1]). Wirkungslos ist aber die emser Legende nicht gewesen.

---

1) „Je ne m'arreterai pas aux prétendues insultes dont j'aurais été l'objet, ni aux procédés inconvenants qu'on m'a attribués." Ma mission, 370.

dürftig unter Dach gebracht werden zu können, mußte das Bauwerk während seines Emporsteigens einen Probesturm bestehen, der es in seinen Grundfesten zu erschüttern drohte.

Der Sturm wurde bestanden, ruhmreich, groß, herrlich, und weil „Blut ein ganz besonderer Saft“, so mag der Hoffnung stattgegeben sein, das im Wunderjahr 1870—71 auf hundert Walstätten gemeinsam vergossene Blut von Myriaden Söhnen unseres Landes werde den unzerstörbaren Mauerkitt der ihrer Vollendung harrenden deutschen Reichshalle abgeben.

Man würde jedoch schönfärben statt wahrsprechen, wollte man sagen, in den Kehrreim von Max Schneckenburgers i. J. 1840 gedichteter und jetzo, nach dreißig Jahren, mit einmal zur nationalen Losung, zum deutschen Päan gewordener „Wacht am Rhein“ wären sofort alle Deutschen vom ersten bis zum letzten Mann begeistert eingefallen. Es wäre ja gegen alle deutsche Kleiderordnung gewesen, es wäre, so zu sagen, wider den Strich der Michelei gegangen, wenn Krähwinkel und Kuhschnappel es bei dieser Gelegenheit über sich gebracht hätten, das Maul zu halten. Mit anderen Worten, unter den 40 Millionen von Deutschen fanden sich etliche hundert, vielleicht sogar etliche tausend, welche gemein und niedrig genug dachten, mit dem Feinde gemeinsame Sache zu machen, wenigstens in Gedanken. Aus römelnden Pfaffen und Pfäfflingen, aus an der partikularistischen Großmannssucht krankenden Wortschaumschlägern, aus flachsenfingischen Kanzleimumien, aus fossilen Demokraten von 1848, die nichts zu vergessen brauchten, weil sie nie etwas gelernt hatten, und aus vaterlandslosem Kommunistengesindel war diese Bande zusammengesetzt. Eins der Winkelblätter, in welchen sie ihre Ansichten und Wünsche ergoß, stieß am 16. Juli den ultramontan-bavarisch-patriotischen Jauchzjodler hervor: „Der Krieg ist fertig: Preußen will absolut seine Prügel haben!“ Derartige Dissonanzen gab es verschiedene, aber ihre klägliche Dünnheit verschwand völlig

vor der majestätischen Tonfülle einer nationalen Harmonie, wie Deutschland bislang noch keine von solchem Umfang und von solcher Kraft vernommen hatte. Die ganz entschieden widerfranzösischen Stimmungsbezeigungen des Volkswillens, welche vom 16. Juli an in den süddeutschen Städten massenhaft stattfanden, ließen gar keinen Zweifel aufkommen, daß der deutsche Süden wie in der Kriegsgefahr so auch in der Entschlossenheit, dieselbe abzuwehren, mit dem deutschen Norden sich einig wußte. Auch ist es nur gerecht, freudig anzuerkennen, daß keiner der süd- und norddeutschen Fürsten lange schwankte oder zauderte, in der Sache Preußens die Sache Deutschlands zu sehen. Fraglos wäre es auch sehr unräthlich, ja hochgefährlich für jede Regierung gewesen, ihre nationale Schuldigkeit nicht thun zu wollen. Einen querköpfigen Kammerschwätzer oder einen lumpigen Winkelblättler konnte man da und dort schon von Neutralität und dergleichen Nonsens mehr faseln lassen. Ein Hof aber und eine Regierung, welche so etwas gewollt und versucht hätten, sie mußten zermalmt werden und sie wären sicherlich zermalmt worden.

Man hat nach begonnenem Kriege für nöthig erachtet, ein Dutzend socialistischer Faselhännse, welche den lieben Franzosen schmutzige „Brüderhände“ entgegenstrecken wollten, in eine Festung zu sperren. Man hätte sie ruhig laufen lassen können: es wäre ja kein allzu großer Schaden gewesen, so die ehr- und schamlosen Vaterlandverleugner gelegentlich ein bißchen „getheert und gefedert“ worden wären, vor welcher Verunbequemung die Festungswälle sie schützten. In Frankreich — und das gereicht den Franzosen nur zur Ehre — wäre ein vaterlandverleugnendes Gebaren, wie es in Deutschland eine Handvoll Narren und Schelme zu versuchen wagte, sicherlich vom Volke sofort mit der härtesten Lynchjustiz bestraft worden. Franzosen sind eben, so sie nicht gerade vom Gloireteufel besessen, durchweg nüchterne und praktische Leute, als welche sie die Weltbürgerei

niemals für etwas anderes nahmen und nehmen, als was das Traumding war und ist, für eine Phrase also, oratorisch gut zu verwenden, insbesondere als Vogelleim für deutsche Gimpel und Staarmatze, welche in ihrer unergründlichen Einfalt nicht wissen, daß Frankreichs Politik allzeit und überall, unter der Trikolore wie unter dem Lilienbanner, eine Politik der krassesten Selbstsucht gewesen ist. Es soll das nicht etwa ein Vorwurf sein, sondern nur die Erinnerung an eine Thatsache. Man macht die Menschen und die Völker nicht anders, als sie sind und der Hauptsache nach immer sein werden. Die Franzosen werden demnach vorkommenden Falles mit der Weltbürgerlichkeit und Brüderlichkeit gewohntermaßen phraseologisch staatmachen, und wenn ihnen deutsche Staarmatze und Gimpel wiederum auf den Leim gehen, desto schlimmer für die Gimpel und Staarmatze . . . . . .

Derweil waren in Paris die Sachen im bislang eingehaltenen Fanfaronstile weiterbetrieben worden. Am Abend vom 16. Juli gab der Senat eine Vorstellung im Schlosse von St. Cloud. Die Herren Senatoren, welche — ein jeglicher für jährliche 30,000 Francs — das parlamentarische Geschäft des Ersterbens im Ja besorgten, waren vollzählig erschienen, um den kaiserlichen Majestäten aufzuwarten. Der gedunsene Rouher warf sich in Präsidentenpositur und richtete an Napoleon den Dritten eine Rede, wie sie unter ähnlichen Umständen vor Zeiten römische Senatspräsidenten an einen Tiberius, Caligula oder Claudius gerichtet haben. Die menschliche Jammerseligkeit ist ja überall und allzeit auf dieselben Grundnoten gesetzt. Besonders kennzeichnend jedoch für den Leichtsinn, womit der Bonapartismus in sein Verderben rannte, waren folgende Sätze dieser Rouherie: — „Ew. Majestät zieht das Schwert, das Vaterland ist mit Ihnen, bebend vor Entrüstung und Stolz. Hastiger Ungeduld widerstehend, beseelt von jener stillen Beharrlichkeit, worin die wahre Kraft liegt,

hat der Kaiser zu warten gewußt. Aber seit vier Jahren hat er die Ausrüstung unserer Soldaten zur höchsten Vollkommenheit gebracht und die Organisation unserer Streitkräfte zur höchsten Potenz erhoben. Dank Ihrer Fürsorge, Sire, steht Frankreich fertig da. Wann die Stunde der Gefahr gekommen, ist die Stunde des Sieges nahe. Bald wird das dankbare Vaterland seinen Söhnen die Ehre des Triumphes zuerkennen. Wann Europa der Friede zurückgegeben ist durch den Ruhm unserer Waffen, wird Ew. Majestät sich von neuem dem großen Werke der Reformen widmen können, welches — Frankreich weiß es und der Genius des Kaisers sichert es ihm zu — keine andere Verzögerung erleiden wird als die Zeit, welche Sie, Sire, nöthig haben, um zu siegen."

Alles verlogen!

In der Nacht vom 15. auf den 16. Juli hielt der König von Preußen mit seinem Sohne Fritz und den Generalen Moltke und Roon einen ersten Kriegsrath. In derselben Nacht auch gingen die Kriegsbereitschaft- und Marschbefehle ins Land aus.

Am folgenden Tage legte Bismarck in einer Sitzung des norddeutschen Bundesrathes Ursprung und Verlauf der Verwickelung mit Frankreich dar. Das Ergebniß der Sitzung war, daß der Bevollmächtigte Sachsens im Namen seiner Regierung und mit Zustimmung aller übrigen Bundesregierungen die Erklärung abgab, die preußische Auffassung der Sachlage zu theilen. „Frankreich — so schloß der Freiherr von Friesen — will den Krieg. Möge derselbe denn möglichst schnell und kräftig geführt werden!"

Mitten in das Tosen von Wehr und Waffen, welches das Land am 16. und 17. Juli zu erfüllen begann, scholl der lakonisch-schlichte Aufruf der Königin von Preußen hinein: „Das Vaterland erwartet, daß alle Frauen bereit sind, ihre Pflicht zu thun!" und dieser Aufforderung ist den ganzen

Verlauf des Krieges entlang von der deutschen Frauenwelt mit einer Hingebung, Mühwaltung und Ausdauer entsprochen worden, welche hunderttausenden unserer vor dem Feinde fechtenden oder in Lazarethen leidenden Soldaten zur Ermuthigung und Stärkung, zur Hilfe und zum Troste gereichten. Was freiwillige Gabenspendung und Krankenpflege in diesem Kriege leisteten, gehört mit zu dem Menschlich-Schönsten, was das große Jahr der Deutschen aufzuweisen hat, und der Ruhm hiervon gehört ganz vorzugsweise den deutschen Frauen. Vor allen aber hat sich eine, Frau Simon aus Dresden, jener mit Recht berühmten Engländerin Miß Nightingale, glorreichen Andenkens vom Krimkriege her, als völlig ebenbürtig zur Seite gestellt. Sie war, ebenso unerschrocken als erbarmungsvoll, ebenso thatkräftig als praktischgeschickt, ebenso findig als muthig, in den Lagern, auf den Verbandplätzen und in den Lazarethen ein wahrer Schutz- und Trostengel der deutschen Krieger, in deren Ohren „Mutter Simon“ keinen minder guten Klang hatte als die Namen der berühmtesten Generale des großen Jahres.

Am 15. Juli war der Reichstag des norddeutschen Bundes einberufen worden. In der Mittagsstunde vom 19. erfolgte die feierliche Eröffnung der Parlamentssitzung im weißen Sale des berliner Königsschlosses. Zu dieser Stunde konnte, durfte, mußte sich ein Hohenzoller zum erstenmal als das Haupt deutscher Nation fühlen und dieses Gefühl hat dann auch in der vom König von Preußen gesprochenen Thronrede würdigen Ausdruck gefunden. So namentlich in dem Satze: „Hat Deutschland die Vergewaltigungen seines Rechtes und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend getragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet, heute,

wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat." Der königliche Sprecher durfte auch mit Betonung sagen: „Gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, wenden wir uns an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Vertheidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit."

Zwei Stunden später hielt der Reichstag seine erste Sitzung und nahm die Eröffnung des Bundeskanzlers Bismarck entgegen: „Ich theile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat."

Diese „Kriegserklärung" stellte in ihrer Hohlheit und Leere ein richtiges Armuthszeugniß dem geistig bankbrüchig gewordenen Bonapartismus aus. Es ist ein Aktenstück, welches, von seinem blöden Inhalt abgesehen, auch stilistisch darthut, bis zu welchem Grade von Gehirnweichheit der französische Esprit während des zweiten Empire schließlich herabgekommen war.

In einer zweiten Sitzung am folgenden Tage wurde die hochpatriotisch gehaltene Antwortsadresse auf die gestern vernommene Thronrede beantragt und einmüthig angenommen. Hierauf theilte der Bundeskanzler dem Hause die Aktenstücke mit, welche sich auf die Anfänge und die Entwickelung der Kriegsfrage bezogen. Er entschuldigte hierbei die Kärglichkeit dieser Mittheilung: — „Denn wir haben von der kaiserlich französischen Regierung in der ganzen Angelegenheit nur eine einzige amtliche Eröffnung erhalten; es ist dies die gestrige Kriegserklärung". In einer Nachmittagssitzung an demselben 20. Juni wurden der Regierung die von ihr geforderten außerordentlichen Geldmittel für Heer und Flotte im Betrage von 120 Millionen Thalern mit Einmuth bewilligt, worauf am nächsten Tage der Schluß des Reichstages erfolgte. Der vom

Parlamente votirte Geldbedarf sollte mittels einer Anleihe aufgebracht werden, die am 24. Juli ausgeschrieben ward und zwar im Betrage von 100 Millionen Thalern und zum Kurse von 88. Aber die Geschichte dieser Kriegsanleihe ist nichts weniger als ehrenvoll für unser Land. Sie wirft geradezu einen dunkeln Schlagschatten in die Helle des großen deutschen Jahres. Der Geldsack, der christliche wie der jüdische, hat sich da in der ganzen Gemeinheit seines Nichtpatriotismus gezeigt. Wo waren denn da die Rothschilde und Konsorten mit ihren Millionen- und Milliardensäckeln, welche das deutsche Volk mit einem guten Theil vom Ertrage seines Fleißes und Schweißes gefüllt hatte? Mit Ach und Krach und — wohlverstanden! — erst nach Wörth und nach Sedan waren im Oktober von den geforderten 100 Millionen 68 gezeichnet, worauf mittels bundespräsidentlichen Erlasses vom 2. Oktober 1870 aus Ferrières der Betrag des Anleihens auf 80 Millionen herabgemindert wurde. Und damit, daß die deutschen Geldbarone, jüdische wie christliche, ihrem Vaterlande gegenüber der feigsten und schäbigsten Knauserei und Knorzerei sich schuldigmachten, noch nicht genug. Denn es fanden sich ja — schmachvoll zu sagen! — deutsche Geldkipper, welche nicht für die deutsche, wohl aber für die französische Kriegsanleihe Beiträge zeichneten. Wahr ist, mit dem reichen Frankreich verglichen ist Deutschland ein armes Land. Allein diese Armuth war 1870 keineswegs so groß, daß die deutschen Geldleute, so sie wollten, die 100 Millionen Thaler nicht leicht und rasch hätten aufbringen können. Sie wollten nicht. Sie bestätigten also den Satz: Das Geld kennt kein Vaterland — wogegen der französische Kapitalismus zu seiner großen Ehre diesen Satz zur gleichen Zeit lügengestraft hat. Hernach, als Deutschlands Sieg entschieden war, da suchte die deutsche Protzenschaft ihren Patriotismus so geräuschvoll wie juden- und christenmöglich kundzuthun, gerade wie gewisse deutsche Professoren, welche

noch vor kurzem an den Stufen vom Throne Napoleons des Dritten ihre gelehrten Pudelkünste verübt hatten, jetzt im Bärenfell urteutonischer Franzosenfresserei stolzirten.

Man war in Berlin und überall, wo vaterländisch gefühlt und gedacht wurde, doch nicht ganz ohne Besorgnisse inbetreff der Bundestreue norddeutscher Regierungen und man durfte vollauf besorgt sein inbetreff der Auslegung, welche Preußens Bündnißverträge vom August 1866 jetzo an den Höfen von München und Stuttgart finden würden. Die Besorgnisse nach jener Richtung hin erwiesen sich sofort als völlig grundlos. Etliche mit welfischem Gelde gefütterte Kläffer in Hannover und etliche Blümchen-Kaffee-Partikularisten in Sachsen ausgenommen, stand ganz Nord- und Mitteldeutschland fest zu Preußen.

In München und Stuttgart harzete es, um einen kennzeichnenden süddeutschen Ausdruck zu gebrauchen. Aber das ultramontan-partikularistische Harz war denn doch lange nicht zähkräftig genug, um die Volksstämme Süddeutschlands an eine durch ihre Lächerlichkeit schon zum voraus verurtheilte Neutralitätspolitik festzukleben. Die Bürgerschaften von München, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und von vielen, ja wohl von allen süddeutschen Städten veranstalteten Massenkundgebungen, daß die Baiern, Schwaben, Franken, Pfälzer und Hessen von dem nationalen Gedanken durchtränkt und durchdrungen wären, und gegen dieses mit elementarer Gewalt hervorbrechende und hervorbrausende Gefühl vermochten die von der Achtung einer Neutralität der süddeutschen Staaten trillernden Töne der bonapartistischen Lockpfeife nicht aufzukommen. Auch die Versuche nicht, welche der bairische Klerikalismus in Verbindung mit dem wirtembergischen Demokratismus machte, in der öffentlichen Meinung und in den Abgeordnetenkammern von Baiern und Wirtemberg eine gemeinsame bewaffnete Neutralität durchzusetzen. Dieses Truggespinnst war doch gar zu durchsichtig nichtig. Der junge König des Baier-

landes hatte übrigens, indem er, gleich dem König von Sachsen, schon am 16. Juli den Befehl zur Kriegsbereitschaftstellung seiner Truppen ausgegeben, rühmlich gezeigt, daß er von deutscher Pflicht und Schuldigkeit andere und edlere Begriffe hätte als bairische „Patrioten“. Der König von Wirtemberg theilte redlich die Anschauung seines Herrn Bruders von Baiern. Der Großherzog von Darmhessen konnte nicht umhin, sie ebenfalls zu theilen. Der Großherzog von Baden war, obgleich durch die Franzosen zu allernächst bedroht, im Eifer für die nationale Sache allen seinen Mitfürsten vorangegangen. Schon flogen auch zwischen nord- und süddeutschen Truppenkörpern Grüße hin und her, deren Herzlichkeit bald auf hundert Walstätten sich erweisen sollte. Am 19. Juli fiel im Ständesal in München, am 21. Juli im Ständesal in Stuttgart die Entscheidung der Volksvertretung. In jenem wurde mit 101 gegen 47, in diesem mit allen Stimmen gegen 1 die Neutralität verworfen, das Zusammenstehen und Zusammengehen mit dem norddeutschen Bunde gegen die Franzosen gutgeheißen und wurden die von den Regierungen geforderten Kriegsrüstungsgelder verwilligt. In der bairischen Kammer war der Doktor Jörg der einzige Redner gewesen, der eine leidlich gut angezogene Schar von Scheingründen zu Gunsten der bavarisch-patriotischen Neutralitätsforderung in die Redeschlacht geführt hatte. Ein Bonze, Westermayer geheißen, hatte so widerlich widerdeutsch gerülpst, daß selbst Standes- und Gesinnungsgenossen sich davon angeekelt fühlten. Sehr schicklich und treffend hatte der Doktor Edel den betrogenen Betrügern, welche von Neutralität phantasirten, ein Trumpfwort von Klemens Brentano aus dem Jahre 1813 zugerufen [1]. In Stuttgart hatten die Führer der sogenannten

---

1) „Zum hassen oder lieben
Ist alle Welt getrieben.
Es bleibt uns keine Wahl —
Der Teufel ist neutral.“

Volkspartei — welcher nur eine Kleinigkeit fehlte, ihre erste Silbe — aus beweglichen Gründen ihr Traumbild einer bewaffneten Neutralität Baierns und Wirtembergs im Ständesal gar nicht vorzuzeigen gewagt. In beiden Ländern traten die Adelskammern den Beschlüssen der Volkskammern sofort bei und geschah solches auch in Baden und Hessen. Ueberhaupt muß jeder, der weiß, was Gerechtigkeit ist, unumwunden anerkennen, daß die deutsche Aristokratie in ihrer ungeheuren Mehrzahl im großen Jahre mit Herz und Hand rühmlich für das Vaterland eingetreten ist. Die Söhne unserer Junker haben mit ihrem Blute wahrlich so wenig gegeizt wie die Söhne unserer Bürger und Bauern und in den deutschen Schlössern sind nicht weniger Trauergewänder angethan worden als in den deutschen Häusern und Hütten.

Zum erstenmal, seit es eine deutsche Geschichte gibt, ging ein Wehen des Geistes durch die ganze Nation. Mehr des Mitleids als des Zornes werth waren die leicht zählbaren Ausnahmen, die Krüppelherzen und die Querköpfe, welche dieses Wehen nicht spürten oder nicht spüren wollten. Denn mit dem Gefühle des Vaterlandes büßt ja der Mensch alles Gute und Beste ein, was das Dasein bietet. Ehre unseren Brüdern in Oestreich! Sie hatten das Vaterlandsgefühl nicht verloren, nein, sie bethätigten dasselbe, trotz 1866, in so entschiedener Weise, daß die Theilnahme der Deutsch-Oestreicher für die Sache Deutschlands ganz unzweifelhaft dieser zu großem Vortheile gereichte. Ohne die deutsche Stimmung der Bürgerschaften von Wien, Graz, Linz, Brünn und anderen deutschen Städten Oestreichs hätten die franzosenfreundlichen Zettelungen der Beust und Metternich, sowie die racheburstigen Gelüste der „Kriegspartei“ in der Hofburg doch leicht mehr werden können als Gelüste und Zettelungen. Wenigstens im Juli und August von 1870.

Ja, wie am Rhein, Neckar und Main, an der Isar,

Weser, Elbe und Oder, so schlug das deutsche Herz auch an der Donau. Und auch jenseits der deutschen Marken, jenseits der Berge und der Meere, überall, überall, wo Deutsche auf dem Erdball wohnten, schlug es hochauf.

Unsere Sänger hatten also nicht vergeblich gesungen, unsere Seher nicht eitel geweissagt, unsere Helden nicht erfolglos gestritten, unsere Märtyrer nicht umsonst gelitten. Wohl durfte und mochte jetzo ein freudig Rauschen durch den Wipfel der Eiche von Wöbbelin gehen. Der Traum unserer Väter war verwirklicht, das sehnende Hoffen unserer eigenen Jugend erfüllt: — es gab endlich wieder eine deutsche Nation.

Hochaufgerichtet, ruhig, gesammelt, fest zusammengeschlossen, ohne Furcht und ohne Ueberhebung, zur höchsten Wette willig, auf Noth und Tod gefasst, so stand sie da, ein Volk in Waffen, wie die Sonne noch keins geschaut auf ihrer Bahn.

Und diesem Volke wagte der Franzosenkaiser den Schimpf anzuthun, ihm zuzumuthen, daß es auf den Köder der plumpen Lüge beiße, welcher in der napoleonischen Kriegsproklamation vom 22. Juli ausgelegt war, auf den Köder: „Wir führen nicht Krieg gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten, und wir sind von dem Wunsche beseelt, daß die Bevölkerungen, welche die große germanische Nationalität bilden, über ihre Geschicke frei verfügen mögen."

In denselben Julitagen, wo die französische Kriegserklärung in Berlin übergeben wurde und das kaiserliche Kriegsmanifest aus dem Schlosse von St. Cloud erging, offenbarte sich die wirkliche Herzensmeinung, womit das Gallierthum in den Krieg ging, in diesem auf den Straßen von Paris hergebrüllten Couplet:

„Il est à nous le Rhin français,
Le canon vous crie: En arrière!
Plus de Prussiens! et désormais
Le Rhin français c'est la frontière" —

und sangen die Rothhosen auf ihren begonnenen Märschen nach dem Rheinland:

„En avant et marchons sans trêve,
Suivons un illustre chemin.
De nos aïeux réalisons le rêve,
Allons de Paris à Berlin!“

Die deutsche Antwort auf diese Herausforderung ließ nicht lange auf sich warten. Schon am 22. Juli gab sie einer unserer Dichter, welchen der Ernst der Stunde die ihm sonst geläufigen hafisischen Klänge mit denen des Tyrtäos vertauschen ließ. Friedrich Bodenstedt rief rheinhinüber:

„Franzosen, Franzosen! den Tag habt in acht,
Wo die Krieger aus Deutschland heranziehn zur Schlacht.
Sie stürmen heran, ein gewaltiges Heer,
Den Zorn in der Brust, in der Hand das Gewehr.

„Sie gedenken der Tage vergangener Schmach,
Die ihr uns gebracht, und sie tragen's euch nach!
Ihr habt uns in Zwietracht zersplittert gemeint,
Doch im Kampf gegen euch stehn wir alle vereint.

„Eine Schlacht wird geschlagen am heiligen Rhein,
Die soll ein germanisches Femgericht sein!
Eine Schlacht, wie der Kaiser noch keine gesehn,
Da soll der Franzose den Deutschen verstehn!“

Alle An- und Vorzeichen waren so, daß der König von Preußen als zur Antwort auf das französische Kriegsmanifest am 25. Juli diese im Tone ruhiger Zuversicht gehaltene Botschaft an die deutsche Nation richten konnte: „Aus allen Stämmen des Vaterlandes, aus allen Kreisen des deutschen Volkes, selbst von jenseits des Meeres, sind mir aus Anlaß des bevorstehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands von Gemeinden und Korporationen, von Vereinen und Privatpersonen so zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland

zugegangen, daß es mir ein unabweisliches Bedürfniß ist, diesen Einklang des deutschen Geistes öffentlich zu bezeugen und dem Ausdruck meines königlichen Dankes die Versicherung beizufügen, daß ich dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringe und unwandelbar halten werde. Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmüthige Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich beschlossen und versöhnt. Einig, wie kaum jemals zuvor [1]), darf Deutschland in seiner Einmüthigkeit, wie in seinem Rechte, die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einheit sprießen werde."

Es war ein wohlthuender Ton der Beruhigung in dieser Kundgebung. Kein Uebermuth, wohl aber das Bewusstsein der Kraft. Die königliche Botschaft erregte das Vorgefühl, daß ihren Worten die entsprechenden Thaten folgen würden.

Solches Kraftgefühl lebte auch im deutschen Heere, in dessen Reihen keine plautus'schen „milites gloriosi", keine gryphschen „Horribilistribrifaxe" sich bemerklich machten. Keine Pralerei, kein knäbisches Schimpfiren und Verhöhnen des Feindes. Die Gefasstheit von Männern, welche ihrer selbst gewiß und sicher waren, daß sie ihre Schuldigkeit thun würden bis zum letzten Athemzug. Und doch kannten die deutschen Offiziere die Stärke des heimischen Wehrwesens wie die Schwächen des feindlichen und unter vier Augen gaben sie auch wohl ihrer Ueberzeugung von der deutschen Ueberlegenheit Ausdruck. So sagte einer am 29. Juli zu Mainz, als er einem der Kriegsbriefeschreiber, welche die deutschen Harste in den Kampf begleiteten, zum Abschiede die Hand schüttelte: „Denken Sie an mich; ich war vor einer Woche noch im Lager von Chalons

---

1) Wie nie zuvor, hätte der König kecklich sagen dürfen.

ich habe unsere Feinde gesehen, wir werden sie sehr elegant hauen [1]).

Derselbe 25. Julitag, an welchem der König von Preußen seine Botschaft an die deutsche Nation richtete, scheint auch — falls dem Zeugnisse von Emile Ollivier zu trauen ist — zu St. Cloud ein Tag letzter Entscheidungen gewesen zu sein [2]). Der Minister Napoleons des Dritten, welcher später, im Jahre 1879, behauptete, im Verlaufe der mit den Höfen von Wien und Florenz 1869 gepflogenen Unterhandlungen hätten „der Kaiser von Oestreich wie der König von Italien mittels eigenhändiger Schreiben sich verpflichtet, dem Kaiser der Franzosen im Falle eines Krieges gegen Preußen Beistand zu leisten" — Ollivier also rühmte sich, daß er es gewesen, welcher Napoleon dem Dritten dringend abgerathen hätte, den Beistand von Oestreich und Italien mittels Annahme der östreichisch-italischen Bedingung, d. h. mittels Preisgebung Roms zu erkaufen. Am 25. Juli will er, mit Bezugnahme auf die Note des Herrn von Beust vom 20. Juli, an seinen Herrn und Gebieter diesen Brief nach St. Cloud geschrieben haben: — „Sire! Die Idee, welche Ihnen Herr v. Beust nahelegt, Rom den Italienern auszuliefern, ist jämmerlich und ganz unausführbar. Dafür werden Sie weder in Ihrem Ministerrath noch im Lande eine Majorität finden. Wenn Sie den Vorschlag annehmen, wird zu der äußeren Krise sogleich auch eine innere treten und ein Theil der Nation, der jetzt Feuer und Flamme ist, sich in Eis verwandeln. Ew. Majestät weiß, daß ich kein Anhänger der weltlichen Herrschaft des Papstes bin; mein Blick ist mithin um so freier, wenn ich erkläre, daß diese Politik uns nur ins Unglück führen kann. Mit

1) G. Horn, Bei Friedrich Karl, Bilder und Skizzen aus dem Feldzuge der zweiten Armee (1872), I, 14.

2) E. Ollivier, L'état et l'église (Paris 1879), passim.

Italien haben wir nur eine ehrenwerthe, sichere, von allen Theilen angenommene Grundlage: das ist die Konvention vom 15. September. Wenn wir nicht, um die Preußen zu bekämpfen, nach ihrem Vorbilde auf Treue und Glauben ganz und gar verzichten wollen (!!), müssen wir uns an diesen Vertrag halten. Keine Allianz kann einen Verstoß gegen die Ehre aufwiegen. Die Ehre verbietet uns aber, von Rom abzuziehen, so lange uns Italien nicht verspricht, die Konvention vom 15. September zu achten und ihr auch Achtung zu verschaffen." Die Antwort Napoleons des Dritten wäre umgehend eingetroffen und hätte so gelautet: „Mein lieber Herr Ollivier! Inbetreff der Note des Herrn von Beust bin ich ganz Ihrer Meinung." Demnach würde der Verzicht auf die östreichisch-italische Allianz von diesem Tage datiren. Ollivier weiß auch noch zu erzählen, der König Viktor Emanuel hätte, als er nach dem Kriege den berliner Hof besuchte, nach der ersten Begrüßung zum Kaiser Wilhelm gesagt: „Ich muß Ew. Majestät bekennen, daß ich i. J. 1870 auf dem Sprunge gestanden, gegen Sie die Waffen zu ergreifen" — welches Geständniß der greise Kaiser entgegengenommen hätte mit den Worten: „Oh, ich weiß es wohl."

2.

Frankreich hat den Krieg mit Deutschland gewollt oder es hat wenigstens den Krieg mit lärmender Zustimmung angenommen. Das ist ausgemacht. Allerdings stellten sich der gallische Leichtsinn und die pariser Unwissenheit diesen Krieg nicht entfernt als das vor, was er war. Die ungeheure Mehrzahl der Franzosen rechnete nur auf ein großartiges soldatisches

Schauspiel, dessen Schlußeffekt ein riesiger Glorie-Spaß sein würde, und weil sie von dem Ernste des bevorstehenden Kampfes keine Ahnung hatten — so gar keine Ahnung, daß sie wohlgefällig die dem verstorbenen Marschall Niel zugeschriebene Prophezeihung: „Drei Wochen nach dem Beginn eines Krieges mit Preußen werden wir in Berlin sein!“ wiederholten — war auch ihr ganzer Kriegseifer doch eigentlich auch nur eine Phrase. Bis nach dem Tage von Sedan wenigstens. Beweis hierfür ist, daß all dem Geschrei und Getobe, allem Getrompete und Gepauke zum Trotz und ungeachtet verlockendster Insceneſetzung der Anwerbung von Freiwilligen nicht so fast von einem Herbeiströmen derselben, als vielmehr nur von einem Herbeitröpfeln die Rede sein konnte. Dem Zeugnisse des Kriegsministers Leboeuf zufolge sind ja beim Beginne des Krieges nicht mehr als 28,000 Freiwillige in die Armee getreten [1]).

Unmittelbar nach den Ereignissen von 1866 hatte Napoleon der Dritte die Besserung und Mehrung der französischen Wehrkraft als eine unausweichliche Nothwendigkeit erkannt. Mit dem Militärgesetze vom Februar 1868 in der Hand, welchem zufolge die Streitmacht Frankreichs bestehen sollte aus der aktiven Armee, der Reserve-Armee, der mobilen Nationalgarde und der Marine, war der Marschall-Kriegsminister Niel an das Reformwerk gegangen, aber vor der Durchführung desselben weggestorben. Hätte Niel, dessen Befähigung übrigens auch eine überschätzte war, einen tüchtigen Nachfolger gefunden und wäre mit Ernst und Eifer weitergearbeitet worden, so konnte Frankreich im Jahre 1875 — wohlverstanden 1875! — eine Aktiv- und Reserve-Armee von 800,000 Mann ins Feld und 500,000 Mann mobile Nationalgarden in Dienst stellen. Es war nun aber keineswegs mit Eifer und Ernst im Sinne

---

1) Enquête parlementaire, I, 43.

der niel'schen Entwürfe weitergearbeitet worden, sondern, wenn überhaupt gearbeitet, nur mit Lässigkeit, Pfuscherei und Schlenderei, wasmaßen dann zu Anfang Augusts von 1870 die französische Armee — nach Abrechnung der auch nur theilweise vorhandenen „Cadres" für etwa 180,000 Mann Mobilgarden — nicht mehr als 567,000 Mann, ja als eigentliche „Feldarmee" in runder Summe nur 336,000 Mann zählte. Der preußische Generalstab hatte diese Feldarmee auf Grund sorgfältigster Ermittelungen noch auf etliche tausend höher geschätzt, nämlich auf 343,000 Mann [1]).

Die Bewaffnung der französischen Infanterie war vorzüglich, indem sie das leichthandirliche und weittragende Chassepotgewehr hatte. Im ganzen standen beim Ausbruche des Krieges der Heerleitung 1,037,555 solcher Gewehre zur Verfügung. Auf dem Papier auch 3987 gezogene Feuerschlünde mit 7435 Munitionswagen, ein Artilleriematerial also für 500 Batterieen zu 6 Geschützen. In der Wirklichkeit waren jedoch nur für 164 Batterieen der Feldarmee Mannschaft und Bespannung fertig und bereit, so daß beim Beginne des Krieges nicht mehr als 924 Geschütze in Wirksamkeit treten konnten, die 144 Mitrailleusen eingerechnet. Das Geheimniß dieser Kugelspritzen, deren Wunder die Chassepotwunder noch weit überwundern sollten, war sorgsam bewahrt worden. Als es jedoch in der Schlacht offenbar wurde, stellte es sich als ein keineswegs so fürchterliches heraus. Viele deutsche Soldaten haben nachmals ausgesagt, das „Gehuste" dieser Mordmaschinen sei viel widerwärtiger gewesen als ihre Treffwirkung gefährlich. Andere freilich haben die Erfahrung gemacht, daß die Mitrail-

1) Deutsches Generalstabswerk („Der deutsch-französische Krieg 1870—71"), I, 15. Es ist selbstverständlich, daß dieses von Freund und Feind — auch von den Franzosen — als ein Muster von Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit anerkannte Buch in reinmilitärischen Sachen fortan mein erster Leitstern und Wegweiser sein wird.

leusen, wenn sie fernhin ihre Ladung zu sehr „verwarfen", auf geringe Entfernung immerhin mörderisch genug wirkten.

Mit sträflichem Leichtsinn hatte die französische Kriegsverwaltung unterlassen, für die Aufstellung und Ausrüstung einer Reservearmee das Nöthige vorzukehren. Nicht einmal für die Bekleidung, Feldrüstung und gute Bewehrung einer Infanteriereserve war vorgesorgt, geschweige für die Beschaffung von Kavallerie und Artillerie. Die Arsenale und Montirungskammern waren leer.

Die Verwendung von Afrikanern im Kriege gegen Deutschland hat heftigen Tadel erfahren und es machte sich allerdings absonderlich, wenn an der Spitze der „stets an der Spitze der Civilisation marschirenden grande nation" Spahis, Turkos und anderes Menschenaffengesindel marschirten. Indessen war das Recht Frankreichs, seine afrikanischen Unterthanen ins Feld zu stellen, gewiß ebenso unbestreitbar, als das Recht Russlands, von seinen Kosaken, Baschkiren und Kalmüken, oder das Recht Oestreichs, von seinen Bocchesen und Sereschanern, oder das Recht Englands, von seinen Beludschen, Sikhs und Gorkhas kriegerischen Gebrauch zu machen, unbestreitbar ist. Es war auch nur lächerlich, wenn die Franzosen von den militärischen Mirakeln, welche die „Gums" der Spahis und die Bataillone der Turkos verrichten würden, zum voraus ein groß Geschrei machten. Verwerflich dagegen und geradezu abscheulich ist es gewesen, wenn journalistische Gassenbuben von der Sorte Granier mit kynischem Wohlbehagen ausmalten, wie die afrikanischen Affenmenschen in französischer Uniform mit den deutschen Frauen und Mädchen umspringen würden.

Männer vom Fach und von zweifellosem Patriotismus wie der General Trochu und der Oberst Stoffel hatten vor dem Kriege vergeblich warnend auf die vielen und großen Mängel in dem technischen Organismus auch der verfügbaren

Feldarmee hingewiesen. Schon bei den ersten Bewegungen der französischen Streitkräfte traten diese Mängel grell hervor. Alles lotterte, nichts klappte. Weder die Offiziere noch die Soldaten hatten das Zeug zum großen Kriege. Jene verstanden nicht zu kommandiren, diese nicht zu pariren. Die Praktik des Felddienstes schien ganz verlernt, Geschicklichkeit und Strenge im Vorpostendienst, Scharfblick und Kühnheit im Erkundigungsdienst ganz abhandengekommen. Daher in diesem Kriege die vielen Ueberraschungen, Ueberrumpelungen und Umgehungen der Franzosen durch ihre Gegner. Nachdem die napoleonische Regierung sich frevelhaft leichtsinnig in den Krieg gestürzt hatte, suchte sie die zahlreichen Unterlassungssünden, welche sie hinsichtlich des Heerwesens begangen, mit Fieberhast gutzumachen. Es regnete Ordres und schneite Contreordres, und maßen von Anfang an eine feste, einheitliche und wissende Oberleitung fehlte, so brauchte die Unordnung in allem und jedem nicht erst zu kommen: sie war schon da. Unvollständig wurden die Regimenter, zersplittert die Divisionen, weithin zerstreut die Korps in Marsch gesetzt und während des Marschirens und Transportirens sollte organisirt werden. Das ergab nur Wirrwar auf Wirrwar. Auch mit der Verwaltung und Verpflegung war es schlecht bestellt. Die bezüglichen Einrichtungen waren veraltet und verrottet. Das Lazarethwesen sehr mangelhaft, das Pflichtgefühl der Feldärzte durchschnittlich schwach, alle Anstalten für die Pflege der Verwundeten unzulänglich. Mit was für einem kaum glaublichen Leichtsinn in allem, was damit zusammenhängt, auf französischer Seite verfahren wurde, zeigt schon die eine Thatsache auf, daß in der ersten Zeit des Krieges bei mehreren Truppenkorps die mit Recht berühmte, hochedle „Genfer Konvention“, welche in diesem Kampfe so viel Elend gemildert hat und welcher Frankreich förmlich und feierlich beigetreten war, gar nicht bekannt gewesen ist.

Wie die technische Seite des französischen Heerwesens, so ließ auch die moralische viel zu wünschen übrig. An Tapferkeit natürlich hat es den Franzosen so wenig gefehlt wie den Deutschen; aber daß die deutsche Armee entschieden viel mehr sittlichen Grund und Halt hatte als die französische und diese auch an Durchschnittsbildung weit übertraf, das haben ja sämmtliche urtheilsfähige Franzosen im Stillen eingestanden und nicht wenige haben es laut bezeugt[1]). Ein Fachmann fällte nach den ersten Niederlagen seiner Landsleute in einem lyoner

1) Am ehrlichsten und unverhohlensten that dies Gabriel Monod in seinem Buch „Allemands et Français, souvenirs de campagne", Paris 1872. In seiner Beurtheilung der französischen Armee betont er unter anderem „l'incapacité de nos états-majors, l'ignorance de nos officiers et de nos sous-officiers, l'incurie de notre intendance, l'insuffisance de nos ambulances, l'inferiorité de notre artillerie que n'a pu compenser la superiorité de nos fusils et le courage de nos soldats, le manque de cohésion de nos differentes troupes, enfin le désordre profond d'une administration où s'étaient perdus le sentiment du devoir et l'habitude du travail" (p. 109). Sehr schlecht kommen bei Monod die „Zuaven" weg. Er nennt sie „gamins, gâtés mais non mûris par l'âge", und sagt, daß sie durch die Niederlagen „vollständig demoralisirt, aus Trunkenbolden zu Plünderern und den französischen Bauern furchtbarer als den Preußen geworden seien" (p. 98). Den „alten Liniensoldaten" kennzeichnet Monod (p. 99) als „un type digne de peu d'estime, malgré son apparente bonhomie. Célibataire de profession, il a tous les vices de son état et en particulier la paresse et l'égoisme". Hohes und gerechtes Lob spendet unser Gewährsmann den Artilleristen, den Marinesoldaten und den päpstlichen Zuaven. Ueber das Francstireur-Wesen bemerkt er (p. 109): „Ich glaube, heutzutage sind alle denkenden Menschen in Frankreich darin einig, daß die Dienste, welche die Freischützen leisteten, die Schäden, welche sie dem Lande zufügten, bei weitem nicht aufwogen." Wiederholt kommt Monod auf die Unwissenheit, den Afterglauben, die Irreligiosität und den Kynismus des französischen Troupier zurück. Charakteristisch ist auch seine Aeußerung (p. 119): „Die Achtung vor den Frauen ist bei uns fast ganz verschwunden und wenig fehlt, daß sie nur noch für etwas Lächerliches angesehen wird."

Journal („Le salut public“) dieses strenge aber wohlbegründete Urtheil über die französische Armee: „Der stärkste Kitt eines Heeres, das Band der Kameradschaft, war schon seit lange sehr gelockert. Eine tiefe Kluft hatte sich zwischen Offizieren und Soldaten aufgethan. Die meisten Offiziere gaben sich sinnlichen Zerstreuungen und Genüssen hin, unter welchen der Absynth keine kleine Rolle spielte. Nur wenige strebten nach Weiterausbildung, wurden aber von den andern wegen ihrer Studien bespöttelt. Der echtmilitärische Geist hatte sich nach und nach verloren. Die Armee war auf Cadres beschränkt und diese befanden sich in offenbarem Verfall. Selten machten sie Uebungen, und wenn sie welche machten, so bezogen sich dieselben nicht auf den großen Krieg. Nichts Sicheres, nichts Festes in der Ausrüstung und in den Dienstvorschriften. In Algier hatten wir allerdings Truppen, welche an das Lagerleben und an Strapazen gewöhnt, dabei aber voll Dünkel und Bramarbaserei waren und der Mannszucht ermangelten. Sie bildeten sich etwas darauf ein, nach Kabylenart zu fechten. Für den europäischen Krieg fehlte ihnen Uebung, Ruhe, Halt, Ausdauer. Alles zusammengenommen, war unsere Armee eine Armee von Stellvertretern und Proletariern, hervorgegangen aus den untersten Schichten des Volkes, im allgemeinen von Grund aus unwissend, ohne rechte Disciplin und kommandirt von unfähigen Führern.“

Ja wohl, „von unfähigen Führern“! Der oberste und so ziemlich auch der unfähigste war Napoleon der Dritte, der vor Zeiten, 1836, auf dem Hofe der Finkmattkaserne zu Straßburg, mit dem grauen Ueberrock von Marengo, dem Hut von Austerlitz und den Stiefeln von Wagram ausstaffirt, das Gespenst seines angeblichen Oheims gespielt hatte. Das Beste, was man von ihm als Soldaten wußte, war, daß er vordem unter den Milizen des Kantons Thurgau eine Weile Artilleriehauptmann gewesen, ja sogar ein Handbuch der Artillerie

herausgegeben habe, dessen wirklicher Verfasser der Genfer Dufour war. Die gänzliche militärische Nichtsigkeit des Kaisers kam sofort nach der Eröffnung des Feldzuges so schreiend zum Vorschein, daß darüber kein Wort weiter verloren zu werden braucht.

Und wie der Herr, so die Knechte. Unter den sämmtlichen kaiserlich-napoleonischen Marschällen, Admiralen und Generalen hat sich nicht ein einziger über die Fläche der Mittelmäßigkeit erhoben. Gründlich verblasste gleich zu Anfang des Krieges das Gloire-Märchen von den „afrikanischen“ Generalen, zu dessen Illustrirung der gemalte und ausgepolsterte alte Geck und Pralhanns Changarnier widerlich herumgespensterte. Deutlich ward offenbar, daß die Rhazzias in Algier, wie die Raubzüge nach Mexiko und China, der Moral — der soldatischen Moral — des französischen Heeres großen Abbruch gethan. Ebenso, daß weder der Krimkrieg noch der Feldzug von 1859 die französischen Generale den „großen“ Krieg wieder gelehrt hatten. In Italien über einen Gyulai zu siegen war eben keine Hexerei gewesen und zudem ist ja bekannt, daß die französischen Generale selbst solchen Gegnern gegenüber die Siege bei Magenta und Solferino mehr dem Glück als ihrem nicht vorhandenen Genie zu verdanken gehabt hatten. Es bewahrheitete sich eben auch hier wieder einmal, daß große Geistesgaben doch eigentlich nur in Verbindung mit großen Charakteranlagen gedacht werden können. Einen bedeutenden Charakter wird man aber unter allen diesen Marschällen und Generalen des zweiten Empire, welche sammt und sonders unmittelbar oder mittelbar durch das schnöde Verbrechen vom December 1851 emporgekommen waren, vergeblich suchen. Alle die Herren Marschälle Mac Mahon, Leboeuf, Bazaine, Canrobert, die Herren Admirale Rigault, Bouët-Willaumez und La Roncière, die Herren Generale Bourbaki, Frossard, De Failly, Ladmirault, Ducrot,

Wimpffen, Montauban, Vinoy, Felix und Abel Douay waren sicherlich tapfere Soldaten, aber im übrigen konnte man sie unbedenklich unter dem Gesammtbegriffe Gewöhnlichkeit zusammenfassen. Ein Feldherr im Hochsinn des Wortes war keiner von ihnen. Wie stand der Generalstabschef der französischen Armeen dem der deutschen gegenüber? So, daß er Leboeuf zu heißen verdiente, wenn er nicht so hieß. Und dasselbe Verhältniß wiederholte sich mehr oder minder bei der Gegenüberstellung der französischen und der deutschen Heere-, Korps-, Divisionen-, Brigaden- und Regimenterführer. Das meiste Talent in Führung großer Massen und auch die verhältnißmäßig besten Leistungen hatte von allen seinen Waffengefährten fraglos der Marschall Bazaine aufzuweisen und es ist daher für die menschliche Thorheit im allgemeinen und für den gallischen Größenwahn im besonderen recht kennzeichnend, daß nachmals gerade dieser Offizier zum Sündenbock für die Niederlagen Frankreichs gemacht worden ist.

Das Lob der deutschen Heerführung zu singen, mag ein Deutscher billig als überflüssig erachten. Sie war, was sie hieß, und ihr Thun war ihr Ruhm. Selten, wenn überhaupt jemals, ist ein Krieg mit solcher Genialität und Kühnheit im Entwurf und mit einer solchen Sachkenntniß, Umsicht und Thatkraft in der Aus- und Durchführung geleitet worden wie von deutscher Seite der Krieg von 1870—71 geplant, aus- und durchgeführt wurde. Moltke und seine Mitarbeiter haben sich als Kriegskünstler höchsten Stils ausgewiesen. Mit dem vollen Ernst und der ganzen Gründlichkeit wissenschaftlicher Forschung, mit beispielloser Geduld und das Größte wie das Kleinste berücksichtigender Aufmerksamkeit haben sie die Bedingungen und Voraussetzungen des Erfolges studirt, mit kaltblütig berechnendem Zusammenwirken der Ausschlag gebenden Kräfte die großen Entscheidungen herbeigeführt und diese sodann mit einer rastlosen Energie ausgenützt und fruchtbar gemacht.

Die straffe Einheit in der obersten Leitung ist von vornherein unzweifelhaft sichergestellt gewesen dadurch, daß der deutsche Bundesfeldherrnstab in der Hand eines Mannes lag, welcher zugleich der König von Preußen und ein Soldat war. Jeder Befehl daher, so vom großen Hauptquartier ausging, konnte seiner strammen Ausführung sicher sein. Aber bei aller Methodik hütete man sich weislich, in Pedanterie zu verfallen. Man wußte ja, daß man auf die Einsicht und Thätigkeit der Feldherrn, welche den einzelnen Heeren vorgesetzt waren, sowie auf die erprobte Tüchtigkeit ihrer Generale sich verlassen könnte, und darum ließ man diesen Feldherrn, ja unter Umständen den Korps-, Divisionen- und Brigadenführern, innerhalb vom weiten Rahmen des allgemeinen Grundplans eine große Freiheit der Auffassung und Entschließung. Das rechtfertigte sich glänzend, indem es das kriegerische Talent entwickeln half und in den Generalen das Gefühl der Verantwortlichkeit schärfte, aber auch die Sicherheit des Urtheils und Entschlusses festigte. Die deutschen Führer bewiesen, daß sie immer und überall persönliche Neigungen und Wollungen dem großen Zwecke des Krieges unterzuordnen verständen, und dieser Hingabe der Einzelnen an das Ganze — eine Hingabe, welche durch alle Glieder und Grade des Heeres ging — hatte die deutsche Heermaschine das rasche und genaue Ineinandergreifen ihrer unendlich vielen Theile zu danken. Hier war mehr als soldatische Mannszucht im landläufigen Sinne des Wortes. Denn hier war ja zum erstenmale in der Geschichte unseres Volkes die sittlich-politische Forderung einer strengen Unterordnung der unglückseligen „Politik des Einzelnen“ unter den Nationalwillen großartig und wirkungsmächtig zur That geworden. Diese Zurechtsetzung der deutschen Eigensinnigkeit und Querköpfigkeit darf sich die preußische Heerschule zu einem großen Verdienst anrechnen. Aber freilich konnte sie sich dasselbe nur erwerben, weil unsere Armee nicht aus „Stellver-

tretern und Proletariern" bestand, sondern in Wahrheit aus der Männerblüthe der Nation. Bauern, Bürger und Junker haben Schulter an Schulter gefochten, Werkstätten, Kontore und Hörsäle haben gleichmäßig ihre Insassen ins Feldlager entsandt, Gelehrte haben Buch und Feder mit dem Zündnadelgewehr oder dem Husarensäbel vertauscht, Söhne von Millionären haben nach dem Kommando von Unteroffizieren, welche als Packer oder Ausläufer daheim im väterlichen Geschäfte dienten, die Putzbürste und den Roßstriegel gehandhabt, Sprößlinge fürstlicher Häuser haben auf der Walstatt ihr Blut mit dem ihrer Ackerknechte gemischt.

Der Krieg von 1870—71 ist wie die gründlichste Rechtfertigung so auch der glänzendste Ausdruck der allgemeinen Wehrpflicht gewesen.

Die Erfüllung dieser ebenso schweren als ehrenvollen Pflicht war es, welche dem deutschen Heere sein zweifelloses moralisches Uebergewicht gab. Denn viel vom Besten, was unser Volk überhaupt besitzt, ja vom Allerbesten, war unter den deutschen Fahnen vereinigt. Fabelwesen von Engeln sind natürlich unsere Soldaten nicht gewesen, wohl aber der ungeheuren Mehrzahl nach Männer von Gewissen und Ehre. Es hat, namentlich in der zweiten Hälfte des Krieges, auch auf deutscher Seite an beklagenswerthen soldatischen Ausschreitungen nicht gefehlt; aber unwankbar steht fest, daß sogar der wohlbegreifliche französische Haß sich gezwungen sah, dem Gebaren der deutschen Krieger im ganzen und großen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ja hohe Achtung zu bezeigen. Es ist auch etwas Großes um das schlichte Wort, welches ein Mann, den kein Mensch für fähig halten wird, eine Lüge vorzubringen, Moltke, in der Reichstagssitzung vom 11. März 1878 gesprochen hat: „Der General von Manteuffel ist, wie alle unsere Generale, nicht reicher aus Frankreich zurückgekehrt, als er hineinmarschirt ist."

Oben sind zwei Franzosen als Zeugen über das Verhalten der französischen Soldaten und über den Zustand der französischen Armee abgehört worden. Einer dieser Zeugen mag nun auch über die Haltung und Aufführung der deutschen Truppen einvernommen werden. Monod wirft den deutschen Offizieren im allgemeinen Barschheit und Rauhheit vor und den Soldaten Gefräßigkeit und Plünderungslust („gloutonnerie et avidité au pillage“). Dagegen zuerkennt er unseren Kriegsleuten fast durchweg die drei guten Eigenschaften: Abscheu vor dem Kriege, Achtung für die Frauen und Liebe zu den Kindern. „Die Achtung der Frauen durch die Deutschen — sagt er — ist einer der bemerkenswerthesten Züge dieses Krieges; denn das ist eine nationale Eigenheit und eine der Wurzeln germanischer Kraft. Ich habe die Frauen vonseiten der Deutschen allzeit mit einem aufrichtigen Respekt behandeln gesehen, mit einem Respekt, welcher die französischen Soldaten in Erstaunen versetzte, so daß sie sagten: Wir würden es nicht so machen. Was die Kinder angeht, so waren sie von der ersten Stunde an Freunde der Deutschen. Wenn in einem Hause nichts zum essen vorhanden war und die Insassen sich „vonwegen der Kinder“ bei ihrer Einquartirung darüber beklagten, so konnte die ganze Familie darauf rechnen, von den Feinden beköstigt zu werden. Die deutschen Soldaten spielten mit den Kindern, führten sie spazieren, ließen sich von ihnen im Französischen unterrichten. Mit der Liebe zur Familie verband sich bei der Mehrzahl der deutschen Soldaten die Vaterlandsliebe und das religiöse Gefühl. Gott, das Vaterland und die Familie, diese Dreiheit wirkt die Einheit der Armee und der Nation und gibt dem deutschen Geiste bei allen seinen Mängeln etwas Erhabenes und Dichterisches. Das ist auch die Quelle ihrer Volkspoesie, ihrer wundersamen Lieder. Ich habe sie niemals singen hören ohne darob ihre Eroberungen und ihre Gewaltthätigkeiten zu vergessen und

ohne ein Gefühl des Neides, der Bewunderung und Sympathie zu empfinden. Es ist leider unmöglich, sich eine französische Armee vorzustellen, welche mit einer zugleich religiösen und patriotischen Erhebung nationale Lieder im Chore singt, wie z. B. den Choral Luthers: „„Ein' feste Burg ist unser Gott!““ Monod rühmt von den deutschen Soldaten auch ihr Unterrichtetsein, ihre Gewandtheit im Lesen und Schreiben, ihr verständiges Urtheil, ihre Leselust und Lernbegierde, sowie das Rechtsgefühl, welches sie antrieb, der Tapferkeit ihrer Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Endlich ist der Erwähnung werth, daß unserem Zeugen zufolge die gallisch-pralerische und pariser-größenwahnsinnige Geringschätzung der deutschen Krieger vonseiten der französischen, wie sie beim Beginn des Krieges sich kundgegeben, schließlich einem tiefen Respekt gewichen war. „Wie oft hörte ich verwundert unsere Soldaten den Feinden ihre Bewunderung zollen! Wie oft hörte ich jene sagen: Wie sind sie stattlich mit ihren Helmen, und sie sind auch kühner als wir“ [1]).

Fachmännisch Urtheilsfähige aller Nationen, die französische nicht ausgenommen, haben übereinstimmend anerkannt, daß geradezu beispiellos gewesen, was Deutschland beim Beginn und im Weitergange des Krieges in Organisirung, Aufstellung und Inmarschsetzung von Streitkräften leistete. Den musterhaften Plan zu alledem hatte selbstverständlich General Moltke mit seinen Generalstäblern entworfen, in aller Stille, ohne Geschwätz und Geräusch, wie eben die ganze ungeheure Thätigkeit dieses außerordentlichen Mannes, das ganze Sichhaben und Gebaren des „großen Schweigers“ war [2]).

Die Summe der deutschen Streitkräfte, wie sie im Juli

---

1) Monod, 64, 65, 66, 67, 115, 117.

2) Es wird erzählt und klingt nicht unwahrscheinlich — eine Bürgschaft kann ich jedoch nicht übernehmen — daß der wortkarge General nach dem in der Nacht vom 15. auf den 16. gehaltenen Kriegsrath zu

und August von 1870 als Feldarmee, Besatzungs- und Ersatztruppen unter die Waffen traten, betrug 1,183,389 Mann mit 250,373 Pferden. Hierzu stellten der norddeutsche Bund, Hessen inbegriffen, Feldtruppen 396 Bataillone, 320 Schwadronen, 214 Batterien, 44 Pionirkompagnien; Baiern 50 Bataillone, 40 Schwadronen, 32 Batterien, 6 Pionirkompagnien: Wirtemberg 15 Bataillone, 10 Schwadronen, 9 Batterien, 2 Pionirkompagnien; Baden 13 Bataillone, 12 Schwadronen, 9 Batterien, 1 Pionirkompagnie. Gesammtbetrag der Feldarmee: 462,300 Mann Fußvolk, 56,800 Mann Reiterei und 1584 Geschütze. Hinter dieser Feldarmee standen an Besatzungs- und Ersatzmannschaften bereit 297,500 Mann Fußvolk, 25,890 Mann Reiterei, 40,500 Mann Festungsartillerie und 462 Geschütze. Der norddeutsche Bund (mit Hessen) hatte gestellt 982,064 Mann mit 209,403 Pferden, Baiern 128,964 Mann und 24,056 Pferde, Wirtemberg 37,180 Mann mit 8876 Pferden, Baden 35,181 Mann mit 8038 Pferden. Nach den großen Verlusten, welche die Augustschlachten brachten, sank die angegebene deutsche Gesammtstärke auf die Durchschnittszahl von 1,163,518 Mann, durch welches Sinken aber die Feldarmee nicht geschwächt wurde, insofern sie von ihrem Stärkebetrag im August (780,723 Mann) im September auf 813,280 Mann gebracht wurde. So beträchtlich waren die Nachschübe. Vom September 1870 bis zum Februar 1871 wuchs sodann sowohl die Gesammtwehrkraft als auch die Feldarmee Deutschlands an Stärke noch immer beträchtlich, so daß im letztgenannten Monat jene 1,350,787 Mann und diese 936,915 Mann zählte [1].

Eine solche Kraftentfaltung ist nur dadurch möglich ge-

---

einem Vertrauten gesagt habe: „Wenn die Franzosen bis zum 21. Juli das deutsche Gebiet noch nicht betreten haben, so werden sie den Rhein zwischen Köln und Mainz nimmermehr zu sehen bekommen."

1) Generalstabswerk und Militär-Wochenblatt.

worden, daß die ganze Nation in allen ihren Schichten und Berufsklassen mithalf und mit freiwilliger und verständiger Thätigkeit den Militär- und Civilbehörden allenthalben an die Hand ging. Man braucht, um diese höchst umfassende und ersprießliche Thätigkeit kennen und achten zu lernen, nur auf die Leistungen der an allen Orten wirksamen, ihre Achtsamkeit und Sorgfalt auf alle Vorkommnisse des Krieges richtenden Vereine zu blicken. Auch die freiwilligen Opfergaben, welche von Gemeinden, Korporationen und Privatleuten dargebracht wurden, dürfen im Hinblick auf den nur mäßigen Wohlstand unseres Landes als sehr bedeutende bezeichnet werden. Wir wüßten keinen Franzosen zu nennen, welcher auf den in der patriotischen Phraseologie Frankreichs so vielgenannten „Altar des Vaterlandes" 1 Million Mark Banko niedergelegt hätte, wie der hamburger Kaufmann Schröder that. Wir wüßten auch keine französische Korporation namhaft zu machen, welche eine Opfergabe gleich jener der berliner Kaufmannschaft im Betrage von 1 Million Thalern dargebracht hätte. In Frankreich verließ sich gewohntermaßen alles und in allem auf die Regierung, ein Beweis, wie wenig das echtdemokratische Bewußtsein, welches etwas ganz anderes ist als die scheindemokratische Phrase, in den Massen Wurzeln geschlagen hatte. Erst nach dem Tage von Sedan stachelte die tiefgekränkte Nationaleitelkeit die lässige Opferwilligkeit der Franzosen zur Thätigkeit auf. Aber auch dannzumal noch standen die aus Privatmitteln fließenden Spenden zu der kolossalen Verschwendung von Staatsgeld und Staatskredit in einem wahrhaft kläglichen Missverhältniß. Freigebigkeit ist im reichen Frankreich bekanntlich überhaupt nicht Mode oder doch nur dann, wann sich damit ein Glanz- und Knalleffekt erreichen läßt. Bei uns Deutschen dagegen ist im großen Jahre 1870—71 das edle Princip der Selbsthilfe großartig zur Anwendung gekommen. Selbst Arme und Aermste wollten es sich nicht nehmen lassen, ihr Scherf-

lein dem Vaterlande darzubringen, und viele Reiche haben Opfer gebracht, welche das schmutzige Gebaren unseres Geldprozenthums bei Gelegenheit der Kriegsanleihe wenigstens einigermaßen vergessen machten. Die Deutschen in den Vereinigten Staaten von Amerika haben ihrem Heimatlande eine Liebessteuer im Betrage von 1 Million Dollars herübergeschickt. Man darf auch den mannigfachen Tadel, welcher inbetreff der Krankenpflegedienste der deutschen Johanniter und anderer Genossenschaften lautgeworden, nicht zu streng wörtlich nehmen. Es sind da selbstverständlich viele Fehlgriffe und Verstöße mituntergelaufen, es sind wohl auch Leute mit den Ambulanzen und Sanitätszügen gegangen, die mehr Neugierige als Helfer, mehr „Schlachtenbummler“ als Samariter waren. Aber wie, dem Zeugnisse der Franzosen selbst zufolge, die deutschen Feldärzte ihre schweren Pflichten mit einer über jedes Lob erhabenen Hingebung erfüllten — ihren eigenen Militärärzten konnten die Franzosen das nicht nachrühmen [1]) — und wie unsere Barmherzigen Schwestern und unsere Diakonissinnen in edelstem Wetteifer bewiesen, daß es angesichts von Wunden, Noth und Tod keine katholischen und keine protestantischen Dogmen mehr gäbe, sondern nur noch eine Charitas, so haben auch die freiwilligen Krankenpfleger,

„Die übten im Gefilde,
Statt mitzuhau'n im Streit,
Ein Amt der Lieb' und Milde,
Ein Amt der Menschlichkeit“ —

1) „Il est triste d'ajouter que les médecins militaires avaient généralement les mêmes défauts que les autres officiers.“ Monod, 128. Auf S. 129 erzählt er einen Einzelfall, welcher die „paresse et incurie“ der französischen Feldärzte allerdings grell beleuchtet. Im späteren Verlaufe des Krieges ist es damit noch schlimmer geworden und sehr hässlich machte sich der Mangel an Pflichtbewusstsein bei den französischen Aerzten bemerkbar beim Uebertritt der geschlagenen Armee Bourbaki's in die Schweiz.

um Deutschland sich wohlverdient gemacht[1]). Endlich wäre es höchst ungerecht und undankbar, die Anstrengungen und Vollbringungen der deutschen Verkehrsanstalten aller Art mit Stillschweigen zu übergehen. An die Eisenbahnverwaltungen wurden bei der Inbewegungsetzung der deutschen Heeresmassen Anforderungen gestellt, welche alles bislang Dagewesene weit hinter sich ließen. Von den obersten Beamten bis zum letzten Heizer und Bahnwärter herab hat die ganze Eisenbahnbedienstung sothane Forderungen mit fast übermenschlicher Ausdauer, Pflichttreue und Pünktlichkeit erfüllt. Nur dadurch ward es aus einer bloßen Möglichkeit zu einer Wirklichkeit, daß binnen der fast unglaublich kurzen Frist von 14 oder eigentlich von nur 11 Tagen die deutsche Feldarmee nicht bloß zusammengezogen, sondern auch am Rhein und über dem Rhein aufgestellt werden konnte. Daß diese Raschheit ein unermesslicher Vortheil für Deutschland gewesen, ist einleuchtend. Gewannen doch dadurch die Deutschen den Franzosen einen Vorsprung von unberechenbarer Wichtigkeit ab. Denn durch das schnelle und massenhafte Aufmarschiren der Deutschen am Rhein und über dem Rhein ist ja dem traumhaft beabsichtigten Angriffsstoß der Franzosen schon die Spitze abgeschlagen und der französische Plan, den Krieg auf dem Boden und auf Kosten Deutschlands zu führen, von vornherein vereitelt worden.

---

1) Wer sich von der Beschaffenheit der feldärztlichen deutschen Einrichtungen im Kriege von 1870—71, von den Anforderungen, welche an diese Einrichtungen gemacht wurden, von der Pflichttreue, womit die deutschen Feldärzte ihrem schweren Beruf nachkamen, von den Hindernissen, Mühsäligkeiten und Gefahren, welche dabei zu überwinden waren und nur mittels größter Tüchtigkeit und Hingebung überwunden werden konnten, eine klare Vorstellung machen will, mag die schlichte, sachliche, fachmännische Darstellung lesen, welche der Generalarzt des 14. Armeekorps, B. Beck, im 1. Bande seiner „Chirurgie der Schußwaffen“ (1872) unter dem Titel „Militärärztliche Erfahrungen auf dem Kriegsschauplatze des Werder'schen Korps“ (S. 1—107) gegeben hat.

Wer so recht erfahren will, was die Ordnung für ein köstlich Ding, und wer wissen will, was die Bestimmtheit im Befehlen und die Genauigkeit im Gehorchen zu bedeuten hat in den Geschicken der Völker, der sehe sich im einzelnen an, wie die ungeheure Arbeit der Ueberführung des deutschen Heeres an den Rhein gethan wurde, und dann wende er den Blick hinüber auf das Tohuwabohu der französischen Mobilisirung und Inmarschsetzung. Selbst dem stupidesten unter Deutschenfressern, wie solche z. B. in der Schweiz gediehen, müßte sich der Unterschied aufdrängen und er dürfte sich vielleicht gezwungen fühlen, daraus allerhand lehrhafte Nutzanwendungen zu ziehen.

3.

Also die Franzosen wollten rheinherüber, um in Deutschland Quartiere und Schlacht-, d. h. wie sie wähnten, Siegesfelder zu suchen?

Gewiß, so wollten sie; aber können muß man.

Napoleon der Dritte hatte sich als oberster Feldhauptmann bemüssigt gefunden, einen Feldzugsplan auszuhecken, der mit dem ganzen Nimbus und Reiz des Geheimnisses umgeben wurde, maßen ihn sein kaiserlicher Urheber nur den beiden Marschällen Leboeuf und Mac Mahon mitzutheilen geruhte. Der Plan war recht hübsch; schade nur, daß er eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem berühmten Streitrosse des Orlando furioso besaß, von welchem Ariosto uns meldet, daß es alle pferdemöglichen Vorzüge besessen, nur sei es leider todt gewesen. Der napoleonische Kriegsplan war nämlich auf lauter schwindelhaften Voraussetzungen erbaut. Die erste derselben war der Wahn, die französische Armee würde ein ungerüstetes

und unvorbereitetes Deutschland zu überraschen und zu überfallen vermögen. Auf diesen ersten Wahn setzte der Franzosenkaiser kecklich den zweiten, er würde, nachdem er mittels eines schnellen Vorstoßes den Rhein überschritten hätte, wie ein Keil zwischen Süd- und Norddeutschland sich hineinschieben können, folglich jenes von diesem trennen, die süddeutschen Staaten zur Neutralität zwingen oder auch dazu, mit ihm gemeinsame Sache gegen Mittel- und Norddeutschland zu machen. Auf diesen zweiten Wahn wurde rasch ein dritter gethürmt, dieser, daß, nachdem die Franzosen den vorausgesetzten ersten großen Erfolg erlangt hätten, Oestreich und Italien sofort mit dem Sieger Napoleon zum völligen Ruin Preußens sich verbünden würden. Daß die Konklusion ganz logisch, ist klar; schade nur, daß die Prämisse, auf welche der ganze Syllogismus gebaut war, falsch gewesen ist.

Wäre alles gegangen, wie der Kaiser wollte, und wären die Deutschen gutmüthig genug gewesen, zu warten, bis die Franzosen ganz fertig und bereit waren, so würde also gekriegt worden sein. Die in und um Metz zusammengezogene Armee von 150,000 Mann sollte sich mit der bei Straßburg angesammelten vereinigen und diese vereinigten 250,000 Mann sollten, während vom Lager von Chalons her weitere 50,000 Mann als Rückhalt und zur Ueberwachung der Nordostgränzen vorrückten, unter der Führung Napoleons bei Maxau den Rhein überschreiten, die Festung Rastatt rechts, die Festung Germersheim links liegen lassen und, rasch auf deutschem Boden vordringend, die vorhin angedeuteten Ziele und Zwecke erreichen.

Wie war es nun aber mit den Mitteln zur Verwirklichung aller dieser schönen Absichten bestellt?

Unter den moralischen Mitteln standen zwei obenan: der Größenwahnwitz, die französische Armee brauchte bloß zu kommen, um zu siegen, und eine Niederlage derselben wäre undenkbar; sodann die napoleonische Legende, aus welcher ge-

folgert wurde, weil der angebliche Onkel ein Feldherrngenie gewesen, müßte der vorgebliche Neffe auch ein solches sein. Napoleon der Dritte führte demnach den obersten Heerbefehl. Chef des Generalstabs der Armee war der Archiprêt-Leboeuf [1]) und hatte zu Souschefs die Generale Lebrun und Jarras. Oberkommandanten der Genietruppen und der Artillerie waren die Generale Soleille und Coffinières. Dem kaiserlichen Hauptquartier war der General Letellier de Blanchard vorgesetzt.

Was die materiellen Kriegsmittel betrifft, so waren zuvörderst 8 Armeekorps verfügbar, die kaiserliche Garde mit ihren 2 Infanteriedivisionen, 3 Kavalleriebrigaden und 4 Batterien Reserve-Artillerie eingerechnet. Die Korps waren jedoch an Stärke verschieden, so daß das 1., 3. und 6. Korps je 4 Divisionen Infanterie, 3 Brigaden Kavallerie und 8 Batterieen Reserve-Artillerie hatten, während das 2., 4., 5. und 7. Korps ihrerseits je nur 3 Infanteriedivisionen, 2 Kavalleriebrigaden und eine Reserve-Artillerie von 6 Batterieen zählten. Dabei ist anzumerken, daß eine Infanteriedivision durchschnittlich aus 2 Brigaden bestand, während eine Brigade zusammengesetzt war aus 2 Regimentern zu 3 Bataillonen und 1 Jägerbataillon mit Beigabe einer Artillerie von 3 Batterieen, worunter eine Mitrailleusenbatterie. Ferner, daß manche dieser Truppentheile unvollzählig in Marsch gesetzt worden waren, weil man eben alles überstürzt hatte und die Reserven nicht rechtzeitig hatten einberufen werden können. Auf dem Papiere, in den Musterrollen, zählte die zunächst gegen Deutschland bestimmte französische Armee, welche die amtliche Benamsung „l'armée du Rhin“ erhielt, als stände sie schon an oder gar über dem Strom, 344 Bataillone Infanterie, 248 Schwadronen Kavallerie und 180 Batterieen Artillerie, zusammen 337,000

---

1) Welcher im Kriegsministerium ersetzt wurde durch den General Montauban-Palikao.

Mann, die „Nichtkombattanten“ ungerechnet, mit 180 Batterieen. In der Wirklichkeit betrug die zur „promenade militaire à Berlin“ zusammengebrachte Streitmacht 332 Bataillone, 220 (?) Schwadronen und 154 Batterieen [1]). Allerdings traf man in fieberhafter Eile Maßregeln, um der Armee massenhafte Verstärkungen zuzuführen, allein in Tagen läßt sich nicht gutmachen, was in Jahren versäumt worden ist.

Ganz Frankreich — eine verschwindend kleine Anzahl von denkenden und wissenden Franzosen abgerechnet — erwartete, der Krieg würde der napoleonischen Mythologie gemäß mit einer glänzenden Initiative eröffnet werden und demnach müßte die französische Armee unverweilt zum Angriff schreiten. Das wollte ja auch, wie schon erwähnt worden, Napoleon der Dritte. In einer auf der Wilhelmshöhe bei Kassel im Herbste 1870 von ihm diktirten Flugschrift [2]) hat er seinen Kriegsplan dargelegt. Die darin enthaltenen Angaben haben, obgleich von Napoleon dem Dritten herrührend, Anspruch auf Glaubwürdigkeit, weil sie ihre Wahrscheinlichkeit in sich selber tragen. Auch

1) De Mazade (I, 69) spricht ganz allgemein davon, daß Frankreich den Feldzug mit „deux grandes masses militaires de 150,000 hommes et s'appuyant sur une première réserve de 100,000 hommes“ begonnen habe. Duret seinerseits (I, 202) sagt: „Dans les premiers jours d'août les divers corps de l'armée française composent une masse d'à peu près 270 mille hommes de toute arme, avec de 800 à 900 pièces de canon.“ In einer Note fügt er hinzu: „Il convient de dire, une fois pour toutes, que les chiffres d'effectifs donnés pour l'armée française ne peuvent être que des approximations, les renseignements manquent pour arriver à des chiffres absolument précis“ — und führt noch weiter aus, daß während der ganzen Dauer des Krieges keine absolut genauen Nachweise geliefert worden seien weder über den Mannschaftenbestand, womit die französischen Truppenkörper in die Schlachten gegangen, noch über ihre Verluste in denselben.

2) Gedruckt zu Brüssel unter dem Titel „Des causes qui ont amené la capitulation de Sedan“ (1870).

werden sie bestätigt durch den Aufmarsch der französischen „Rheinarmee“, welcher ganz dem in der Flugschrift entwickelten Feldzugsplan entsprach.

Demgemäß bildete den rechten Flügel der Rheinarmee das im Elsaß, bei und nördlich von Straßburg stehende 1. Armeekorps, befehligt von dem Marschall Mac Mahon. Zum Rückhalt sollte dem 1. Korps das 7. dienen, welches unter dem General Felix Douay in und um Belfort zusammengezogen ward. Das gegen die preußische Gränze an der Saar und gegen die Gränze von Pfalzbaiern vorgeschobene Centrum wurde formirt durch das unter dem General Frossard bei St. Avold stehende 2. Armeekorps und durch das 5., welches sich unter dem General de Failly bei Bitsch gesammelt hatte. Für den eigentlichen Gewalthaufen des Centrum mußten aber angesehen werden die kaiserlichen Garden, welche unter dem General Bourbaki bei Nancy standen, und das 3. Armeekorps, welches der Marschall Bazaine bei Metz unter sich hatte. Das 6. Armeekorps, welches der Marschall Canrobert im Lager von Chalons zusammenzog, konnte dem Centrum als Reserve dienen. Den linken Flügel der ganzen Aufstellung bildete das 4. Armeekorps, an die Festung Diedenhofen gelehnt und vom General Ladmirault kommandirt.

Am 28. Juli ging Napoleon der Dritte von Paris nach Metz, um den Oberbefehl über die Rheinarmee anzutreten. Er hatte seine Frau unter dem Titel einer Regentin mit der obersten Leitung der Staatsgeschäfte betraut, eine in jeder Hinsicht unglückliche Wahl. Denn wenn irgendeine Frau unter den obwaltenden Umständen nicht das Zeug zur Führung der Regentschaft in Paris besaß, so war es sicherlich die Donna Eugenia. Thatsächlich übte übrigens vom 10. August an die höchste Gewalt in der Hauptstadt der Kriegsminister Graf von Palikao, welchen chinesischen Titel er sich als Führer des schmählichen napoleonischen Raubzuges nach China geholt

hatte mit noch vielen anderen und zwar bedeutend werthvolleren Sachen. Der Kaiser nahm auch seinen Sohn Louis, ein 14jähriges Jüngelchen, mit nach Metz. Der arme „Lulu" war dazu ausersehen, in irgendeiner möglichst geschickt zu inscenirenden Gloireschwindelposse die effektvolle Hauptrolle zu spielen, um dadurch zur Befestigung der Dynastie Verhuell auf dem französischen Kaiserthrone beizutragen. Auch der angebliche Vetter des Kaisers ging mit ins Feldlager, der Prinz Jérôme Bonaparte, genannt Plon-Plon, dem seine Freunde nachsagten, kein Pferd wäre stark genug, ihn zu tragen, maßen er gerade so schwer und so tapfer wie Shakspeare's Sir John Falstaff. Der Kaiser verließ mit großem Pomp und Prunk Paris, um von St. Cloud aus zur Armee zu gehen. Sein Gefolge wird als sultanisch zahlreich und prächtig geschildert, doch scheint bei diesen Schilderungen etwelche Uebertreibung mituntergelaufen zu sein [1]). Wahr ist, daß sich in diesem Gefolge auch Maler befanden, mit Pinseln und Paletten bewaffnet, um die kaiserlichen Siege zu malen, und mit Federn und Papier bewehrte Schreibsklaven, um zu diesen Siegesgemälden die Texte zu liefern. Ob wohl den Verbrecher vom 2. December, als er von der herrlichen Terrasse von St. Cloud zum letztenmal nach Paris hinübersah, keine Ahnung anwandelte, daß von derselben Stelle aus die deutschen Kanonen bald gegen die Wälle der Hauptstadt donnern würden? Schwerlich! Jedoch sind Anzeichen vorhanden, daß der Kaiser keineswegs so zuversichtlich war, wie er sich öffentlich anstellen mußte. Mochten aber seine Vorgefühle sein, wie sie wollten, so düster waren sie gewiß nicht, daß sie ihm gesagt hätten, er würde St. Cloud und Paris nicht wiedersehen.

Von seinem Hauptquartier in Metz aus erließ Napoleon

---

1) Wie Giraudeau („La vérité sur la campagne de 1870", p. 205—7) zu beweisen versucht.

der Dritte eine Proklamation an die Armee. Darin hieß es im richtigen Napoleonstil: „Was für einen Weg wir auch jenseits der Gränzen einschlagen werden, wir werden auf demselben die glorreichen Spuren unserer Väter finden. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Ganz Frankreich begleitet euch mit seinen glühenden Wünschen und die ganze Welt hält ihre Blicke auf euch gerichtet. Von unsern Erfolgen hängt das Schicksal der Freiheit und Civilisation ab."

Wenn die Schlachtopfer vom 4. December 1851, wenn die „trocken" guillotinirten Tausende von Cayenne und Lambessa zu dieser Schlußphrase ihr Amen hätten sagen können, es würde seltsam geklungen haben.

Möglicherweise hat aber der Kaiser die Rauschgoldphrasen seiner Proklamation, insbesondere die vom „Jenseits der Gränzen", mit einem Achselzucken begleitet. Denn nachdem er sich etwas in Metz umgesehen und einen Ueberblick über den Stand der Armeesachen sich verschafft hatte, mußte er ja schlechterdings merken, was es mit dem: „Nous sommes prêts! Archiprêts!" seiner Les Boeufs eigentlich auf sich hätte.

Einer der leichtfertigsten Kriegshetzer und hirntollsten Pralhännse vom Juli 1870, Monsieur Emile de Girardin, hat wegen seiner damals begangenen publicistischen Sünden später, 1877, öffentlich Reu' und Leid gemacht, indem er eine große Anzahl von auf den deutsch-französischen Krieg bezüglichen Aktenstücken zusammenstellte, aus welchen der ruchlose Leichtsinn erhellt, womit der Chauvinismus den Kampf anhob. Aus dieser Sammlung mag hier eine Reihe von Depeschen ausgehoben werden, welche keines Kommentars bedürfen. Der General de Failly (aus Bitsch, 18. Juli) an den Kriegsminister: „Ich bin hier mit 17 Bataillonen Infanterie. Senden Sie mir Geld, damit die Truppen zu leben haben. Kein Geld in den öffentlichen Kassen der Umgegend. Kein Geld in den Korpskassen. Wir haben Mangel an allem und

jedem.“ Der Generalintendant (Metz, 20. Juli) an das Kriegsministerium: „Es gibt in Metz weder Zucker, noch Kaffee, noch Reis, noch Branntwein, noch Salz, nur wenig Speck und Zwieback. Senden Sie sofort über Thionville wenigstens eine Million Rationen“. Der General Ducrot (Straßburg, 20. Juli) an den Kriegsminister: „Morgen wird die Besatzung von Neu-Breisach kaum 50 Mann stark sein. Fort Mortier, Schletstadt, Petit-Pierre und Lichtenberg sind ebenso entblößt“. Der Kommandant des 2. Korps (St. Avold, 21. Juli) an den Kriegsminister: „Man sendet uns große Massen von Karten, die für jetzt ganz überflüssig sind [1]). Dagegen haben wir keine einzige Gränzenkarte von Frankreich“. General Michel (Belfort, 21. Juli) an den Kriegsminister: „Bin hier angekommen. Meine Brigade nicht da. Kein Divisionsgeneral da. Was soll ich machen? Weiß nicht, wo meine Regimenter sind“. Der Chef des Generalstabs der Armee (major général) aus Metz vom 22. Juli an die Kommandanten des 2., 3. und 5. Korps: „Ueben Sie Ihre Truppen in der Vorsicht, im Patrouilliren und Rekognosciren. Man bringe auch den Truppen aller Korps die bezügliche Theorie bei“ [2]). Der Kommandant des 4. Korps (Thionville, 24. Juli) an den Major-General: „Das 4. Korps hat noch keine Kantinen, keine Ambulanzen, keine Gepäckwagen. Es ist gar nichts da“. Der Intendant vom 3. Korps (Metz, 24. Juli) an den Kriegsminister: „Das 3. Korps marschirt morgen aus Metz. Ich habe weder Krankenwärter noch Verpflegungsleute, weder Ambulanzwagen noch Feldbacköfen“. Der Unterintendant der 6. Division (Mezières, 25. Juli): „Es gibt zur Stunde in den Festungen Mezières

---

1) Nicht nur „für jetzt“ (pour le moment). Es waren Karten von Deutschland. Die Armee mit Karten von Frankreich zu versorgen, war dem Größenwahn natürlich nicht von fern in den Sinn gekommen.

2) In den Augen von Sachkennern dürfte das wohl die schönste aller Leboeufiaden sein.

und Sedan weder Zwieback noch Pöckelfleisch". Der Intendant der 5. Division (Metz, 24. Juli): „Metz hat weder Zwieback noch Hafer mehr". Der Major-General (Metz, 27. Juli) an den Kriegsminister: „Die Truppentheile, welche zur Verstärkung der Armee herankommen, langen fortwährend ohne Patronen und ohne Lagerzeug an". Der Marschall Bazaine (Boulay, 26. Juli) an den Major-General: „Dem 3. Korps fehlen die Ambulanzen noch immer ganz und gar". Der Intendant vom 7. Korps (Belfort, 4. August): „Das 7. Korps hat keine Krankenwärter, kein Verpflegungspersonal, keine Gepäckwagen" [1]). Der Marschall Bazaine (Boulay, 30. Juli) an den General Ladmirault: „Gestern sah ich den Kaiser. Inbetreff der Operationen der Armee ist noch nichts bestimmt; jedoch scheint es, man denke an ein angriffsweises Vorgehen des 2. Korps". Der Marschall Canrobert (Lager von Chalons, 4. August) an den Kriegsminister: „Für alle 20 Batterieen des 6. Korps ist nur ein einziger Pferdearzt vorhanden". Der Intendant vom 6. Korps (Lager von Chalons, 8. August) an den Kriegsminister: „Der Generalintendant der Rheinarmee verlangt von mir, daß ich ihm 400,000 Rationen Zwieback und andere Lebensmittel übersenden soll. Ich habe nicht eine einzige Ration Zwieback noch sonst etwas". Der Präfekt der Vogesen (Epinal, 7. August) an den Minister des Innern: „Wir haben hier seit 4 Tagen 4000 Mobilgarden,

1) Der Augenzeuge Prinz Georg Bibesko sagt in seinem Buche „Belfort, Reims, Sedan" (Par. 1874, 2 édit.), p. 19: „Le général (F. Douay) éprouva une grande déception en arrivant à Belfort. Ses troupes n'avaient, pour la plupart, ni tentes, ni marmites, ni ceintures de flanelle, ni cantines médicales ou vétérinaires, ni médicaments, ni forges, ni entraves à chevaux; elles étaient sans infirmiers, sans ouvriers d'administration, sans train. Quant aux magasins, ils étaient vides". Aehnlich sah es allenthalben aus. Vollständig ausgerüstete Truppenkörper und Festungen bildeten, wenn überhaupt vorhanden, leicht zu zählende Ausnahmen.

aber keine Waffen für sie". Der Rhone-Präfekt (Marseille, 7. August) an den Minister des Innern: „Die Mobilgarde hat noch kein einziges Gewehr". Der Kommandant von Langres (13. August) an den Kriegsminister: „Wir haben für die hier zusammengezogenen Mobilgarden weder Kochpfannen noch Feldflaschen". Staatsrath auf Amtsreisen (30. August) an den Minister des Innern: „Die Mobilgarde der Eure hat einen vortrefflichen Geist, aber nicht ein einziges Gewehr"[1].

So „erzbereit", so „bis zum letzten Kamaschenknopf fertig" waren die Franzosen.

Zur See gerade so wie am Lande. Die ungeheure Ueberlegenheit der französischen Seestreitkräfte über die in den Anfängen ihres Werdens stehenden deutschen konnte gar nicht in Frage kommen. Die in Frankreichs Häfen im Juli 1870 vorhandene und — vorausgesetzt, daß alles so, wie es von ordnungswegen hätte sein müssen — verfügbare Kriegsflotte zählte 33 Panzerschlachtschiffe, 100 Dampffregatten und Dampfkorvetten von Holz und 96 Transportschiffe. Dagegen konnte Preußen zu aktivem Seedienst alles in allem stellen 12 größere Kriegsschiffe (unter Dampf) und 21 Kanonenboote, von welcher Seemacht aber noch 3 Korvetten und ein Kanonenboot abzuziehen waren als auf außereuropäischen Stationen befindlich. Es konnte demnach auf deutscher Seite nur daran gedacht werden, die junge Flotte zur Vertheidigung der Küsten, der Häfen (namentlich Kiel und Wilhelmshafen) und der Strömemündungen mitzuverwenden, und dieser ihrer Bestimmung hat dann die Bemannung der deutschen Kriegsfahrzeuge geschickt, eifrig und muthig entsprochen. Ganz andere Aufgaben konnte Frankreich in dem anhebenden Kriege *seiner* Marine stellen, ganz andere Leistungen durfte es von derselben erwarten. An großen Plänen hat es denn auch nicht gefehlt und der

---

1) Girardin, „Le dossier de la guerre de 1870", p. 77—96.

Lieblingsplan war, die französische Flotte in die Nord- und Ostsee zu senden, ihr ein starkes Korps von Landungstruppen mitzugeben, die deutschen Küsten da und dort zu bedrohen oder auch anzugreifen, das sehr willige Dänemark zu einer Allianz zu vermögen und gemeinsam mit dänischen Truppen eine Landung etwa in Schleswig-Holstein oder Hannover auszuführen. Es war auch davon die Rede, den Prinzen Napoleon (Jérôme) oder den General Trochu zum Befehlshaber des freilich nur in Worten vorhandenen Landungskorps zu machen. In Deutschland konnte man nicht wissen, daß das alles nicht mehr als Flunkerei wäre, und konnte man nicht glauben, daß im französischen Marinewesen eine Verlotterung eingerissen, welche noch größer als die im Landheere herrschende. Schon die Thatsache zeugt hierfür, daß in einem der Hauptkriegshäfen, in Brest, nicht einmal Karten von der Nord- und Ostsee vorhanden waren [1]). Der Marineminister Rigault verhehlte übrigens seinen Kollegen nicht, daß es um die Flotte schlecht bestellt und dieselbe auf einen Krieg gar nicht vorbereitet wäre. Man mußte aber doch etwas thun oder man mußte sich wenigstens anstellen, als wollte man etwas thun. Demzufolge große Hast und viel Rumor in den Kriegshäfen Frankreichs. Um jeden Preis sollte die französische Flagge möglichst bald im Sund und Belt gezeigt werden, um Dänemark und hoffentlich auch Schweden zu einem feindlichen Vorgehen gegen Deutschland zu ermuthigen. Am 24. Juli wurde dem Vice-Admiral Bouët-Willaumez der Befehl über das nach der Nord- und Ostsee bestimmte Panzerschiffegeschwader übertragen, welches zwei Tage später in Anwesenheit der Kaiserin Eugenie und unter Verschwendung von viel Dekoration, Musik und

---

1) Vice-admiral commandant en chef (Brest, 27. juillet) à marine: „La Majorité de Brest est dépourvue des cartes mer du Nord et Baltique. Il en faudrait onze séries à escadre actuelle“.

Phrasenblech von Cherbourg auslief. Man gab dem Admiral die Vertröstung mit, daß ihm beförderlich eine Verstärkung von 14 weiteren Panzerschiffen nachgesandt werden sollte. Auch beabsichtigte man die Seeklarmachung einer zweiten Flotte, welche von dem Vice-Admiral La Roncière le Noury kommandirt werden und die an den deutschen Küsten auszuschiffenden Landungstruppen an Bord nehmen sollte. Auf deutscher Seite stand man diesen Bedrohungen wohlvorbereitet gegenüber. Die kleine deutsche Flotte war zweckmäßig vertheilt, aufgestellt und zur Erfüllung ihrer Aufgabe gutgerüstet. Die Beschützung der Küstenlandschaften von Norddeutschland war einem der bewährtesten preußischen Generale, dem Generalgouverneur Vogel von Falkenstein anvertraut und demselben eine Streitmacht unterstellt, welche, 89—90,000 Mann stark, allen Möglichkeiten gewachsen gewesen sein würde [1]). Geniewissenschaft und Artilleriekunst hatten alles zur Küstenvertheidigung Dienliche geschickt vorgekehrt. Aber alle diese Rüstungen und Vorkehrungen sind im Grunde überflüssig gewesen. Nicht nur war von einem Landungsversuche der Franzosen an den deutschen Küsten bald gar keine Rede mehr, sondern auch blieb die ganze Wirksamkeit der französischen Seestreitkräfte gleich Null. Ihre größten, ja einzigen Erfolge bestanden in der Kaperung von ungefähr 3 Dutzenden harmloser deutscher Handelsschiffe, welche auf der Heimkehr von überseeischen Küsten von den Franzosen überrascht und aufgegriffen wurden. Im übrigen gerieth, kaum begonnen, die Thätigkeit der französischen Marine schon zu Ende des Juli ins Stocken. Die beiden ersten großen

1) Um so mehr, als dem General Vogel auch noch die von dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin befehligten Truppen zur Verfügung waren, welche um die Mündungen der Elbe, Weser und Trave her standen, 1 Linieninfanteriedivision und 2 Landwehrdivisionen. Der Großherzog hatte sein Hauptquartier in Uhlenhorst bei Hamburg, der General Vogel in Hannover.

Siegesschläge der Deutschen sodann, die von Wörth und Spicheren, lös'ten alle die Wunder, welche die Franzosen und wohl auch noch andere Leute von der französischen Flotte erwartet hatten, in Nichts auf und vertrieben auch den Dänen, von den Schweden gar nicht zu sprechen, alle Lust, an der Seite der gallischen Trikolore den Danebrog ins Feld zu tragen. Der Admiral Bouët kehrte mit seinem Geschwader rebus non gestis nach Cherbourg zurück und bald hatte man Matrosen, Marinesoldaten und Schiffskanonen, auch Kapitäne und Admirale in Frankreich selber so dringend nöthig, daß man von Unternehmungen zur See nicht einmal mehr sprach, geschweige ernstlich noch an solche dachte.

Die ganze Ueberlegenheit der deutschen Heerverfassung und Heerleitung über die französische bekundete schon die Art und Weise, wie die Insfeldstellung unserer Truppen angeordnet und ausgeführt wurde. Das große Hauptquartier des Bundesfeldherrn — also zusammengesetzt: Generalstabschef der Armee General Moltke, Generalquartiermeister General Podbielski, Generalinspektor der Artillerie General Hindersin, Generalinspektor des Ingenieurskorps General Kleist, Generaladjutanten die Generale Boyen und Treskow, Generalintendant der Armee General Stosch — es brauchte bloß zu befehlen, daß gethan werde, was „bis in das letzte Detail vorbereitet“ war [1]).

Demzufolge brachte Deutschland in viel kürzerer Zeit weit bedeutendere Massen von Truppen auf als Frankreich, und zwar von geschulten Truppen.

Dem deutschen Bundesfeldherrn stand ein Heerbann von 13 norddeutschen Harsten (Armeekorps) zu Gebote [2]); ferner

1) Generalstabswerk, I, 77.

2) Es ist eine Schmach, daß unsere militärisch-technische Sprache eigentlich noch ganz französisch. Auch bei patriotisch denkenden Schriftstellern wimmelt sie wenigstens noch von französischen Ausdrücken. Ich

2 bairische Korps, die wirtembergische, die badische und die darmhessische Division: in Summe 33 Divisionen Linientruppen, die Landwehr gar nicht gerechnet. Von dieser Streitmacht sind aber zuvörderst nur 26 Divisionen gegen Frankreich aufgeboten worden. Die übrigen 7 blieben, obzwar völlig kriegsbereit, noch im Lande; nämlich das 6. preußische Armeekorps in Schlesien, weil man doch nicht so recht wußte, wie weit beust'sche Machenschaften die wiener Hofburg bringen könnten, und das 1. und 2. Korps in den Küstenländern der Ost- und Nordsee. Es währte jedoch nicht lange, bis auch diese Truppenkörper ihren Antheil an der Mühsal und an dem Ruhme des großen deutschen Jahres erhielten.

Man konnte im deutschen Hauptquartier aller auf die Erkundung und Werthung der Kräfte des Feindes verwandten Mühe und Sorgfalt ungeachtet nicht wissen, bis zu welchem Grade das „archiprêt" der Messieurs Les Boeufs verlogen wäre. Daher mußte man glauben, daß der Angriffsstoß der Franzosen am Rheine von Stunde zu Stunde erfolgen könnte. Um aber diesem Stoß zu stehen, wurden 3 deutsche Heere ins Feld gestellt. Sie führten amtlich die Benamsung der 1., 2. und 3. Armee. Die erste und zweite bestand ausschließlich aus preußischen und norddeutschbündischen Truppen, die dritte aus norddeutschen Truppen der Minderzahl und aus süddeutschen der Mehrzahl nach. Dieses dritte Heer stellte gerade mittels seiner Zusammensetzung die endlich ermöglichte Einheit Deutschlands als kriegerisch verwirklicht dar. Es war ein geschickter politischer Zug, dieser Armee den Kronprinzen von Preußen zum Befehliger zu geben und ihr den Ehren-

habe diesen Schlendrian zu verschiedenen Zeiten und bei jeder mir gebotenen Gelegenheit gerügt. Das Generalstabswerk hätte in dieser Beziehung ein gutes Beispiel geben können und sollen. Ich bezeuge übrigens mit Vergnügen, daß im Vorschritte des Werkes auf die deutschsprachliche Reinheit des Stils weit mehr geachtet worden ist als in den Anfängen.

vortritt im Schlachtentanz anzuweisen. Sie war zusammengesetzt aus dem 5. preußischen, vom General Kirchbach geführten Korps, aus dem 11. Korps, welches der General Bose befehligte, aus dem 1. und 2. bairischen Korps unter den Generalen von der Tann und Hartmann, aus der wirtembergischen Felddivision unter General Obernitz und der badischen Felddivision unter General Beyer: — 113 Bataillone Infanterie, 16 Jägerbataillone, 78 Schwadronen, 15 Pionirkompagnien, 468 Geschütze. Der Kronprinz, welcher zum Haupt seines Stabes den General Blumenthal hatte, war kein Lehrling in der Kriegskunst und kein Strohmann von Feldherr, sondern ein in der Theorie fester und in der Praxis erfahrener General, der nicht nur Schlachten gesehen, sondern auch gelenkt hatte. Ein scharfäugiger, hochgebildeter, muthiger, pflichttreuer und arbeitslustiger Mann, war er auch ein gütiger, der sich wie die Hochachtung so die Liebe aller seiner Untergebenen zu gewinnen wußte und die Anhänglichkeit der Soldaten mit treuer Fürsorge für dieselben vergalt. Es ist überhaupt den deutschen Offizieren nachzusagen, daß sie aufopfernd für ihre gesunden und kranken Soldaten besorgt waren, und gerade diese ihre Pflichterfüllung hat zwischen ihnen und ihren Mannschaften jenes starke Band gewoben, welches keine Schlachtenprobe, auch die strengste nicht, zu zerreißen vermochte.

Die 3. Armee bildete den linken Flügel der deutschen Aufstellung, die 1. den rechten. Diese hatte zum Führer den General Steinmetz, dessen Stabschef der General Sperling war. Steinmetz hieß von 1866 her „der alte Löwe", war, aus der Schule Blüchers stammend, ein Drauflosgänger, rauh, kühn, unverzagt, verschwenderisch mit dem Blute seiner Leute, wann es Großes galt, und auch mit dem eigenen nicht sparsam. Er hatte unter seinem Befehle das 7. Armeekorps, geführt vom General Zastrow, und das 8., welches der General

Göben befehligte, sowie die 3. Reitereidivision: — 50 Infanteriebataillone, 32 Schwadronen, 180 Geschütze. Dazu kam später, von daheim nachgerückt, das 1. Armeekorps, geführt vom General Manteuffel, mit 25 Bataillonen, 8 Schwadronen, 84 Geschützen und die 1. Reitereidivision, so daß dann die 1. Armee einen Gesammtbestand von 75 Bataillonen, 64 Schwadronen und 270 Geschützen hatte.

Der eigentliche Gewalthaufe, die 2. Armee, stand im Centrum, befehligt von dem Prinzen Friedrich Karl, Neffen des Königs von Preußen, von den Franzosen gewöhnlich „der rothe Prinz" genannt, weil er zumeist in der rothen Jacke seines Husarenregiments ging. Er hatte sich seine soldatische Ausbildung sehr angelegen sein lassen, war frühzeitig als militärischer Fachschriftsteller aufgetreten, hatte 1864 im Dänenkrieg eine vorragende Befehlshaberschaft geführt und i. J. 1866 in Böhmen als General im großen Stile sich bewährt, so daß er berechtigt war, den „Sieger von Sadowa" sich nennen zu lassen. Der Chef seines Stabes war der General Stiehle. Die 2. Armee war zusammengesetzt aus den vom Prinzen August von Wirtemberg geführten preußischen Garden (29 Bataillone, 32 Schwadronen, 3 Pionirkompagnien, 90 Geschütze), dem 3. preußischen Armeekorps unter dem General Alvensleben II., dem 4. preußischen Armeekorps unter dem General Alvensleben I., dem 9. preußischen Armeekorps unter dem General Manstein, welchem Truppenkörper die hessische Felddivision unter dem Prinzen Ludwig von Hessen einverleibt war, dem 10. preußischen Armeekorps unter dem General Voigts-Rhetz, dem 12. sächsisch norddeutschbündischen Armeekorps unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen, endlich aus der 5. und der 6. Reitereidivision unter den Generalen Rheinbaben und Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin: — 156 Bataillone, 148 Schwadronen, 18 Pionirkompagnien, 536 Geschütze.

Mit 360 Fahnen Fußvolk, 290 Standarten Reiterei und

1274 Feuerschlünden rückte demnach Deutschland an den Rhein, über den Rhein und nach Frankreich hinein.

Und mit diesem Aufgebot war die Wehrkraft unseres Volkes mitnichten erschöpft, wie schon weiter oben dargethan worden. Es waren ja alle Vorkehrungen getroffen, daß der Bundesfeldherr, so die Noth es erforderte, über eine vollständig kriegsbereite und kriegstüchtige Streitmacht von 1,021,000 Mann verfügen konnte [1]). Das ist zweifelsohne die größte Leistung in wohlorganisirter Kraftentwickelung, in schlagfertiger Wehr- und Waffenrüstung gewesen, so Menschenaugen bis dahin gesehen.

Des zusammenhangslosen, zersplitterten strategischen Aufmarsches der Franzosen ist schon gedacht worden. Nun lasst uns auch den Aufmarsch der Deutschen ansehen.

Wie jedermann weiß, zieht die französische Gränze, welche an preußisches Gebiet stößt, in einer Länge von 15 deutschen Meilen von Perl am Südende von Luxemburg bis Vliesmengen, wo die bairische Rheinpfalz anhebt. Die pfälzische Gränzlinie geht, 13 Meilen lang, bis zur Einmündung der Lauter in den Rhein. Von da bis nach Basel hinauf hatte die badisch-französische Rheingränze eine Länge von ungefähr 25 Meilen. Hieraus folgt, daß die Aufstellung der Deutschen, so sich der Aufmarsch ihrer Heere auf die ganze Gränzlinie zwischen Deutschland und Frankreich erstreckte, eine Länge von etlichen 50 Meilen gehabt hätte. Der deutsche Generalstab — französische Unwissenheit hat ihn unlange darauf hochergötzlich zum „General

1) Oberst A. Borbstädt, Redaktor des „Militär-Wochenblattes", also ein wissender Mann, hat in seiner Schrift „Der deutsch-französische Krieg" (1871), S. 147 diese Zusammenstellung der deutschen Streiterzahl gegeben:

Zur Eröffnung der Kriegsoperationen	447,000 Mann.
Als erste Reserve in Deutschland . .	188,000 „
Landwehr als zweite Reserve . . .	160,000 „
Ersatztruppen	226,000 „
	1,021,000 Mann.

Staff" vermythologisirt [1]) — hütete sich wohl, eine solche Thorheit anzuordnen, und begnügte sich, den Oberrhein zwischen Karlsruhe und Basel durch ein einziges wirtembergisches Infanterieregiment, dem einige Reiterei und Artillerie beigegeben war, unter dem Oberst Seubert vom Schwarzwald aus beobachten zu lassen, von demselben Schwarzwald aus, welcher der krausen Phantasie der Franzosen in ganz absonderlichem Lichte sich dargestellt zu haben scheint [2]).

Da nach von deutscher und französischer Seite gleichermaßen bestätigter Neutralität der Schweiz am Oberrheine kaum

1) In seiner Nummer vom 5. September 1870 brachte nämlich der pariser „Figaro", welcher aus einer englischen Zeitung etwas von einem preußischen „general-staff" fernherüber hatte tönen gehört, diese große Neuigkeit: — „Savez-vous quel était le général prussien chargé par le ministre de la guerre de centraliser à Paris, depuis 1866, les informations relatives aux routes, qui amènent de la frontière dans notre capitale? C'était le général Staff, que toute la haute société parisienne connait bien, et qui était reçu partout. C'est grâce aux renseignements et aux cartes fournies par le général Staff, que le prince Frédéric-Charles, le prince héretier et le général de Moltke ont dressé leur plan de campagne."

2) Der Gaukler Girardin sah in dem Schwarzwald, welchen er in dem Journal „Liberté" bezeichnete als den „furchtbaren Bundesgenossen der Deutschen", wahrscheinlich ein wiederbelebtes vorsintflutliches Ungeheuer. Im übrigen schlug er sinnreich vor, eine Freischar in den Schwarzwald zu schicken und jeden der Freischärler mit zwei Flaschen Petroleum auszurüsten, um den „allié terrible des Allemands" in Brand zu stecken. — Derweil that der Oberst Seubert mit seinen 2 Bataillonen, seiner Reiterschwadron und seiner Batterie geschickt seine Schuldigkeit. „Durch Demonstrationen aller Art, durch den täglichen Wechsel der Stellungen, fortwährende rasche Hin- und Hermärsche längs der Rheinlinie, plötzliches Erscheinen und Wiederverschwinden an den verschiedensten Punkten wußte sich die kleine Schar so in Respekt zu setzen und den Franzosen derartig zu imponiren, daß sie in deren Augen bald zu einem „Schwarzwaldkorps" anschwoll und im Elsaß allseitig die größte Furcht vor einem Uebergang der deutschen Truppen über den Oberrhein wachrief." Bordstädt a. a. O. 150.

etwas Ernstliches von den Franzosen zu besorgen war, so konnte unsere Heerleitung die Aufmarschlinie der deutschen Streitkräfte auf den Raum zwischen Trier und Rastatt beschränken. Demnach betrug die Ausdehnung dieser Linie höchstens 20 Meilen. Den rechten Flügel der ganzen Aufstellung bildete Steinmetz mit der 1. Armee. Der General hatte sein Hauptquartier noch in Trier. Das eine seiner Korps, das 7., stand zwischen Trier und Saarburg, das andere, das 8., zwischen Merzig und Saarlouis. Zu seinem strategischen Rückhalt und Stützpunkt hatte der rechte Flügel die Festung Ehrenbreitstein-Koblenz. Das Centrum, die 2. und, wie wir wissen, weitaus stärkste Armee, sammelte sich, gestützt auf die Festung Mainz, um Homburg, Pirmasens und Alzei, allwo der Prinz Friedrich Karl am 30. Juli sein Hauptquartier hatte, und schob dann ihre Massen zwischen dem Hundsrück und dem Rhein durch die bairische Pfalz gegen die französische Gränze vor, — diese Massen von Streitern, welche den lustigen Pfälzern so riesig vorkamen, daß eine auf der Schwelle ihrer Hausthüre stehende Bäuerin, an welcher doch kaum erst etliche Regimenter vorübergezogen, mit über dem Kopfe zusammengeschlagenen Händen ihrer Nachbarin zurief: „Heut ist schon 1 Million vorbeimarschirt!“ Die 3. Armee, der linke Flügel, hatte zu Stützpunkten die Festungen Landau, Germersheim, Rastatt und dehnte sich von der letztgenannten bis nach Speier aus.

Am 31. Juli verließ der greise Bundesfeldherr, welcher mit beispielloser Rüstigkeit und Ausdauer den ganzen Feldzug über auf seinem Posten sein wird, die preußische Hauptstadt, um sich nach Mainz zu begeben, allwohin ihm der General Moltke mit dem großen Generalstabe vorangegangen war. Der Kronprinz Friedrich hatte schon am 26. Juli Berlin verlassen, um über München, Stuttgart und Karlsruhe in sein Hauptquartier Speier zu gehen und dort den Befehl über die 3. Armee zu übernehmen. Es war von guter Vorbedeutung

für die Sache Deutschlands, daß der preußische Kronprinz in Speier von den bairischen Truppen, welche vier Jahre zuvor ebenso tapfer als unglücklich gegen Preußen gefochten hatten, und ebenso von der Bürgerschaft der alten Reichsstadt mit herzlicher Huldigung begrüßt wurde[1]).

4.

So waren also Deutschland und Frankreich zum Kampfe gegen einander angetreten und das Morden in Massen konnte beginnen.

Weil aber civilisirte Völker unter allen Umständen die Formen beobachten und auf das „Dekorum" halten, so wurde weder hüben noch drüben unterlassen, den Beistand des „Herrn der Heerscharen" anzurufen. Mit Weihwasser besprengt oder das Evangelium im Tornister gingen Franzosen und Deutsche auf einander los, um sich in „christlicher Bruderliebe" zu erwürgen. Ja, ja, nicht umsonst hatte der Stifter des Christenthums gesagt: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Folgerichtig haben es demnach die Christen zu einer Vervollkommnung der Mordkunst gebracht, von welcher Heiden, Juden, Brahmanen, Buddhisten und Moslim keine Ahnung hatten. Wunderliche Geschöpfe, die wir sind! Zur selbigen Zeit, wo in der Strafrechtspflege eine breiweiche Sentimentalität grassirt, welche faselt und flennt, man dürfe und solle Frevler und Verbrecher nur noch mit Sammethandschuhen anfassen, findet die „Civilisation" ihre

1) Ueber die Geschehnisse während der Anwesenheit des Kronprinzen in Speier s. Paul Hassel, Von der dritten Armee (1872), S. 83 fg. und Karl Pietschker, Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris, S. 17 fg.

wichtigste Aufgabe darin, möglichst viele Menschen zum Wechsel-morde abzurichten und auszurüsten, möglichst große Kanonen-ungeheuer zu gießen, möglichst heimtückisch arbeitende Zer-störungsmaschinen zu ersinnen, die Vernichtung von Menschen-leben möglichst ins Riesig-Massenhafte zu steigern. Darüber zu klagen, wäre kindisch. Denn der „Krieg aller gegen alle“ in millionenfacher Form war und ist ja der Menschheit Loos und wird es sein bis zum Ende der Tage. Noch die zwei letzten Menschen, so sie sich auf unserem sterbenden Erdball begegnen, werden sich bekriegen, wenn nicht mit Kanonen, so doch mit Blasrohren oder Keulen, und erst der letzte Mensch wird der letzte Mörder sein . . . . .

Nach dem furchtbaren Geschrei: „En avant! A Berlin!“ welches über die Vogesen und den Rhein herübergeschallt, mußten die Deutschen Stunde für Stunde das Hervorbrechen der Franzosen auf deutsches Gebiet erwarten. Allein der Juli ging zu Ende, ohne daß der französische Angriffsstoß erfolgte, ja, ohne daß hierzu auch nur ernstlich Anstalt gemacht wurde. Der Feind wußte wohl, warum er zögerte. Erstens kannte er jetzt die Mängel seiner Rüstung und zweitens war er der Beschaffenheit und der Pläne des Gegners so unkundig, daß der Marschall Bazaine am 20. Juli zuversichtlich aus Metz nach Paris gemeldet hatte, alles deute darauf hin, daß die Preußen bei Mainz eine Vertheidigungsschlacht annehmen wollten. Uebrigens fiele denselben die Ernährung ihrer Trup-pen schon jetzt sehr schwer und eine Kriegsdauer von etlichen Monaten würde sie vollständig ruiniren.

Man hat richtig bemerkt, daß sowohl in politischer und militärisch-technischer Beziehung als auch im Hinblick auf die Bodengestaltung der Oberrhein den Franzosen große strategische Vortheile dargeboten hätte. Hier war ja der Rheinübergang augenscheinlich am leichtesten zu bewerkstelligen. Auch konnte von hier aus die drohende Festungsdreiheit Köln, Koblenz und

Mainz umgangen, mittels eines kraftvollen Vordringens gegen den Main die Sammlung der deutschen Truppen erschwert und immerhin ein starker Druck auf die süddeutschen Staaten geübt werden. Nun scheint man im französischen Hauptquartier allerdings einmal flüchtig daran gedacht zu haben, den Krieg am Oberrhein zu beginnen. Wenigstens scheinen die Stellungen Mac Mahons bei Straßburg und die Douay's bei Belfort auf so etwas hinzudeuten. Allein so, wie die Sachen lagen, vermochten die Franzosen, als die Deutschen ihren Aufmarsch auch nur erst theilweise vollzogen hatten, schon nicht mehr daran zu denken, einen Angriffsstoß zu versuchen, welcher diesen Namen wirklich verdient hätte.

Alles, was von der Sachlage im französischen Lager über den Rhein herüberschien, mußte die Rathlosigkeit verrathen, welche drüben herrschte. Da konnte es denn nicht fehlen, daß die deutsche Heerleitung zur Entschlußfassung kam, dem Feind im Angriff zuvorzukommen, den Krieg auf den Boden Frankreichs hinüberzutragen und mit der zur Verfügung stehenden Gesammtstreitkraft auf Paris loszugehen, „wobei ein koncentrischer, so zu sagen keilförmiger Vorstoß in die strategische Linie des Gegners mit der ganzen Wucht der eigenen Masse sich von selbst gebot“[1].

Derweil in den Hauptquartiren drüben und hüben noch erwogen ward, wie man den Krieg am thunlichsten beginnen könnte, hatte aber derselbe thatsächlich schon begonnen[2].

Nicht am Rhein, sondern an der Saar, wo allem nach die Franzosen ihren ersten Vorstoß unternehmen wollten. Die Hauptmassen ihrer Streitkräfte standen ja auf der Linie Diedenhofen-Metz-Nanzig — das 2., 3., 4., 5. Armeekorps und

1) K. Funk, Der deutsch-französische Krieg (1876, 2 Bde.), I, 201.

2) Am Nachmittag vom 22. Juli wurde die Eisenbahnbrücke zwischen Kehl und Straßburg mittels Sprengung des rechtseitigen Strompfeilers durch badische Pionire unbrauchbar gemacht.

die Garden — und lag das 2. Korps unter dem General Frossard so zu sagen auf Vorposten von St. Avold bis Forbach. Die Stimmung in den Reihen dieser französischen Vorhut war sehr zuversichtlich, ja übermüthig [1]). Auf deutscher Seite mußte die Vertheidigung der Saarlinie zunächst einer einzigen Division, der vom General Barnekow befehligten 16., überlassen werden, welche, in dünner Linie auseinander gezogen, die drei Punkte Saarburg, Saarlouis und Saarbrücken besetzt hielt. Den letztgenannten Ort mit 1 Füsilirbataillon und 3 Ulanenschwadronen unter dem Befehl des Oberstleutnant Pestel, welcher mittels eines rastlos und geschickt betriebenen Erkundungsdienstes französischen Spähern und durch diese französischen Generalen den Glauben beizubringen verstand, in und um Saarbrücken stände eine beträchtliche deutsche Truppenmacht.

Am 19. Juli Morgens 5 Uhr machten die Franzosen den ersten Einfall in Deutschland. Bei der „Goldenen Bremm", einem an der Straße von Forbach nach Saarbrücken gelegenen Wirthshause, überschritt ein starker Trupp von Chasseurs d'Afrique die Gränze, überfiel in dem preußischen

---

1) Der General Frossard zechte mit den Offizieren seines Stabes eines Tages in einem Gasthause zu Rohrbach. In der Weinlaune fragten die Herren die hübschen Töchter des Hauses, was sie denselben von Berlin mitbringen sollten. „Un joli petit Prussien", wünscht eins der Mädchen. — „Gut, wir bringen Ihnen einen kleinen netten Preußen mit." — „Eh bien, Herr General, wollen Sie uns das schriftlich geben?" Man lacht über die närrische Zumuthung, aber man ist galant, lässt Schreibzeug kommen und setzt dieses Dokument auf: „Nous soussignés promettons à Mesdemoiselles X. et Z. de rapporter un joli petit Prussien en revenant de Berlin." Folgten die Unterschriften, die des Generals an der Spitze. Die vierte war die des Colonel H. Diesen Offizier traf ein deutscher, welcher das rohrbacher Aktenstück gesehen, nach den Schlachten von Metz als Gefangenen in St. Marie und erinnerte ihn an die Geschichte. Vgl. Horn a. a. O. I, 140.

Gränzzollhause zwei Zöllner in ihren Betten und schleppte die nur halbangekleideten rückwärts über die Gränze, verfolgt, aber nicht erreicht von etlichen herbeigeeilten Ulanen [1]). An demselben Tage wurde in Saarbrücken ein torkelnder Zuave als Gefangener eingebracht, der sich ganz gemüthlich in einem Weinhause diesseits der deutschen Gränze betrunken hatte.

So unscheinbar und blutlos hob ein Krieg an, in welchem Myriaden von Männern verbluten sollten.

Das erste Blut floß am 21. Juli. Auf einer von Saarbrücken aus unternommenen Streiferei schoß ein deutscher Unteroffizier auf eine Entfernung von 7—800 Schritten einen französischen Chasseur vom Pferde, worauf aus einem Walde eine Chassepotssalve fiel, welche einen deutschen Füsilir verwundete [2]). Von da an ging das Scharmützeln und Scharmutziren bis zum Ende des Monats munter weiter, im ganzen noch von beiden Seiten mit jenem Soldatenhumor betrieben, welcher erst im späteren Verlaufe des Krieges einer bis zur Wildheit steigenden Er- und Verbitterung platzmachte [3]).

Die glänzendste Stelle in den Vorspielen des großen Völkerkampfes gebührt dem kecken Reiterstück, welches ein Haupt-

---

1) Die beiden Zöllner wurden nach Forbach gebracht, wo man sie über die Stellungen der Deutschen auszufragen suchte. Am folgenden Tage gab man sie frei, gestattete aber, daß sie von Pöbelhaufen gröblichst beschimpft wurden. Die Deutsch-Lothringer waren, wie die katholischen Elsässer, durch ihre Bonzen grimmig gegen ihre deutschen Stammesgenossen verhetzt. Es hätte übrigens solcher Verhetzung kaum bedurft. Denn als Abtrünnige von ihrer Nationalität hegten Elsässer und Deutsch-Lothringer ja schon jenen wüsten Apostatenhaß, der, vom bösen Gewissen verschärft und vergiftet, allen Abtrünnigen ihren verlassenen und verleugneten Glaubens- oder Volksgenossen gegenüber eigen ist.

2) Fontane, Der Krieg gegen Frankreich (1873), I, 103.

3) Ueber die Einzelnheiten des Vorpostenkrieges bei Saarbrücken gibt anschaulich Auskunft Hanns Wachenhusen, Tagebuch vom französischen Kriegsschauplatz, I, 10 fg.

mann vom wirtembergischen Generalstab, der Graf Zeppelin, mit 4 badischen Offizieren und 8 Dragonern am 24. Juli von Hagenbach aus über die Lauter hinüber und nach Frankreich hinein ausgeführt hat. Von diesem kühnen Erkundungsritt, welcher freilich die meisten Theilnehmer Leben oder Freiheit kostete, brachte Zeppelin am Abend des 26. Juli als Hauptergebniß die Gewißheit nach Karlsruhe, daß Mac Mahons Truppen auf der Linie Hagenau-Bitsch staffelförmig aufgestellt wären. Einen anderen muthigen Späherritt unternahm der Major Egloffstein mit bairischen und preußischen Reitern am 1. August auf Bitsch zu und es dienten solche Wagnisse nebenbei auch dazu, den deutschen Soldaten das ganz bestimmte Gefühl zu geben, daß sie so gut wie ihre rothhosigen Gegner, mindestens so gut.

Nun aber wollte die gallische Ungeduld es nicht länger anstehen lassen, den ersten Sieg zu insceniren und den ersten süßen Trunk aus dem Gloire-Pokal zu schlürfen.

Was? bramarbasete der Chauvinismus in Paris, — noch immer keine Schlacht? Diese miserablen Preußen noch immer nicht über den Rhein gejagt? Die unbesiegliche Armee der grande nation noch nicht auf dem Wege nach Berlin? Wesshalb? Warum? Wieso?

Zu Metz im kaiserlichen Hauptquartier gab es viel nachdenkliches Ohrenkratzen und mehr bedenkliches Kopfschütteln. Selbst Archiprêt-Leboeuf ging herum wie eine ihr verlegtes Ei suchende Henne. Das machte, er konnte seinen oder des Kaisers verlegten Kriegsplan nicht mehr finden. Verlegt, ja wohl, durch diese rücksichtslosen Deutschen, welche, sagte Napoleon der Dritte, seinen Schnurrbart drehend, augenscheinlich Miene machen, nicht warten zu wollen, bis es uns möglich und gefällig, sie anzugreifen.

Es ist bekannt, daß die Kundschafterei, welche im Kriege von höchster Wichtigkeit, bei den Franzosen ebenso schlecht ein-

gerichtet und gehandhabt, als von den Deutschen mit kühner Virtuosität betrieben war. Man hatte demzufolge in Metz und in den französischen Lagern überhaupt nur ganz nebelhafte Vorstellungen von den Stärkebeträgen, von den Stellungen und von den Absichten der Deutschen. Das aber hatte man schließlich doch spüren müssen, daß deutsche Truppen in beträchtlichen Massen auf der Linie von Trier bis Speier sich sammelten, und aus dieser Thatsache wurde dann in Metz gefolgert, daß die Deutschen zum Angriff zu schreiten beabsichtigten, und zwar der Art, daß sie mit der Wucht ihres Gewalthaufens die französische Aufstellungslinie zwischen der Saar und dem Rhein durchstoßen wollten, um auf Metz loszudrücken. Diesem Anprall zu begegnen, versammelten ihrerseits die Franzosen starke Truppenmassen in dem durch Bitsch, Hagenau und Lauterburg markirten Dreieck und besetzten die aus dem 18. Jahrhundert stammenden „weißenburger Linien" zwischen Weißenburg, Lauterburg und Bitsch, welche von ihnen flüchtig ausgebessert wurden. Dem Marschall Mac Mahon sodann ging der Befehl zu, sein bei Straßburg stehendes Armeekorps mehr vorwärts zu schieben, um mit dem 2. Armeekorps unter Frossard und mit dem 5. unter De Failly Fühlung zu bekommen.

Man merkt, das alles schmeckte schon nicht mehr nach Angriff, sondern schon nur noch nach Vertheidigung. Aber auch der Gedanke oder vielmehr die Nothwendigkeit, vertheidigungsweise verfahren zu müssen, wurde keineswegs klar erfasst und folgerichtig durchgeführt. Die Feldherrlichkeit im Hauptquartier zu Metz bestand in einem fahrigen Hin und Her, Herüber und Hinüber, Hinauf und Hinab. Wie es da Befehle und Gegenbefehle hagelte, kann schon die eine Thatsache zeigen, daß die kaiserliche Garde an einem und demselben Tage die rasch sich folgenden Befehle und Gegenbefehle erhielt, von Metz abzumarschiren, nein, in ihren Beiwachten zu

bleiben, nein, auf Volmerange zu marschiren, nein, auf dem Marsche innezuhalten, um am nächsten Morgen bei Courcelles Stellung zu nehmen. So hatte es denn mehr nur der Zufall als eine feste Planmäßigkeit gefügt, wenn die französischen Streitkräfte während der letzten Julitage der deutschen Gränze also sich genähert hatten, daß, während Mac Mahon mit dem 1. Korps im Elsaß so zu sagen alleingelassen wurde, das 2. bei Forbach, das 3. bei St. Avold, das 4. bei Boulay und Boucheporn stand und ein Theil des 5. von Bitsch nach Saargemünd marschirt war.

Unter sothanen Umständen raffte sich der in Metz keineswegs auf Rosen gebettete Franzosenkaiser aus seiner peinlichen Unschlüssigkeit soweit auf, daß er den Plan zur „Schlacht von Saarbrücken" entwarf. Das reinste Kunstreiterstück, das eigentlich in einen pariser Cirkus gehört hätte, ein zugleich lächerlicher und brutaler Schwindel, über welchen denkende und anständige Franzosen errötheten[1]). Befahl wohl der Abenteurer von Straßburg und Boulogne dieses saarbrückener Abenteuer nur darum, seinem Söhnlein eine Gelegenheit zu bieten, einer kriegerischen Vorstellung anzuwohnen, welche Vorstellung

---

1) De Mazade, I, 87, erzählt: „Einer unserer glänzendsten Generale war aus den Lagern bei Metz ins Hauptquartier gekommen und der Kaiser wies ihm auf der Karte Saarbrücken, wohin man vorrücken wollte. Der General meinte, es wäre das endlich der Anfang des Marsches nach vorwärts, der Beginn der großen Angriffsbewegung. Der Kaiser verneinte das aber, zeigte ihm die beabsichtigte kleine Demonstration in ihrem wahren Licht und ließ im übrigen seine Gedankenleere und Planlosigkeit nur allzu deutlich sehen. Ganz bestürzt kam der General in sein Biwuak zurück. Ein Freund, der unerwartet in sein Zelt trat, fand ihn halbentkleidet auf einem Felleisen sitzend. Als der General den Kopf erhob, konnte der Besucher sehen, daß der tapfere Mann die Augen voll Thränen hatte. „„Was gibt es denn? Was ist Ihnen?"" „„Wir sind verloren!"" rief der General verzweiflungsvoll aus."

von des Söhnleins militärischem Erzieher, dem General Frossard, geleitet werden sollte? Hintennach sah das lächerliche Ding allerdings so aus, allein trotzdem ist es ursprünglich doch wohl nur unternommen worden, weil man schlechterdings etwas thun wollte und mußte, etwas Gescheides aber nicht thun konnte.

Der Oberstleutnant Pestel wußte ganz genau, daß er mit seinen Füsiliren und Ulanen — zusammen 1400 Mann — einem ganzen französischen Armeekorps gegenüberstände. Seine bezüglichen Meldungen an das Hauptquartier der 1. Armee gaben diesem die Ueberzeugung, die Franzosen würden ihre Uebermacht benützen, um den Uebergang über die Saar zu erzwingen. Pestel wurde daher verständigt, er möge Saarbrücken, welches als eine offene und wehrlose Stadt doch nicht vertheidigt werden könnte, räumen und sich zurückziehen. Der tapfere Oberstleutnant aber telegraphirte die dringende Bitte zurück, man möchte ihn seinen Posten bis zur äußersten Möglichkeit behaupten lassen, um die Täuschung des Feindes, eine beträchtliche Streitmacht vor sich zu haben, möglichst lange zu unterhalten. Der Wunsch wurde gewährt.

Derweil war man in Metz zu großem Thun entflammet worden. So wähnten wenigstens Offiziere und Soldaten, welche nicht ahnen konnten, daß es mit der auf den 2. August angeordneten Vorwärtsbewegung des frossard'schen Korps von Forbach und Morsbach aus auf Saarbrücken nur auf eine wohlfeile Komödie abgesehen wäre. Diese wurde denn auch am bezeichneten Tage mit großem Geräusch in Scene gesetzt. Der Empereur selbst kam dazu auf der Eisenbahn von Metz herüber und brachte Lulu mit, welcher bei dieser schönen Gelegenheit die „Feuertaufe" erhalten sollte, was alles in Paris den gehörigen Effekt machen würde. Der ist wirklich gemacht worden, Dank Siegesberichten, welche stark an das Getön der „andern" von den zwei Trompeten erinnern, deren sich

dem alten Schalk Voltaire zufolge die Göttin Renommée bedient [1]).

Am Vormittag vom 2. August kam Napoleon der Dritte mit seinem Sohn in Forbach an und gab das Zeichen zum Beginne des Stückes. Zwischen 10 und 11 Uhr brachen demzufolge starke französische Kolonnen aus den Wäldern des spicherer Berges hervor und gingen gegen die preußischen Feldwachen vor und auf Saarbrücken an. Bald brachten die Franzosen auch Artillerie vor und nach und nach nicht weniger als 36 Kanonen und Mitrailleusen ins Feuer, wogegen die Deutschen nur 4 Vierpfünder aufzuwenden hatten. Mit welcher Uebermacht die Franzosen auftraten, zeigt am deutlichsten die Thatsache, daß sie ihren Angriff auf das Dorf Arnual, welches von 1 preußischen Füsilirkompagnie besetzt war, mit 43, sage dreiundvierzig, Kompagnien unternahmen [2]). Im Ganzen war Frossard gegen die 1400 deutschen Fußgänger und Reiter mit 39 Bataillonen, 16 Schwadronen und 7 Batterien zu Felde gezogen [3]). Trotzdem hielten Pestels 1400 Tapfere der Uebermacht bis gegen 2 Uhr stand und zogen sich dann auf die hinter Saarbrücken gelegene Hügelkette zurück, wo sie weiter nicht mehr belästigt wurden. Denn die Franzosen wagten keine Verfolgung und zogen es vor, Granaten in die wehrlose Stadt und die Vorstadt St. Johann zu werfen, um ihren „Sieg" mittels muthwilliger Entfachung von Feuersbrünsten zu feiern.

---

1) „La Renommée a toujours deux trompettes:
L'une à sa bouche appliquée à propos,
Va célébrant les exploits des héros,
L'autre est . . . au cu, puisqu'il faut le dire." Pucelle, VI.

2) Der Krieg des Jahres 1870, vom militärischen Standpunkt dargestellt (1871), S. 39. Ein belebtes Bild von dem Schauplatze und dem Verlaufe des Gefechtes zeichnete der Augenzeuge Wachenhusen a. a. O. 36—46. Den amtlichen Bericht des Generals Frossard brachte die „France militaire" vom 6. August (Nr. 65).

3) Borbstädt, 173.

Die Deutschen hatten in dieser „Schlacht" an Todten und Verwundeten 4 Offiziere und 79 Soldaten, die Franzosen 6 Offiziere und 80 Soldaten eingebüßt[1]). Schon diese Verlustliste that dar, was das eigentlich für eine „Schlacht" gewesen. Allein trotzdem ließen es Napoleon und Frossard zu, daß das taktisch unbedeutende und strategisch ganz erfolglose Gefecht vom 2. August zu einem großen Sieg der französischen Waffen aufgeschwindelt wurde. Noch am Abend desselben Tages war zu Paris im „Gaulois" dieses Telegramm zu lesen: „Metz, 2. August, 4 Uhr 50 Minuten Abends. Sieg bei Saarbrücken. Frossard hat 3 preußische Divisionen über den Haufen gerannt und niederkartätscht. Saarbrücken ist abgebrannt. Der Kaiser ist im Triumph nach Metz zurückgekehrt" [2]). Der „Triumphator" beeilte sich, an seine vielgeliebte Gemahlin zu telegraphiren: „Louis hat soeben die Feuertaufe erhalten. Er war von bewundernswerther Kaltblütigkeit und ließ sich gar nicht aus der Fassung bringen. Die Preußen leisteten einen kurzen Widerstand. Wir standen in erster Reihe, die Flinten- und Kanonenkugeln fielen zu unseren Füßen nieder[3]). Louis hat eine Kugel aufgehoben, welche ganz nahe vor ihm einschlug. Es waren Soldaten da, welche weinten, als sie ihn so ruhig sahen. Wir hatten an Todten nur 1 Offizier und 10 Soldaten." In demselben Lügentenor, obzwar etwas

---

1) Generalstabswerk, I, 144.

2) In demselben Organ der großmüthigen Gesinnungen der „grande nation" war in der Nummer vom 31. Juli wörtlich zu lesen: „Die Turkos lecken sich schon die Schnauzen, weil sie jetzt auf das deutsche Wild losgelassen werden. Diesmal ist ihnen keine Schonung anempfohlen. Sie werden die Männer erwürgen und Wagen voll Frauen nach Frankreich bringen." Und dieselben Tigeraffenmäuler, aus welchen solcher Unflat hervortrof, schalten etliche Tage später schon die siegreichen Deutschen „Barbaren"!

3) Falstaff (K. H. IV, 2, 4): Thou knowest my old ward; — here I lay, and thus I bore my point.

weniger sentimental, war das aus der kaiserlichen Kanzlei in Metz an das Amtsblatt der Regierung in Paris entsandte Telegramm gehalten: — „Unsere Armee hat heute die Offensive ergriffen, die Gränze überschritten und das preußische Gebiet überfallen. Der Stärke der feindlichen Stellung ungeachtet, reichten etliche unserer Bataillone aus, um die Saarbrücken beherrschenden Höhen zu nehmen. Der Elan unserer Truppen war so groß, daß wir nur unbedeutende Verluste hatten. Der Kaiser wohnte den Operationen an und der kaiserliche Prinz, welcher ihn überallhin begleitete, hat auf dem ersten Schlachtfelde die Feuertaufe erhalten. Seine Fassung und Kaltblütigkeit waren seines Namens würdig". Als dann am 3. August Frossard mit seinem Stabe für eine Stunde nach Saarbrücken hereinkam, wollten die Messieurs es durchaus nicht glauben, daß ihnen am Tage zuvor nur 1400 Mann entgegengestanden hätten. Als jedoch der Bürgermeister der Stadt sein Ehrenwort für diese Thatsache verpfändete, sagte der General: „Nun wohl, so ist jeder Ihrer Soldaten ein Held gewesen, und wenn die andern auch so sind, werden wir schwere Arbeit haben" [1]). Sehr wahrscheinlich war ihm jetzt schon nicht mehr so scherzhaft zu Muthe wie zur Stunde, wo er das Dokument von Rohrbach unterfertigt hatte.

Man braucht kein Deutscher zu sein, sondern nur ein gerechter und urtheilsfähiger Mensch, um den wohlthuenden Eindruck zu empfinden und zu gestehen, welchen gegenüber dem Schwulst und der Verlogenheit, die den französischen Meldungen und Berichten in diesem Kriege vom Anfang bis zum Ende zu eigen, die Einfachheit und Wahrhaftigkeit der deutschen Botschaften und Kundgebungen machten und machen mußten. Das Aktenstück, mittels dessen der König von Preußen am 2. August

1) Vgl. Hirth und Gosen, Tagebuch des deutsch-französischen Krieges. I, 591.

von Mainz aus bekanntgab, daß er den obersten Heerbefehl über die Deutschen übernommen, bestand nur aus wenigen Sätzen und zeichnete sich durch schmucklosen Lakonismus aus. Dieser einfache Ton und ungezierte Stil ist den ganzen Krieg entlang auf deutscher Seite beibehalten worden. So man die lange Reihe der deutschen Siegesbotschaften, wie sie von der Walstätten heimwärts entsandt worden, mit den später genau festgestellten Ergebnissen der erfochtenen Siege vergleicht, so wird man finden, daß jene Berichte im Ton einer unter solchen Umständen geradezu noch nie dagewesenen Bescheidenheit gehalten sind. Ueberall in den deutschen Depeschen waren ja die errungenen Erfolge mehr verkleinert als vergrößert und außerdem trat darin ungezwungen das Bestreben zu Tage, auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auch dann noch, als das vom Wahnwitz zum Blödsinn herabgesunkene Schimpfen und Lästern der Franzosen oder wenigstens der pariser Schmierakel über die deutschen „Barbaren“ alle Gränzen des Begreiflichen und Entschuldbaren übersprungen hatte. Schien es doch, als hätten die deutschen Siegesschläge nicht nur allen „Esprit“, sondern auch allen gesunden Menschenverstand aus den Galliern hinausgeschlagen: so gassenbübisch-verrückt gebärdeten sie sich häufig. Männer wie der, so dieses Buch schreibt, Männer, welche die vielen und großen Vorzüge des französischen Nationalcharakters kennen und dieselben auch anzuerkennen von Herzen willig sind, sie müssen es bedauerlich finden, daß die französische Nation i. J. 1870 so demoralisirt zum Vorschein kam, wie es die achtzehnjährige Dauer des 2. Empire erwarten ließ, ja sogar noch mehr. Die Pestilenz der Lügnerei hatte von Paris aus ganz Frankreich angesteckt und scheute vor keiner Niedertracht zurück. Auch nicht vor dieser, die deutschen Depeschen und Bekanntmachungen gelegentlich zu fälschen. Die frechste und durch ihre Wirkung wichtigste dieser Fälschereien war, wie den Ereignissen vorgreifend

hier bemerkt sein soll, diese. Am 8. August erließ der deutsche Bundesfeldherr aus Homburg einen Heerbefehl, worin die Soldaten also angeredet wurden: „Ich erwarte, daß die Mannszucht, durch welche ihr euch bisher ausgezeichnet habt, sich auch besonders auf feindlichem Gebiete bewähren werde. Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes; es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigenthum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unseres Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde. Ich baue auf den guten Geist, der die Armee beseelt, zugleich aber auch auf die Strenge und Umsicht aller Führer." Ein an die Bevölkerung Frankreichs gerichteter Erlaß des Bundesfeldherrn erging drei Tage später (11. August) aus St. Avold. Darin hieß es: „Nachdem der Kaiser Napoleon die deutsche Nation, welche wünschte und noch wünscht, mit dem französischen Volke im Frieden zu leben, zu Wasser und zu Lande angegriffen hat, habe ich den Oberbefehl über die deutschen Armeen übernommen, um diesen Angriff zurückzuweisen. Ich bin durch die militärischen Ereignisse dahin gekommen, die Gränzen Frankreichs zu überschreiten. Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, einer vollkommenen Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums zu genießen, und zwar so lange, als sie mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechts berauben werden, ihnen meinen Schutz angedeihen zu lassen." Der Sinn dieser beiden Kundgebungen konnte klarer gar nicht sein und konnte unmöglich missverstanden werden. Das Galliertum jedoch, als es ihm nach dem Tage von Sedan bequem gewesen wäre, einen opferlosen Frieden zu erhalten, fälschte diesen Sinn so um, daß die Schmierakelpresse — und diese machte ja die öffentliche Meinung — dem König Wilhelm ohne weiteres den Satz

unterschob: „Ich führe Krieg mit dem Kaiser Napoleon und nicht mit der französischen Nation.“ Um aber gerecht zu sein, muß man beifügen, daß ehrenhafte und anständige französische Journale wie „Temps“ und „Débats“ diese Fälschung nicht an- und aufnahmen ....

Die Franzosen, sahen wir, hatten den am 2. August bei Saarbrücken durch das frossard'sche Korps erlangten „Sieg“ gar nicht auszunützen unternommen, d. h. sie hatten den mit Pomp begonnenen Angriffsstoß an der Saarlinie sofort wieder aufgegeben. Trotzdem machte das saarbrückener Geschehniß vielerorten in Deutschland einen peinlichen Eindruck, weil man der ganz irrigen Meinung war, die Deutschen hätten sich überraschen und überrumpeln lassen. Allein dieser peinliche Eindruck hatte gar keine Zeit, sich festzusetzen und weiter um sich zu greifen; denn schon 48 Stunden später erfolgte der erste deutsche Sieg, und zwar ein nicht bloß telegraphirter oder geschriebener, sondern ein wirklicher Sieg.

Sobald der Bundesfeldherr in Mainz angelangt war, begann von dort aus Moltke seine strategische Thätigkeit. Demzufolge kam ein rascherer Schritt und Tritt in die Bewegung der deutschen Heeresmassen, und während die 1. Armee noch in ihrem Vormarsch gegen die Saar und die 2. Armee in ihrem staffelartigen Vorschreiten durch die Rheinpfalz begriffen waren, wurde der 3. Armee vorgeschrieben, ohne Zögern angriffsweise gegen die Flankenstellung der Franzosen an der Lauter vorzugehen. Alle im großen deutschen Hauptquartier eingegangenen Nachrichten hatten die Ueberzeugung hervorgerufen und befestigt, daß das deutsche Heerganze, welches seine Front bislang gen Süstwestsüd gerichtet hatte, eine große Rechtsschwenkung vollziehen müßte, um ins richtige Gegenüber zu der feindlichen Streitmacht zu gelangen. Den Zapfen dieser Rechtsschwenkung machte die 1. Armee, welche sich in südlicher Richtung gegen Saarbrücken hin zusammenzog. Die

3. Armee, welche als der linke Flügel der ganzen deutschen Aufstellung bei der großen Schwenkung den weitesten Weg zurückzulegen hatte, begann am 4. August in vier Säulen den Vormarsch, mit dem linken Flügel auf Lauterburg, mit dem rechten auf Weißenburg gerichtet.

Hier stieß sie noch an demselben Tage auf den Feind.

Die Stadt Weißenburg war wie so viele mittelalterliche Städte um ein Kloster her entstanden, allworin der Mönch Otfried um 860—70 sein berühmtes althochdeutsches Evangelienepos vom „Krist" gedichtet hatte, eins der ehrwürdigsten Denkmäler deutscher Kultur, für die Geschichte unserer Sprache und unserer Dichtung hochwichtig. Vom Jahre 1247 an war Weißenburg eine der 12 deutschen Reichsstädte des Elsaßes gewesen. Im Jahre 1673 sodann hatte der größenwahnsinnige vierzehnte Ludwig die Stadt dem deutschen Reiche geraubt. Zweimal später hatten die Deutschen Weißenburg zurückerobert (1744 und 1793), allein die unseligen Friedensschlüsse von Basel und Lüneville hatten die Stadt wieder den Franzosen überlassen. Mit Graben, Wall und Bastionen aus dem vorigen Jahrhundert ausgestattet, konnte Weißenburg i. J. 1870 für eine Festung dritten Ranges gelten. In den Augen der deutschen Heerleitung war die Stadt um ihrer Lage willen von Wichtigkeit: ihr Besitz öffnete die Wege zu weiterem Vorschreiten, weil die Stadt inmitten eines Geflechtes von Eisenbahnlinien und Straßenzügen liegt. Südwestlich hinter Weißenburg steigt ein Höhenzug auf, gewöhnlich kurzweg der Geißberg genannt und in einer Erhebung von 200 Fuß mit dem gleichnamigen Schlosse gekrönt.

Auch die Franzosen sahen die Stadt für einen wichtigen Punkt an. Maßen sie aber von den gegnerischen Streitkräften, welche gegen die Lauter heranzogen, gar keine bestimmte Vorstellung hatten, so hatten sie auch nicht auskömmlich für die Sicherung von Weißenburg gesorgt. Der Marschall

Mac Mahon, welchen später die bizarre Laune des Glückes für seine im deutsch-französischen Krieg erlittenen Niederlagen mit der Herrschaft über Frankreich belohnte — der Marschall Mac Mahon hielt mit 3 Divisionen seines Armeekorps Sulz, Reichshofen und Hagenau besetzt, während er die 4. (oder eigentlich die 2.) unter dem General Abel Douay nach Weißenburg vorgeschoben hatte. Douay, welcher einen feindlichen Angriff nicht so nahe glaubte, hatte zur Behauptung seiner Stellung gethan, was seine Mittel ihm erlaubten. Er hatte die Stadt Weißenburg mit 1 Bataillon von einer seiner 2 Brigaden belegt. Die übrigen Bataillone dieser Brigade und seine zweite hatte er auf den Anhöhen südwestlich von der Stadt vertheilt, wo ein Zeltlager aufgeschlagen war. Kleinere Abtheilungen wurden zum Bahnhof und an die Lauter bis Altenstatt entsandt. Unter den auf dem Hügelgelände lagernden Truppen war auch 1 Bataillon Turkos, welche Afrikaner bald erfahren sollten, daß es den Deutschen gegenüber mit dem „Schnauzenlecken" nicht gethan wäre. Auf dem Geißberg waren Feldschanzen für die 3 Batterieen der Division und für 1 Mitrailleusenbatterie aufgeworfen, sowie für die Infanterie Schützengräben eingeschnitten. Diese ganze Stellung war demnach sehr fest. Hinter dem Geißberg war Douay's Reiterei, 2 Regimenter, aufgestellt, die aber erst am 4. August von Sulz her eintraf, als das Gefecht schon im Gange war [1]. Der General war nämlich am Abend des 3. August durch Bauern benachrichtigt worden, daß starke Massen deutscher Truppen von Landau her zum Vormarsch gegen die französische Gränze sich anschickten. Douay hatte das dem General Ducrot gemeldet, dessen Kommando er unterstellt war und der mit einer von Mac Mahons Divisionen bei Reichshofen

1) Das deutsche Generalstabswerk gibt I, 178 Douay's Stärke auf 8 Bataillone, 8 Schwadronen und 18 Geschütze an. Nach Borbstädt (S. 186) hätte Douay 11 Bataillone gehabt.

stand. Ducrot hatte zwar nicht zurückbefehlen lassen, Douay sollte in und um Weißenburg stehen bleiben und einen ihm gebotenen Kampf annehmen; allein da Douay am 2. August von Mac Mahon selbst beauftragt worden war, Weißenburg zu halten, so blieb er, wo er war. Die in seiner Lage dringend nothwendigen Vorsichtsmaßregeln muß er jedoch nur ganz obenhin getroffen haben. Sonst hätte er am folgenden Tage nicht so überrascht und überfallen werden können, wie er es wurde.

Zwar ist am 4. August in der 6. Morgenstunde ein französischer Kundschaftstrupp an die Gränze vorgeschickt worden. Derselbe muß aber seinen Dienst recht liederlich gethan haben, denn er kehrte nach Weißenburg zurück mit der Meldung, von einem Anrücken des Feindes wäre gar nichts zu spüren. Demnach waren die Franzosen ganz sorglos mit dem Kochen ihres Morgenkaffee's beschäftigt, als etwas nach 8 Uhr auf der Höhe südlich vom Dorfe Schweigen unversehens eine baierische Batterie auffuhr und ihr Feuer gegen Weißenburg anhob.

Es nebelte und regnete, wie das ja in unserem „gemäßigten“ Klima auch zur Sommerszeit gewöhnlich ist, als das von dem Kronprinzen von Preußen geführte 3. deutsche Heer frühmorgens gegen die Lauter vorging, welche von Weißenburg bis Lauterburg dazumal die Gränze bildete. Den rechten Flügel der fächerartig sich entwickelnden Marschordnung hielt das 2. baierische Korps unter Hartmann, den linken der aus den Wirtembergern und Badensern zusammengesetzte Harst unter Werder, welchem General erst die Aufgabe, unsere Stadt Straßburg zurückzuerobern, sowie später am Ende des Krieges noch eine der schwersten, aber auch ruhmvollsten Arbeiten desselben zufiel. In der Mitte zwischen den beiden Flügeln marschirten das 5. und 11. preußische Korps und hinter dem werder'schen Harst zog als Rückhalt das 1. baierische Korps unter Von der Tann einher. Der Bienwald und der

Niederwald umschleierten den Marsch der Deutschen, welche auf einer dritthalb Meilen langen Linie an 4 Stellen die Gränze überschritten. Die Vorhut der baierischen Division Bothmer, also die Spitze der rechten Flügelsäule der 3. Armee, langte um 8 Uhr beim Dorfe Schweigen nördlich von Weißenburg an und eröffnete, wie schon gemeldet, das Feuer gegen die Stadt. Die ersten Antwortschüsse kamen eben von den Wällen Weißenburgs herüber, als der Kronprinz eintraf und mit dem General Blumenthal und den Offizieren des Stabes auf einer Höhe bei Schweigen seinen Stand nahm, um das Gefecht zu leiten[1]).

Douay in seinem Zeltlager auf dem Geißberg war, als die ersten Schüsse von Schweigen her fielen, geneigt, an keinen ernstlichen Angriff zu glauben, sondern nur an eine Erkundung vonseiten des Feindes. Bald konnte aber kein Zweifel mehr obwalten und der überraschte General that, was er in seiner schwierigen Lage zu thun vermochte. Die Abwehrbefehle ergingen, die Franzosen ließen Kochkessel und Eßnäpfe stehen und eilten vorwärts, um die Gefechtslinie an der Lauter zu besetzen, während die Vertheidigungsanstalten auf dem Geißberg eilends noch verstärkt wurden.

Der erste tapfere Anlauf der Baiern von Schweigen her auf die Wälle und Bastionen von Weißenburg gelangte nicht zum Ziele. Erst mußten die vom Kronprinzen zu beschleunigtem Vormarsch aufgeforderten Spitzen des 5. und des 11. Korps der Preußen an der Lauter und am westlichen Saume des Niederwaldes eingetroffen sein und ins Gefecht eingegriffen haben, bevor dasselbe eine für die Franzosen bedrohliche Gestalt annahm. Was die Wirtemberger und Badenser am linken Flügel angeht, so kamen sie an diesem Tage gar nicht

1) Hassel, Von der dritten Armee, S. 102. Die Angaben über die Zeit der Eröffnung des Gefechtes stimmen nicht genau zusammen. Jedenfalls sind die ersten Schüsse erst nach 8 Uhr gefallen.

zum Schlagen, obzwar Werder, nachdem er sein angewiesenes Marschziel Lauterburg vom Feinde unbesetzt gefunden, ohne Säumen auf den von rechtsher hörbaren Kanonendonner losmarschirte, um seinen Truppen ihren Antheil am Kampfe zu sichern [1]). Derweil General Bothmer nordwärts von Weißenburg das Feuer unterhielt, war links von den Baiern der General Kirchbach mit der Vorhut seines Korps an der Lauter eingetroffen und schickte dann, um 10½ Uhr, eine Brigade bei der St. Remy-Mühle über den Fluß, während er eine zweite auf Altenstatt lenkte, um von dort aus die französische Hauptstellung auf dem Geißberg anzugreifen. Eine Stunde später erhielt der Kronprinz die Meldung, daß Altenstatt genommen sei und daß die Vortruppen des 11. Korps linker Hand von dem 5. angelangt wären. Somit war gegen Mittag zu die Stellung der Franzosen in und bei der Stadt sowohl in der Front als in der rechten Flanke durch überlegene Streitkräfte bedroht. Douay durfte demzufolge, so er sich einer zerschmetternden Niederlage entziehen wollte, den Rückzug um keine Minute mehr verschieben. Er blieb aber, wo er war, entweder weil er es mit der französischen Gloire unvereinbar fand, beim ersten Anprall der Deutschen das Feld zu räumen, oder auch weil er zuversichtlich auf Unterstützung vonseiten seines rückwärts stehenden Vorgesetzten Ducrot rechnete. Das war freilich eine schlimme Verrechnung; denn der erhoffte Ducrot kam nicht. Er hatte, wie es scheint, keine so guten Ohren wie die deutschen Generale, welche „auf den Kanonendonner losmarschirten“. Mit anderen Worten: das Zusammenhangslose der französischen Operationen und der Mangel an Verständniß unter den französischen Generalen kam schon bei der ersten ernstlichen Probe zum Vorschein.

Kurz vor 12 Uhr erging von der Anhöhe bei Schweigen

1) Preuß. Staatsanzeiger vom 8. August 1870.

herab der Befehl, auf der ganzen deutschen Linie zum Angriff zu schreiten, den die Bodengestaltung und auch die Kampfweise der Zuaven und Turkos zu einem schwierigen machte [1]). Zuvörderst erging der Sturm auf Weißenburg selbst. Die stark verrammelten Thore wurden mit Kanonenkugeln eingeschossen und bald nach 12 Uhr stürmten die Baiern durch das landauer und die Preußen durch das hagenauer Thor in die Stadt. Ein kurzer aber blutiger Straßenkampf führte die Ueberwältigung und Gefangennahme der Besatzung herbei. Gleichzeitig wurde das schwerere Stück Arbeit, die Bewältigung des Geißberges, wacker angepackt. Der General Voigts-Rhetz mit einer Brigade vom 5. Korps sollte, unterstützt durch eine Brigade vom 11., diese Arbeit thun und er that sie. Das Königsgrenadirregiment führte den Sturm. Unmittelbar von einem achtstündigen Marsche kommend, schritt diese prächtige Mannschaft ohne einen Schuß zu thun zum Bajonnettangriff, unterstützt von 1 Bataillon des 47. Regiments und 1 Jägerbataillon. Die „hustenden" Mitrailleusen thaten den Deutschen wenig Schaden, viel dagegen die weittragenden Chassepots,

1) „Der Feind hatte die Straße von Altenstatt bis Weißenburg stark besetzt. Die Bodengestaltung ist so ungünstig wie möglich. Tiefe Gräben laufen an der Seite der Straße, die Hecken, die sich längs derselben hinziehen, fallen in steilen Richtungen ab, Bäume und Strauchwerk dienten dem Feinde zum Verstecke. Man hatte es auch hier meistens mit Zuaven und Turkos zu thun und lernte die Gefechtsweise dieser Truppen kennen. Hier lauerten sie, meist der einzelne Mann für sich, hinter einem Verhau, dort lagen sie, vereinzelt oder zu wenigen, in irgendeiner Bodenvertiefung, die sie den Blicken des anstürmenden Gegners entzog, auf dem Bauche und zielten aus weiten Entfernungen mit großer Sicherheit. Kam der deutsche Soldat näher, so eilten sie davon und setzten, das Gewehr nach rückwärts gewandt, ihr Feuer noch im Laufen fort. Am liebsten suchten sie tiefere Gräben auf, wo sie, katzenartig zusammengekauert, den Feind erwarteten, ihm in außerordentlich schnellem Tempo mehrere Salven entgegenschickten, dann aufsprangen, um sich an dem nächsten Versteck wieder zu sammeln." Hassel, a. a. O. 105.

welche sich den Zündnadelgewehren ebenso überlegen zeigten, als schon an diesem 4. Augusttage die deutsche Artillerie ihre Vorzüge vor der französischen ganz zweifellos erwies. Die Abwehr gab dem Angriff an Tapferkeit nichts nach. Es fochten hier französische Kerntruppen. Sehr mörderisch wirkte die Vertheidigung namentlich von dem stark barrikadirten geißberger Schlosse her. Das Füsilirbataillon der Königsgrenadire erlitt vor diesem Bollwerk große Verluste. Sein Führer, Major Kaisenberg, welcher die Fahne aus den Händen ihres todt niedergestreckten Trägers nimmt und den Stürmern voranträgt, wird selber zum Tode getroffen [1]). In dem blutigen Ringen um den Besitz der Höhe des Geißberges erobert der Feldwebel Meyer von den schlesischen Jägern die erste französische Kanone [2]). General Douay that seine Schuldigkeit brav bis zuletzt. Als um 1 Uhr seine Bataillone zu wanken begannen, suchte er energisch die Reihen wieder zum Stehen zu bringen. Da schlug ihn eine deutsche Granate todt zu Boden. Und nun war kein Halten mehr. Als die Deutschen des Schlosses und des dahinter gelegenen Gehöftes Zum Schafbusch sich bemächtigt hatten, räumten die Franzosen die Wal-

---

1) Das Königsgrenadirregiment hatte einen Verlust, welcher die Pflichttreue der Offiziere wie die Tapferkeit der Soldaten im glänzendsten Lichte zeigt. Es verlor 23 Offiziere (10 todt, 13 verwundet) und 329 Mann (80 todt, 249 verwundet).

2) „Auf dem äußersten rechten Flügel war das Jägerbataillon Nr. 5 vorgedrungen; die 1. Kompagnie beschoß eine hier aufgestellte feindliche Batterie so wirksam, daß diese sich mit Hinterlassung eines Geschützes, dessen sämmtliche Pferde erschossen waren, zurückziehen mußte. Als nun die Franzosen andere Pferde zur Abholung des unter Infanteriebedeckung zurückgebliebenen Geschützes vorschickten, ließ der Feldwebel Meyer ein wirksames Feuer auf diese Artilleriebespannung richten, welches mehrere Pferde und Artilleristen tödtete, und stürzte sich sodann mit aufgepflanztem Hirschfänger auf die heftig feuernde Infanteriebedeckung, derselben nach blutigem Kampfe das Geschütz entreißend und es gegen die wiederholten Versuche einer Zurückeroberung tapfer vertheidigend.“ Borbstädt, S. 184.

statt, ließen ihr Zeltlager im Stich und traten in drei Kolonnen eilends den Rückzug über Steinselz an, einen Rückzug, welcher mehr und mehr das Aussehen einer Flucht gewann, als die Kugeln der auf dem Scheitel des Geißberges aufgefahrenen deutschen Artillerie in die Reihen einschlugen und zwei Dragonerregimenter vom 5. Korps die Verfolgung des geschlagenen Feindes begonnen hatten. Die Verfolger fanden die Straße, auf welcher die Franzosen hinflohen, wie besät mit Waffen, Tornistern und Uniformstücken, ein unverkennbares Merkmal, daß die Moral der Geschlagenen beträchtlich gelitten haben mußte.

Ein nicht weniger schlimmes Zeichen war, daß die Franzosen schon in diesem ersten Gefecht von Bedeutung nicht weniger als 1000 unverwundete Gefangene, worunter 30 Offiziere, in den Händen der Sieger zurückließen. Und noch dazu hatten Truppen, welche zweifelsohne zu den besten Frankreichs gehörten, einen solchen Verlust an unverwundeten Gefangenen gehabt. Die Einbußen der Franzosen an Todten und Verwundeten müssen beträchtlich gewesen sein, sind aber nie genau festgestellt worden, was ja so ziemlich von allen Schlachten dieses Krieges gilt, maßen eine genaue Feststellung der Verluste auf französischer Seite nur ausnahmeweise stattfand. Die Deutschen ihrerseits hatten auf der Walstatt von Weißenburg an Todten und Verwundeten 91 Offiziere und 1460 Soldaten zu zählen[1]).

Daß der Sieg von Weißenburg als ein gelungenes Vorspiel und als ein glückliches Vorzeichen von großer symptomatischer Bedeutung war, ist unbestreitbar. Aber denselben einen „glänzenden“ zu nennen muß der unbefangene Urtheiler Anstand nehmen. Es ist ja wahr, die Franzosen hatten ihren

1) Generalstabswerk, I, 199. Dasselbe ist fürder überall die Quelle der Verlustangaben, wo nicht ausdrücklich eine andere angeführt wird.

Angreifern gegenüber den Vortheil einer außerordentlich festen Vertheidigungsstellung, welche nur mittels großer Tapferkeit bewältigt werden konnte. Aber die Deutschen hatten, obzwar sie nur 22 Bataillone ins Feuer brachten, doch eine unbestreitbar große Uebermacht und mußten ihren Erfolg mit einem unverhältnißmäßig großen Blutopfer erkaufen.

5.

Der Marschall Mac Mahon, welchem französische Sachkenner die Niederlage Douay's als eine logische Folge der Verzettelung des 1. Armeekorps auf Rechnung gebracht haben, war am Nachmittag vom 4. August von Straßburg nach Hagenau gegangen und erfuhr hier Abends 6 Uhr, was bei Weißenburg geschehen.

Es wirkte doch, eine freilich sehr vernützte Redensart anzuwenden, wie ein plötzlicher Donnerschlag. In Hagenau nicht allein, sondern auch in Metz, wo man sich endlich zu der Erkenntniß aufraffte, daß man, nachdem man für den Angriff nichts zu thun verstanden hatte, jetzt wenigstens für die Vertheidigung etwas thun müßte. Vor allem schien es angezeigt, die französischen Streitkräfte mehr zu massiren und in die Führung derselben mehr Einheit zu bringen. Aber eben nur „mehr" Einheit als bisher, was nicht viel sagen wollte. Denn Napoleon der Dritte konnte es zur Stunde noch nicht über sich bringen, seine Unfähigkeit, den Feldherrnstab zu führen, die ihm doch wahrlich jetzt kein Geheimniß mehr sein konnte, einzugestehen. Er behielt also diesen Stab, mit welchem er nichts zu machen wußte, vorerst noch in seiner schwachen Hand und beging eine jener Halbheiten, wie

die Verlegenheit sie der Mittelmäßigkeit einzugeben pflegt. Statt den Armeen Frankreichs oder wenigstens der „Rheinarmee“ sofort ein Haupt zu geben, beliebte ihm ein zweiköpfiges Kommando der letzteren, indem er das 2., 3. und 4. Korps dem Marschall Bazaine und neben dem 1. auch noch das 5. und 7. Korps dem Marschall Mac Mahon unterstellte.

Dieser sah sich am Abend vom 4. August einer bedenklichen Sachlage gegenübergestellt. Zu langem Besinnen war keine Zeit und dem Marschall drang sich bald die Gewißheit auf, daß er nur zwischen zwei Entschlüssen die Wahl hätte. Entweder mußte man ohne weiteren Kampf sogleich in die Vogesen sich zurückziehen oder aber mußte man eine neue Vertheidigungsstellung vorwärts der Vogesen beziehen und von dieser Stellung aus den Feind über die Gränze zurückzuwerfen versuchen. Der Marschall wählte das letztere und zwar, wie es scheint, noch am Abend des 4. August, denn er schickte an den General Felix Douay nach Belfort das Befehltelegramm, ihm sofort die 1. Division vom 7. Korps zu schicken, was Douay auch that, indem er die in Kolmar stehende Division Conseil-Dumesnil auf die Eisenbahn setzte, so daß dieselbe um 2 Uhr Morgens am 5. August in Hagenau anlangte [1]). An diesem Tage mußte Mac Mahon in dem gefaßten Entschlusse noch bestärkt werden dadurch, daß ihm Leboeuf zu wissen that, außer dem 7. wäre auch noch das 5. Korps, welches unter De Failly bei Bitsch stand, zu seiner Verfügung gestellt. Der Marschall hatte demnach am Abend vom 5. August 3 Korps unter seinem Befehle, d. h. auf dem Papier; denn in Wahrheit und Wirklichkeit hatte er nur die 3 noch intakten Divisionen des 1. Korps, die Reste der bei Weißenburg zertrümmerten 4. und 1. Division vom 7. Korps zur Hand.

---

1) Bibesco, Belfort, Reims, Sedan, p. 25.

Da er jedoch auch auf das ganze 5. Korps zählen zu können glaubte und den Angriff vonseiten der Deutschen ferner wähnte, als dieser war, so trug sich Mac Mahon mit der Hoffnung, diesseits der Vogesen eine Defensivschlacht gewinnen und dadurch die feindliche Invasion zurücktreiben zu können [1]). Unbedenklich darf man annehmen, daß der Marschall zu seinem Vorhaben auch durch die politische Erwägung, ein rasches und gänzliches Aufgeben des Elsaßes müßte in Frankreich den allerschlimmsten Eindruck machen, mitbestimmt worden sei. Diesem Eindruck sollte vorgebeugt werden durch den gehofften Gewinn einer Schlacht am nördlichen Zugange zum Vogesengebirge, auf einer mit großer Sorgfalt gewählten, von Natur schon festen und mittels Kunst noch fester gemachten Kampfstatt hinter der Sauer.

Hierher, an den Knotenpunkt zwischen Hagenau, Bitsch, Saargemünd und Metz, rief Mac Mahon mittels aller ihm zu Gebote stehenden Verkehrsmittel im Laufe des 5. August seine Truppen und stellte sie auf den hinter dem vom Biberbach und vom Sauerbach durchflossenen Thal ansteigenden Höhenzügen in einer Linie auf, welche von Eberbach über Elsaßhausen und Fröschweiler bis gegen Neuweiler sich hinzog, so daß gerade vor dem Centrum der ganzen Stellung Wörth lag und hinter dem Centrum Reichshofen. Wörth mit seinen zur Vertheidigung sehr geeigneten massiven Steinhäusern und seiner Brücke über die Sauer mußte für den Schlüssel dieser Aufstellung gelten, deren Frontlänge 3/4 Meilen betrug. Sie zu behaupten hatte der Marschall allerdings nicht mehr als ungefähr 45,000 Mann [2]); allein die Stellung war so gut

1) „Il ne s'est pas rendu compte, de l'imminence de l'attaque à laquelle il était exposé“, meinte später der Marschall Leboeuf. Enquête parlementaire, I, 51.

2) Duret, I, 207, gibt dem Marschall „un peu plus de 40,000 hommes“, während De Mazade, I, 79, nur von „à peine 35,000

gewählt und zubereitet, so außerordentlich stark, daß mit Hinzurechnung ihrer zahlreichen und geschickt postirten Artillerie und der gewaltigen Tragweite ihres Infanteriegewehrs die Franzosen selbst einem an Zahl weit überlegenen Angreifer gegenüber immerhin auf einen Erfolg rechnen konnten. Es ist daher glaubhaft, daß Mac Mahon als ihm am Abend vom 5. August aus Metz die Weisung zugegangen, daß auch das 5. Armeekorps zu seiner Verfügung wäre, ausgerufen habe: „Ihr Herren Preußen, jetzt hab' ich euch!" Ist doch sogar von urtheilsfähigster Stelle deutscherseits zugegeben worden, daß durch das Herbeikommen De Failly's das Schicksal des Schlachttages von Wörth hätte gewendet werden können[1]. Der Marschall sandte sofort den telegraphischen Befehl an De Failly, mit möglichster Beschleunigung zu ihm zu stoßen. Maßen nun Bitsch, wo das Hauptquartier des 5. Korps sich befand, nicht viel mehr als 4 Meilen von Wörth abliegt und die von Bitsch nach Hagenau laufende Eisenbahn die rasche Ueberführung der Truppen Failly's bis auf 1 Meile Entfernung von Wörth ermöglichte, so durfte Mac Mahon bestimmt erwarten, das 5. Korps werde sich am 6. August entweder ganz oder doch zu einem großen Theil an den linken Flügel seiner Stellung anschließen, wie sich am Morgen dieses Tages die Division Conseil-Dumesnil vom 7. Korps als sein rechter Flügel bei Eberbach aufgestellt hatte[2].

---

hommes" wissen will. Diese Schätzung ist entschieden viel zu niedrig gegriffen.

1) „Die Wagschale konnte sich zu Gunsten der französischen Waffen neigen, wenn das Korps Failly miteingriff." Generalstabswerk, I, 218.

2) „Der äußerste linke Flügel stand bei Neuweiler, 4 Meilen von Bitsch, der äußerste rechte bei Albrechtshäuserhof und Morsbronn; im Centrum lagen die Dörfer Elsaßhausen und Fröschweiler, dieses links, jenes rechts von der Straße Reichshofen-Wörth. Festungsgleich, auf isolirten Hügeln, über die unterwärts liegenden Waldungen emporragend, von massiven Gartenmauern umzäunt, beherrschten diese Dörfer die fran-

Wenn also der Marschall an diesem Augustmorgen von den welligen Ausläufern der Vogesen, worauf er stand, von diesem auf den Kämmen mit Wäldchen bekrönten, an den Abhängen mit Reben und Hopfengärten bedeckten Hügelgelände in das durchschnittlich 1000 Schritte breite Wiesenthal der Sauer niedersah, deren Ueberschreitung ihres tief eingeschnittenen Rinnsals wegen schwierig war; wenn er erwog, daß der angreifende Feind deckungslos diesen Wiesenplan durchschreiten und unter dem Feuer der französischen Kanonen, Mitrailleusen und Chassepots gegen die steil aufsteigenden, wohlbefestigten Anhöhen, worauf die Franzosen sich verschanzt hatten, angehen müßte; wenn er bedachte, daß er, nachdem die Deutschen ihre besten Kräfte in Sturmversuchen auf seine wohlgedeckte Schlachtlinie erschöpft hätten, mit den frischen Truppen, die ihm Failly zuführen würde, seinerseits einen wuchtigen Angriffsstoß von oben herab werde machen können: — so erscheint es ganz begreiflich, daß der französische Feldherr ausgerufen habe: „Messieurs les Prussiens, je vous tiens!“ Haben doch militärische Kritiker von verschiedenen Nationen nachmals geurtheilt, es sei von den Deutschen geradezu toll gewesen, gegen eine solche Stellung anzurennen und vollends in der Front. Allein die Deutschen wollten sich, mußten sich möglichst rasch die Pässe durch die Vogesen öffnen. Es hing viel davon ab, vielleicht das ganze Schicksal des Feldzuges, und so brachen sie durch mit unwiderstehlicher Gewalt.

Und zudem erwies sich ja eine der wichtigsten Voraussetzungen, auf welche Mac Mahon seine Hoffnungen auf einen Erfolg gebaut hatte, als von vornherein hinfällig. Failly kam nicht. Warum er aber nicht kam, das ist kennzeichnend für die ganze Art und Weise französischer Kriegsführung von

zösische Aufstellungslinie; den weithin gebietenden Höhenpunkt bildete die Kirche von Fröschweiler, in welche der Marschall sein Hauptquartier verlegte hatte.“ Hassel, S. 116.

dazumal. Schon der Umstand, daß das 5. Korps in seinen Aufstellungen auf eine Länge von 5 Meilen auseinandergezerrt war, ist sehr misslich gewesen. Indessen hätte sich dieser Uebelstand sicherlich gutmachen lassen, so der General Failly ein anderer gewesen, als er war. Um 9 Uhr Abends vom 5. August kam ihm das Telegramm des Marschalls zu Handen. Hätte nun Failly die Nacht darauf verwandt, mit Aufbietung der nöthigen Thatkraft seine Truppen zu sammeln und gen Wörth in Marsch zu setzen, so mußte er wenigstens mit einem beträchtlichen Theile derselben die Walstatt erreichen, bevor der Kampf entschieden war. Aber der General wußte nichts von Thatkraft. Alles, was er that, war, daß er dem General Guyot de Lespart, welcher mit der 3. Division des Korps östlich von Bitsch stand, den Befehl gab, am folgenden Tage den Marsch nach Wörth anzutreten. Aber, wohlverstanden, Guyot erhielt diesen Befehl nicht noch am Abend vom 5. August oder während der Nacht, sondern erst am Morgen des folgenden Tages, so daß er vor 6 Uhr nicht aufzubrechen vermochte. Er marschirte und war mit seiner Division bis nach Philippburg gelangt, also noch 2½ Meile von Wörth entfernt, als ihm ein spornstreichs überbrachter Befehl Failly's Halt und Umkehr gebot. Der Befehlshaber des 5. Korps hatte nämlich derweil von seiner fixen Idee, er könnte in Bitsch von Zweibrücken her angegriffen werden, so ganz sich übermannen lassen, daß er seinen Untergebenen Guyot, statt denselben zur Verstärkung Mac Mahons weiter vorwärts marschiren zu lassen, schleunigst zu seiner eigenen Verstärkung zurückrief. So kam es, daß die Verfügung über das 5. Korps dem Marschall, welcher davon so viel erwartet hatte, gar nichts nützte [1].

---

1) Der General De Failly hat sich nachmals in seiner Vertheidigungsschrift „Opérations et marches du 5e corps“, p. 11—12, dahin ausreden wollen, daß im günstigsten Falle die Division Guyot erst Nach-

Inzwischen war die 3. deutsche Armee in der Morgenfrühe des 5. August aus ihren Lagern an der Lauterlinie aufgebrochen und hatte sich südwestlich gegen die Vogesen gerichtet.

---

mittags hätte eintreffen können und da wäre es doch schon zu spät gewesen. Allerdings. Aber die Ausrede ist unstichhaltig, weil die ganze Sachlage sich anders gestaltet haben müßte, so der General in der Nacht vom 5. auf den 6. August seine Schuldigkeit gethan hätte. Man ließ ihn trotz seiner bei Bitsch erwiesenen Unfähigkeit und Schlaffheit an der Spitze seines Korps, wie um ihn Gelegenheit zu geben, später bei Beaumont in kläglichster Weise zu beweisen, was für eine Sorte von General er wäre. Die Gerechtigkeit fordert jedoch, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, daß De Failly hinsichtlich seines Verhaltens zu Bitsch im August einen Vertheidiger gefunden in der Person eines deutsch-österreichischen Generalstabsoffiziers, E. Beck, welcher im 1. Heft seiner taktischen Studien über „Die Einmarschkämpfe des deutschen Heeres im August 1870" (Wien 1872), S. 35, so geurtheilt hat: — „De Failly hatte nach Wörth zwei Straßen, über Philippsburg und durch das Bärenthal. Alle Kräfte konnte dieser General ohnehin nicht von der Gränze entfernen, so lange noch der linke Flügel der französischen Armee nicht auf Metz zurückgegangen war, und mußte derselbe sowohl bei Saargemünd als auch bei Bitsch Truppen zur Beobachtung zurücklassen. Dazu genügten 2 Brigaden Infanterie und 1 Brigade Reiterei. Mit dem Reste (2 Divisionen Infanterie, 1 Brigade Kavallerie und der Korpsartillerie) konnte er sodann in $1^1/_2$ bis 2 Tagen, also keinesfalls vor dem 7. August in Wörth eintreffen. Allein, abgesehen davon, daß dies zu spät gewesen wäre, so erließ Mac Mahon an den General De Failly am 5. August keinen diesbezüglichen Befehl, sondern nur die Anfrage: „Faites-moi connaître quel jour et par où vous me rallierez; il est indispensable, que nous réglions nos opérations." Diese Anfrage beweis't, daß der Marschall über seine Absichten ganz im Unklaren war, und erscheinen die gegen De Failly vorgebrachten Anklagen vollkommen ungerechtfertigt." Doch wohl nicht so ganz „vollkommen". Der Anwalt De Failly's hat das Telegramm Mac Mahons außeracht gelassen, welches am Abend vom 5. August in Bitsch einlief, sowie den Umstand, daß die Division Guyot de Lespart, obgleich sie erst am Morgen vom 6. August gen Wörth aufbrach, dennoch vor dem Spätabend bei Reichshofen angelangt war. Diese zwei Thatsachen machen, scheint mir, Becks ganze Argumentation hinfällig.

Bevor der Kronprinz am Abend vom 4. August im Pfarrhause von Schweighofen, wo er nächtigen wollte, zur Ruhe gegangen, waren daselbst die gefangenen Turkos und Zuaven gesammelt worden, um nach Bergzabern gebracht zu werden. Die Turkos saßen mit dem Fatalismus ihrer Rasse und Religion am Boden und warteten ruhig, bis sie abgeführt wurden. Die Zuaven gestikulirten, deklamirten und komödirten. „Niemals wären wir gefangen worden, so nicht je über 1 Franzosen 10 Preußen hergefallen wären!“ Die deutschen Soldaten zogen gleichmüthig an den schweigsamen Turkos wie an den fistulirenden Zuaven vorüber, ohne einen Laut unziemlichen Hohnes, und sahen auf diese schwarzen und kupferbronzenen Gesichter bereits so gelassen wie auf alle anderen Erdenkinder[1]).

Da man im Hauptquartier der 3. Armee von der Ansicht ausging, die Franzosen würden das Elsaß und die Vogesenpässe nicht ohne Kampf aufgeben, und demnach voraussetzte, daß sie etwa zwischen Hagenau und Bischweiler zu einer Schlacht sich stellen wollten, so wurden die vormarschirenden deutschen Heersäulen in einem Umkreise von $2^1/_2$ Meilen zusammengehalten, damit man gegebenen Falles nach Bedarf über sie verfügen könnte. Am rechten Flügel zog das 2. baierische Korps, gefolgt von dem 1., und nahm die Richtung auf Lembach. Am linken Flügel marschirte das 5. preußische Korps und richtete sich auf Preuschdorf. Im Centrum bewegte sich das 11. preußische Korps mit dem Marschziel Sulz unterm Walde, wo am Abend das kronprinzliche Hauptquartier eintraf. Die Wirtemberger und Badenser unter Werder wurden angewiesen, von Lauterburg her näher an das Armeeganze sich heranzuziehen und gen Aschbach vorzurücken.

Zeitig am Tage kam dem Kronprinzen auf dem Marsche die Kunde zu, daß der Feind nicht in der vorausgesetzt süd-

1) Hassel, 112.

wärtsigen Stellung, sondern westlich und beträchtlich näher, nämlich jenseits der Sauer auf den Höhen hinter Wörth seine Truppen zusammengezogen und eine drohende Haltung angenommen hätte. Zwei Generalstabsoffiziere, Major Hahnke und Hauptmann Viebahn, welche über Sulz hinaus auf Kundschaft geritten und den französischen Vorposten im Sauerthale auf Schußweite nahegekommen waren, hatten diese Kunde gebracht. Demzufolge waren den Tag über die nöthigen Aenderungen in den Marschzielen der verschiedenen Heersäulen angeordnet worden, so daß ihr Eintreffen an der Sauerlinie zu einer gegebenen Zeit, d. h. im Laufe des Vormittags vom 6. August erwartet werden durfte. Am weitesten ab von diesem gemeinsamen Ziele standen am Abend vom 5. August die Wirtemberger und Badenser bei Aschbach, 2½ Meile von Wörth, am nächsten war der General Kirchbach mit dem 5. Korps zu Preuschdorf, von wo es nur eine halbe Meile bis nach Wörth. Das 11. Korps hätte von Sulz, wo es beiwachtete, in gerader Linie bis Wörth nur 1½ Meilen zurückzulegen gehabt, durfte aber, um nicht in das 5. Korps hineinzugerathen, diesen Weg nicht nehmen, sondern mußte auf dem Umweg über Gunstett zur Sauer galangen. Von Lembach, wo das 2. baierische Korps nächtigte, rechnete man 1 Meile bis Wörth, von Ingolsheim, dem Nachtquartier des 1. baierischen Korps, mehr als 2 Meilen. Aus der Verschiedenheit dieser Entfernungen erklärt sich die Verschiedenheit des Eingreifens der deutschen Harste in die Schlacht vom 6. August. Dem Feinde am nächsten stand schon am Abend vom 5. das 5. Korps, welches seine Streifwachen bis an die Sauer vorschickte.

Die Schlachtordnung der Franzosen, nachdem sie am 6. Augustmorgen bestimmte Gestalt gewonnen, war so: — Die 1. Division unter Ducrot hielt als linker Flügel die Linie Fröschweiler-Neuweiler, mit ihrer linken, etwas zurück-

gebogenen Flügelspitze an den zwischen Neuweiler und Reichshofen gelegenen Wald gelehnt. Das Centrum, von Fröschweiler über Wörth bis zur Sauerbrücke reichend, machte die 3. Division unter Raoult, links auf Fröschweiler, rechts auf Elsaßhausen gestützt. Zwischen diesem Dorf und Eberbach war die 2. Division unter Pellé aufgestellt, etwas zurück hinter dem rechten Flügel der 3. und hinter dem linken Flügel der 4. Division unter Lartigue, welche mit ihrer Hauptmasse den Albrechtshäuserhof hielt und geradeaus über das Sauerthal hinweg Gunstett, rechtshin Morsbronn beobachtete. Hinter der 4. Division stand am Eberbach die Division Conseil-Dumesnil vom 7. Korps und etwas links vor ihr die Kürassirebrigade Michel, befehligt vom General Duhesme. Hinter der 3. Division, also etwas rückwärts zwischen Fröschweiler und Elsaßhausen hielten die Kavallerie-Division Bonnemains und die Kavalleriebrigade Septeuil.

Mac Mahon hat in seinem vom 7. August aus Zabern an den Kaiser gerichteten Schlachtbericht angegeben, er habe die Stellung bei Wörth gewählt, um die Eisenbahn nach Bitsch und die wichtigsten Straßenzüge durch die Vogesen zu decken. Diese strategische Aufgabe zu erfüllen, war nun aber die gewählte Stellung nicht sehr geeignet. Dagegen hatte sie allerdings große taktische Vorzüge, namentlich unter der Voraussetzung, daß der Marschall über die Stärke, über die Marschordnung und die Absichten des herankommenden Feindes wenigstens einigermaßen gut unterrichtet war. Von höchstem Werth für ihn wäre natürlich gewesen, daß er gewußt oder errathen hätte, wie und womit die Deutschen den Angriff auf die französische Vertheidigungsstellung thun würden. Er wußte aber nichts und errieth wenig. In einem Punkt jedoch traf er das Rechte, insofern er nämlich den Angriff erst am 7. statt schon am 6. August erwartete. Denn sein Gegner, der Kronprinz, beabsichtigte ja wirklich nicht, schon am 6. ernstlich zu schlagen,

sondern wollte, daß sich die vorgerückteren seiner Truppen an diesem Tage auf ein Kundschaftsfechten beschränkten, um sich über Bodenverhältnisse und Einzelnheiten der feindlichen Aufstellung zu vergewissern und den weiter rückwärts stehenden deutschen Harsten Zeit zum Herankommen zu geben [1]). Man kann demnach sagen, daß die Schlacht von Wörth gegen den Wunsch und Willen der beiderseitigen Feldherrn begonnen worden.

Die ersten Anfänge der Blutarbeit vom 6. August reichen in die Nacht zurück, indem sich die Vorposten der beiden Heere im Sauerthale herumschossen. Mit Tagesanbruch wurde dann das Scharmutziren häufiger und lebhafter. Vor Wörth machten die Deutschen, vor Gunstett die Franzosen die Ruhestörer. Als der Generalmajor Walther, welcher mit der 20. Infanteriebrigade Wörth gegenüberstand, zur 4. Morgenstunde seine Feldwachen besichtigte, nahm er drüben im feindlichen Lager viel Bewegung wahr und hörte Gelärm herüberschallen. Er hielt das für Merkmale eines beabsichtigten Abmarsches der Franzosen. Da es räthlich, sich Gewißheit zu verschaffen, ordnete der General eine „gewaltsame" Erkundung gen Wörth und darüber hinaus an. Um 7 Uhr warf demzufolge eine nördlich der von Wörth nach Preuschdorf führenden Straße aufgefahrene deutsche Batterie Granaten, von welchen etliche zündeten, in den stattlichen Flecken hinein und ging 1 Bataillon vom 37. Füsilirregiment zum Angriff auf denselben vor. Vier französische Batterieen antworteten vom westlichen Thalrande her alsbald der deutschen auf dem östlichen; auch trat französische Infanterie zum Kampf an. General Walther wußte jetzt, was er wissen wollte, d. h. daß der Feind mit Massen bei und hinter Wörth stände und nicht abzuziehen

1) M. v. Eelking, der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, I, 161. Borbstädt, 193. Fontane, I, 168. Junck, I, 238. Generalstabswerk, I, 239.

Miene machte. Er brach also um $8^1/_2$ Uhr das Gefecht ab und ließ seine Leute in ihre Beiwachtstellungen zurückgehen, womit er einem ausdrücklichen Befehl seines Korpsbefehligers, des Generals Kirchbach, nachkam, welcher ja wußte, daß der Kronprinz heute nicht schlagen wollte. Auch das um 5 Uhr vonseiten der Franzosen von ihren Stellungen beim Albrechtshäuserhof aus gegen Gunstett hinüber mit Infanterie und Artillerie unternommene Scharmützeln führte vorerst noch zu keinem ernsteren Zusammenstoß.

Aber die ersten vor Wörth gefallenen Kanonenschüsse hatten nach links- und rechtshin den deutschen Heertheilen ein gern vernommenes Vorwärts zugerufen und von links- und rechtsher ließ die bejahende Antwort nicht auf sich warten. Das 2. baierische Korps war schon frühmorgens mit seinen Spitzen bei Mattstall gefechtsbereit, und als der Kanonenruf von Wörth her nicht aufhörte, ließ der General Hartmann kurz nach 8 Uhr die 4. Division auf Langensulzbach und Fröschweiler vorgehen. Zur gleichen Zeit, wo solches am rechten deutschen Flügel geschah, schob sich am linken das 11. preußische Armeekorps unter Bose hinter dem 5. hinweg durch den Niederwald auf Gunstett und an die Sauerniederung vor, in das über dieselbe herüber von den Franzosen mit allmälig verstärkten Kräften unterhaltene Gefecht eingreifend, obzwar zunächst nur mit wenigen Vortruppen. Vom 11. Korps aus, welches ja die Verbindung mit den Wirtembergern und Badensern zu unterhalten hatte, wurde Werder benachrichtigt, daß sich an der Sauer etwas vorzubereiten schiene und was, worauf der General sofort seine beiden Divisionen in Marschbereitschaft setzte und von der wirtembergischen die Reiterbrigade unter Scheler und die Fußvolkbrigade Starkloff mit der dazu gehörigen Artillerie von Reimersweiler aus und über Surburg gen Gunstett vorschickte, während er später, einem Befehl des Kronprinzen nachkommend, mit dem Rest seiner

Streitkräfte über Graswald demselben Ziele zustrebte. Da nun auch das 1. baierische Korps bald zur Unterstützung der Truppen des Generals Kirchbach auf Preuschdorf in Bewegung war, so ging eine große Vorschritts- und Angriffsregung durch den ganzen deutschen Heerkörper gerade dannzumal oder wenigstens kurz nachher, als vom Heerführer die Losung „Heute nicht schlagen!" ausgegeben worden und zu den Vordertruppen gelangt war.

Nun hatte sich aber das Abbrechen des Gefechtes das Sauerthal entlang als sehr schwierig herausgestellt, weil die Franzosen, bevor die Deutschen hier mit Massen aufzutreten vermochten, vermöge ihrer Anzahl und der Beschaffenheit ihrer Stellungen so im Vortheil waren, daß sie die deutschen Vortruppen, so diese einmal wichen, fraglos mit großen Verlusten auf die noch weiter entfernten Armeetheile hätten zurückwerfen können. Also ausharren und die vorhandenen Kräfte kühn und nachdrucksam einsetzen, um das zeitige Herankommen stärkerer zu ermöglichen.

Der General Kirchbach fasste, nachdem er die Sachlage überblickt, diesen Entschluß auf eigene Verantwortung und es war dies einer der im großen Jahre nicht seltenen Augenblicke, wo deutsche Generale, unabhängig von ihren Feldherrn, nach bestem Wissen und Gewissen selbstständig handelten zum Heile des Ganzen. Vor solche Entschlüsse gestellt, zeigt sich der ganze Mann, und als so einer erwies sich Kirchbach am 6. August, als er den ernsten Angriff seines Korps auf Wörth anordnete und befahl, seine Waffengenossen rechts und links von der Zwangslage, in welcher er sich befände, verständigte und zur Mitwirkung bei seinem Vorgehen aufforderte, sowie den Kronprinzen benachrichtigte, was er gethan und warum. Die erste Ermuthigung kam ihm von linksher, von seinem Kameraden Bose, welcher zurücksagen ließ, das 11. Korps werde das 5. nicht im Stiche lassen, und zur Bekräftigung dessen ungefähr

zur gleichen Zeit, wo Kirchbach mit Macht gegen Wörth vorging, also kurz nach 12 Uhr, die 22. Division den Franzosen in die rechte Flanke schickte. Weniger tröstlich lautete die Antwort von rechtsher, von den Baiern, welche, nachdem ihnen der Befehl, das Gefecht abzubrechen, zugekommen, von Langensulzbach etwas zurückgegangen und zur sofortigen Wiederaufnahme des Kampfes in vergrößertem Maße nicht bereit waren, weil sie erst Verstärkungen von Lembach heranholen mußten. Kirchbachs Bote an den Kronprinzen traf diesen schon unterwegs nach Wörth, wohin der mehr und mehr verstärkte Kanonendonner ihn mit seinem Stabe gerufen hatte. Um 1 Uhr erreichte der Feldherr die Höhen vor Wörth und übernahm die Leitung der angehobenen Schlacht.

Der Marschall hatte derweil Anstalten getroffen, dem Angriff zu stehen. Früh am Morgen war er von Fröschweiler zum General Ducrot am linken Flügel hinübergeritten, weil der General gemeldet hatte, daß er durch das erste Vorgehen der Baiern gegen Langensulzbach seine Stellung gefährdet glaubte und einer Verstärkung bedürfte. Mac Mahon — sein schon angezogener Bericht an den Kaiser vom 7. August beweis't es — war durch das Erscheinen deutscher Truppen in seiner linken Flanke überrascht worden. Maßen nun aber die Baiern aus den berührten Gründen von dem frühmorgigen Angriff auf den linken Flügel der Franzosen abgelassen hatten, so meinte der Marschall dem Vorgehen der Baiern auf Langensulzbach, gerade wie dem ersten Vorgehen der Preußen auf Wörth, nur die Bedeutung von Scheinangriffen zuerkennen zu müssen. Er folgerte daraus, daß der wirkliche Angriff der Deutschen erst am folgenden Tage stattfinden würde, und zu dieser Folgerung mag ihn auch der Umstand mitverleitet haben, daß während der Nacht heftige Gewitterregen niedergegangen waren, deren Wirkungen auf die Straßen, Wege und Felder dem Herankommen der feindlichen Truppen beträchtliche Schwie-

rigkeiten bereiten müßten[1]). Der französische Feldherr brachte von seinem linken Flügel noch eine zweite Meinung mit nach Fröschweiler zurück, diese, daß die Hauptstöße der Deutschen eben gegen den linken Flügel und gegen das Centrum der französischen Aufstellung sich richten würden. Er that demzufolge zweierlei: er nahm seinen linken Flügel unter Ducrot etwas zurück, so daß derselbe mit seiner rechten Spitze der linken von der eigentlichen Frontlinie unter Raoult angenähert wurde, und bereitete sich überhaupt vor, den Raum, welchen Fröschweiler, Elsaßhausen, Wörth und Eberbach markirten, zum Schauplatz seines Widerstandes zu machen; sodann fertigte er um 9½ Uhr einen Eilboten an den General Failly ab mit der dringenden Aufforderung, derselbe möchte den vorausgesetzten Marsch des 5. Korps gen Wörth beschleunigen. Der Offizier, welcher diese Botschaft trug, traf um 1 Uhr bei Failly ein. Der General wollte aber nichts thun. Er klagte, seine Truppen lägen zu weit auseinander — warum hatte er sie denn noch immer nicht zusammengezogen? — und flunkerte wieder von einem Angriff, welcher von Zweibrücken und Pirmasens her auf ihn geschehen könnte. Das Ende der elenden Ausrederei war, daß sich Failly nicht vom Flecke rührte und nur mit Mühe zu bewegen war, wenigstens der bei Philippsburg festgehaltenen Division Guyot den Befehl oder Gegenbefehl zugehen zu lassen, ihren unterbrochenen Marsch nach der Gegend von Wörth wieder aufzunehmen und fortzusetzen. Daß dieses geschah und Guyot mit seiner Division am Abend des Tages hinter Reichshofen eintraf, wurde für die Armee Mac Mahons immerhin noch zu einem großen Glücksfall.

1) Dem war auch so. Der Vormarsch der Deutschen zum Sauerthal war daher wirklich sehr mühsälig. Allein deutsche Geduld und Zähigkeit vermögen bekanntlich nicht nur Sauerkraut und Straßenkoth, sondern noch ganz andere Dinge zu überwinden.

Zur Stunde, wo der Kronprinz auf der Walstatt eingetroffen, war die Gefechtslage für die Deutschen ungünstig genug. Sie hatten einen in furchtbarer Stellung stehenden tapferen Feind angegriffen und zu Gegenstößen gereizt, welchem sie an Zahl nicht gewachsen waren. Denn dazumal, um 1 Uhr Mittags, befanden sich zwar Theile von 3 deutschen Heerhaufen im Gefechte, allein hinter diesen Truppen war kein naher Rückhalt vorhanden, weil eben die Massen erst noch im Anmarsch. Aber man war überzeugt, daß Kirchbach, welcher sich in den Besitz von Wörth gesetzt hatte, mit dem 5. Korps und seiner zahlreichen Artillerie einen allfälligen Versuch der Franzosen, von Fröschweiler her die deutsche Linie zu durchstoßen, hintanzuhalten vermöchte, bis es im Laufe des Nachmittags möglich sein würde, den Feind auf jeder Seite mit etlichen 30,000 Mann zu umflügeln[1]). Demnach beschloß der Kronprinz, den begonnenen Kampf energisch weiterzuführen, und ließ diesen Befehl ausgehen: „Das 2. baierische Korps drückt derartig auf die linke Flankenstellung des Feindes, daß es hinter derselben in Richtung auf Reichshofen zu stehen kommt. Das 1. baierische Korps schiebt sich, unter Zurücklassung einer Division als Reserve, mit möglichster Marschbeschleunigung zwischen das 2. baierische und 5. preußische Korps ein. Das 11. Korps[2]) geht über Elsaßhausen und am Niederwalde vorbei energisch auf Fröschweiler vor. Vom Korps Werder folgt die wirtembergische Division dem 11. Korps über die Sauer; die badische Division geht vorläufig bis Surburg. Das 5. Korps wird die Höhen hinter Wörth angreifen, aber diesen Angriff abhängig machen von dem Eingreifen des 11. Korps und der Baiern vom 1. Korps."

Es war also vonseiten der deutschen Heerleitung auf das abgesehen, was man einen koncentrischen Angriff nennt.

1) Junck, I, 245.

2) Welches um 1 Uhr die Sauer zu überschreiten begonnen hatte.

In Befolgung des einfachen und klaren Befehls, der so eben mitgetheilt worden, begannen alsbald die Räder und Walzen der gewaltigen Maschine zu arbeiten. Alles klappte. Zwischen 2 und 3 Uhr standen die Sachen so: Am rechten Flügel brach das 2. baierische Korps über Langensulzbach auf die Franzosen unter Ducrot vor, während das 1. baierische Korps über Lambertsloch, Mitschdorf und Görsdorf auf die Sauer zueilt, um gen Fröschweiler vorzudringen. Das 11. Korps hat Morsbronn genommen und sich im Niederwald festgesetzt, von wo es nach blutigem Ringen auf Elsaßhausen andringen wird. Das 5. Korps ist, eine breite Blutspur hinter sich zurücklassend, stürmend auf die Höhen hinter Wörth gelangt und bereitet sich zum Sturm auf Fröschweiler. Linker Hand vom 11. Korps ziehen die beiden wirtembergischen Brigaden Starkloff und Hügel heran[1]). Unlange nach 3 Uhr[2]) war dann die ganze Schlachtlinie der Deutschen von Eberbach südlich bis zur Höhe südöstlich von Neuweiler in umfassendem Vorrücken auf ihr gemeinsames Ziel Fröschweiler begriffen, um hier den Hauptschlag zu thun.

Aber was für Mühsal, wie viel Blut hatte es gekostet, dahin zu kommen!

Die französische Abwehr war des deutschen Angriffs würdig. Es ist unbestritten und unbestreitbar, daß die Franzosen, so lange sie das Feld zu halten vermochten, sich ganz

1) „Der Aufmarsch dieser mächtigen Heersäulen verzögerte sich nicht einen Augenblick länger, als man beim Oberkommando berechnet hatte. Mit der überlegenen Ruhe, die sein Wesen auszeichnet, hielt General Blumenthal die Uhr in der Hand und zeigte auf die Minute, wo rechts und links der Pulverdampf aufsteigen werde, zum sicheren Zeichen, daß dort die Baiern, hier die Wirtemberger und das 11. Korps ins Gefecht eingetreten wären. Der Zeiger hatte die Stelle noch nicht erreicht, als der Kanonendonner auf beiden Seiten bewies, daß die Verkündigung Blumenthals richtig gewesen.“ Hassel (als Augenzeuge), S. 131.

2) „In der vierten Nachmittagsstunde“. Generalstabswerk, I, 280.

vorzüglich geschlagen haben, und es ist ebenso wahr, daß ihr Marschall an diesem Tage von Wörth zwar nicht als ein großer Feldherr, aber doch als ein guter „Bataillengeneral“ sich erwiesen hat.

Ein großer Antheil vom Siege der Deutschen kommt dem 11. Korps zu, welches nach heftigem Fechten, das besonders im Niederwald zu einem mörderischen Handgemenge zwischen den Leuten vom 83. und 94. Regiment und den Zuaven vom 3. und den Turkos vom 5. Regiment wurde, den rechten Flügel der Franzosen warf, indem es die Division Conseil-Dumesnil und die Division Lartigue aus ihren Stellungen schlug und von dem Hügelgelände, worauf dieselben gestanden, Besitz ergriff, um hierauf gen Elsaßhausen vorzugehen. Durch Truppen vom 5. Korps linksher unterstützt, bemächtigt sich der General Bose des Dorfes, also eines der Hauptbollwerke des Feindes, muß aber diesen großen Erfolg mit einer schweren Verwundung bezahlen. Er bleibt trotzdem zu Pferde, um den letzten Stoß auf das letzte französische Bollwerk, den Stoß auf Fröschweiler mitzuführen, und dabei wird der Tapfere noch eine zweite Wunde empfangen.

Eine tragische Episode in den Kämpfen des 11. Korps an diesem Tage bildete die blutige Zurückweisung des Reiterangriffs der Kürassirebrigade Michel bei Morsbronn. Als sich die Deutschen von hier aus zu weiterem Vordringen anschickten, fasste der General Lartigue, welcher den rechten Flügel der Franzosen kommandirte, den Entschluß, die genannte Reiterbrigade den Angreifern in die linke Flanke zu werfen, um ihr Vorschreiten aufzuhalten und seiner bedrängten Infanterie Luft zu machen. Er hätte freilich wohlgethan, den Grund und Boden, auf welchem die Kavallerie auf den Feind anreiten sollte, vorher zu besichtigen oder besichtigen zu lassen. Dann würde er vielleicht die Bemerkung des Führers der Brigade, des Generals Duhesme, daß der befohlene Angriff

ein Wahnsinn wäre, welcher die Kürassire nutzlos zu Grunde richten müßte, beachtet und berücksichtigt haben[1]). Es geschah nicht. Der Befehl zum Vorgehen und Einhauen wurde gegeben und so heldisch, wie nur jemals französische Kavallerie eine Attake gemacht hat, ritten die 2 Kürassireregimenter (8 und 9) und etliche Schwadronen vom 6. Lanciersregiment auf einem Boden, wo Baumreihen, Gräben und Hecken das Fortkommen selbst für Infanterie höchst beschwerlich machten, gegen Truppentheile der deutschen Regimenter 32, 80 und 94 an und warfen sich mit lautem „Vive la France!“ auf ihre Gegner. Aber der Anprall dieser Reitermasse — mehr als 1000 Pferde stark — brach sich an der kaltblütigen Standhaftigkeit des deutschen Fußvolkes, welches den „verwegenen Angriff empfing, wie es gerade stand, ohne Vierecke oder auch nur Schützenknäuel zu bilden, in solchen Formationen, welche die ausgiebigste Feuerwirkung gestatteten“ [2]). Die Brigade Michel wurde so gut wie vernichtet; denn nachdem sie Haufen von Todten und Verwundeten auf dem Angriffsfelde gelassen, fiel der Rest der zurückjagenden Reiter auch noch unter die Säbel des 13. deutschen Husarenregiments, welche die Arbeit der deutschen Zündnadelgewehre vollendeten.

Derweil hatte das 5. Korps schwer gerungen, den Aufschritt von Wörth gen Fröschweiler zu gewinnen, welcher ihm scharf und zäh bestritten wurde durch die 3. französische Division unter dem General Raoult. Dreimal war der Ansturm der Deutschen blutig zurückgewiesen worden und erst dann,

1) „Le général Duhesme, malade, ne pouvant plus monter à cheval, mais présent sur le terrain, déclare que c'est une folie, qu'on va faire détruire ses cuirassiers pour rien. On lui répond qu'il n'y a pas d'autre moyen de sauver les débris de la division. „„Mes pauvres cuirassiers!““ dit le général Duhesme en essuyant une larme.“ De Mazade, I, 103.

2) Generalstabswerk I, 258.

als von rechtsher die Baiern, die geworfene Division Ducrot vor sich hertreibend, genaht waren, als von linksher die Truppen Bose's den Soldaten Kirchbachs zur Wegnahme von Elsaßhausen die Hand geboten hatten, und als der tapfere Raoult, zum Tode verwundet, in Gefangenschaft gerathen, erst dann war es dem hartmitgenommenen 5. Korps gelungen, vor Fröschweiler festen Stand zu nehmen.

Bevor aber die Deutschen jetzo, wo auch vom 1. bairischen Korps große Mannschaft aus dem Sauerthal heraufgestiegen und rechts vom 5. preußischen in die Schlachtlinie eingerückt war, wo ebenso die wirtembergische Division rechts vom 11. Korps vor Elsaßhausen stand, bevor unter sothanen Umständen die Deutschen zum letzten Schlag ausholten, versuchte der thatsächlich schon geschlagene Marschall noch einen verzweifelten Gegenstoß. Die Wichtigkeit von Elsaßhausen für die Behauptung seines letzten Bollwerkes Fröschweiler erkennend, raffte er von Infanterie zusammen, was ihm bei der Hand, und ließ die zur Sturmkolonne formirte aus Fröschweiler südwärts vorgehen. Aber das Vorgehen konnte nur ein kurzes sein. An der Stelle der zurückgeworfenen Infanterieregimenter setzte nun Mac Mahon, für den es sich nur noch darum handeln konnte, den unausweichlich gewordenen Rückzug nach Möglichkeit zu decken, das Letzte ein, was er hatte, die aus 4 Kürassiereregimentern bestehende Kavalleriedivision Bonnemains. Als sie zum Angriff gegen die von Elsaßhausen her unter dem Schutz ihrer zahlreichen Artillerie gegen Fröschweiler vorschreitenden Deutschen vorgeholt wurden, hätten diese braven Reiter wie zuvor ihre Schicksalsgenossen von der Brigade Michel zum Marschall sagen können: „Morituri, dux, te salutant!“ Denn zum Tode ging es. Aus dem Munde eines gefangenen Kürassiroberst's erfuhren am Abend die Deutschen, der französische Reitergeneral habe dem Marschall zu bedenken gegeben, daß es Tollheit, auf einem so hügeligen, gräbendurchzogenen,

vielbebäumten Boden gegen die hinter Hecken, in Reben-, Hopfen- und Obstgärten stehende feindliche Infanterie anzureiten. Das hieße die Division geradezu auf die Schlachtbank führen. Worauf Mac Mahon: „Ich muß sie opfern, um den Rest der Armee zu retten"[1]). Und er opferte sie. Was nicht, als der Anritt geschah, unter den Kugeln der Deutschen gefallen oder verwundet gefangen worden, stäubte in wilder Flucht nach allen Seiten auseinander.

Etwas nach 4 Uhr erging der deutsche Sturm auf das in Flammen aufleuchtende Fröschweiler. Den vom Süden, Osten und Norden her anstürmenden Scharen hatte ihre Artillerie gut vorgearbeitet. Bevor es 5 Uhr, war das Dorf in den Händen der Sieger und die Schlacht zu Ende[2]). In wüstem Wirrwar wälzte sich der Rückzug der Franzosen, welcher bis nach Zabern nur eine Flucht war, Reichshofen und Niederbronn zu, und maßen die vom Kronprinzen mit der Verfolgung betrauten Baiern und Wirtemberger sich alsbald auf die Fährten der Flüchtlinge setzten, so mußte die Katastrophe eine furchtbarere werden, als sie ward, so nicht die inzwischen bei Reichshofen eingetroffene Division Guyot de Lespart der Verfolgung sich in den Weg gestellt und derselben die Spitze abgebrochen hätte. Der Schrecken war freilich auch dann noch groß, als die Gefahr eigentlich schon vorüber, und peitschte die fliehende Masse durch die Engpässe der Vogesen, während ein Theil südwärts ausbog, über Hagenau Straßburg zufloh und Bestürzung und Verwirrung in diese Festung trug, vor welcher die Deutschen bald erschienen, um sie als ihr recht-

---

1) Hassel, 132. Dieser Berichterstatter verwechselt übrigens den Angriff der Brigade Michel mit dem der Division Bonnemains, woraus erhellt, in was für Irrthümer inbetreff der einzelnen Geschehnisse einer Schlacht selbst Augenzeugen einer solchen verfallen können.

2) Das Siegestelegramm des Kronprinzen ist datirt „Auf dem Schlachtfelde bei Wörth 4½ Uhr".

mäßiges Eigenthum zurückzufordern[1]). Der Marschall hatte die letzten Gegenwehrversuche persönlich geleitet und sein

1) Von den Schilderungen des Fluchtwirrsals ist die am bekanntesten geworden, welche ein Mitarbeiter der den Franzosen wohlgeneigten „Wehrzeitung" in Wien aus eigener Anschauung entworfen hat. Er befand sich am 6. August vor dem nördlichen Thore von Hagenau, als „um 4 Uhr" ein „lediges Pferd, den Sattel unter dem Bauche schleppend, zum Stadtthore hineingaloppirte. Bald darauf ein zweites, ein drittes. Dann folgte ein Kürassir auf blut- und schaumbedecktem Pferde, ohne Küraß, ohne Waffen, dann ein Artillerist auf ungesatteltem Pferde. Auf den Gesichtern lag unaussprechliche Angst. Nach einigen Minuten jagte ein Schwarm von etwa 20 Reitern vorüber, worunter mir 2 Zuaven auf 1 Pferde besonders aufgefallen sind. Die andern waren Kürassire in allen Stadien der Furcht, des Schreckens, einige ihre Säbel schwingend, andere wie wahnsinnig auf die armen abgehetzten Pferde dreinschlagend, viele ohne Sattel, die meisten ohne Waffen." Schon dies gibt eine Vorstellung von der Auflösung, in welche die geschlagenen Franzosen verfallen waren. Die ganze Schilderung des Oestreichers ist aus der Wehrzeitung abgedruckt bei Hirth und Gosen, I, 715 fg. Ein Franzos, E. Texier, welchen das pariser Journal „Le Siècle" als Korrespondenten auf den Kriegsschauplatz geschickt hatte, war am 7. August Zeuge des panischen Schreckens, welcher in Zabern herrschte. Fontane hat (I, 190 fg.) seine Aussagen zusammengestellt. Ergreifend ist namentlich die Beschreibung, welche Texier von der Flucht der Bevölkerung Zaberns ins Gebirge entworfen hat. Die bethörten Elsässer flüchteten vor ihren siegreichen deutschen Landsleuten als wie vor Hunnen und Mongolen. Unter den geschlagenen Franzosen begann auch schon in diesen Tagen, d. h. am 7. und 8. August das dumme Geschrei über Verrath. „Offiziere und Soldaten sind wüthend; sie halten sich für verrathen. Ich habe Offiziere und Soldaten aller Waffengattungen gesprochen und alle stimmten überein in dem Ausdruck ihrer Klagen und ihrer Entrüstung. Ich habe noch niemals ein solches Schauspiel der Desorganisation gesehen. Die Armee Mac Mahons mußte sich ohne alle Unterstützung schlagen. Keine Kommunikationen; man weiß nicht einmal, wo die Armee ist, welche der Kaiser kommandirt. Am 6. erstreckte sich Frankreich im Osten bis Straßburg, am 7. hörte es bei Zabern auf, am 8. bei Saarburg. Ich weiß nicht, wo morgen unsere neuen Gränzen sein werden. Das gleicht einem vollständigen Sichselbstaufgeben, einem Sauve qui peut!" (Texier.)

tapferes Gebaren hätte wohl verdient, von seinen Landsleuten in einem besseren Stile gepriesen zu werden, als worin der Hauptmann Persius in Calderons großer Zenobia seine eigenen Heldenthaten beschreibt [1]). Sein Generalstabschef Colson wurde an seiner Seite erschossen, ebenso sein Adjutant de Vogué. Er that auch, was er konnte, um einige Ordnung in den Rückzug zu bringen, welchen geschehen zu lassen er allzu lange gezögert hatte. Als alles vergeblich, wurde er freilich von dem Fluchtstrom mitfortgerissen, nach Zabern, Lüneville, Nancy, wo er am Abend vom 7. August eintraf, „mit Staub und Schmutz bedeckt und mit nur einer Epaulette, da ihm eine Kugel die andere weggerissen hatte“. In Zabern hatten sich an diesem Tage an 15,000 Flüchtlinge von der geschlagenen

---

Weitere von Augenzeugen herrührende Schilderungen der französischen Flucht von Wörth geben Fay (colonel), Journal d'un officier de l'armée du Rhin, 338; Delmas, De Froeschwiller à Paris, 28; Schneegans, La guerre en Alsace, 45.

1) Man glaubt wahrhaftig, der genannte Capitano sei wiedererstanden in der Person des Franzosen, welcher, angeblich „un soldat“, im „Progrès de Lyon“ das Gebaren Mac Mahons also besungen hat. „Vor unsern Bataillonen, welche so eben mittels eines verzweifelten Angriffstoßes der Vernichtung oder der Schande der Gefangenschaft entgangen waren, vor diesen decimirten Regimentern hält der Marschall. Seinen Degen hat er an der Klinge gefasst und schwingt ihn wie eine Keule. Rastlos bearbeitet er mit den Sporen sein großes schaumbedecktes schwarzes Pferd, das dritte Pferd an diesem Tage! Sein Rock hing in Fetzen, seine Kravatte war fort, das offene Hemde ließ die nackte Brust sehen. Dieser Mensch war prachtvoll! Offiziere zogen endlich das große schwarze Pferd am Zügel fort, die Soldaten schrieen: Vive Mac Mahon! und der Marschall, sich in den Bügeln aufrichtend, musterte das Schlachtfeld, brannte sich eine Cigarre an und ordnete seinen bewunderungswürdigen Rückzug. Um 7 Uhr waren wir schon wieder in starker Stellung. Da steckte sich dieser Mann, der seit dem Morgengrauen zu Pferde und im feindlichen Feuer gewesen, dieser Mann, der alle seine Ordonnanzoffiziere um sich her hatte fallen sehen, er steckte sich abermals eine Cigarre an“, u. s. w.

Armee zusammengefunden, großentheils waffen- und gepäcklos. Sie wurden, während eine Menge Versprengter vom Korps Ducrot unter dem Schutz der Division Guyot gen Bitsch rannte und mehrere Tausende von verschiedenen Korps, wie schon erwähnt, über Hagenau nach Straßburg hasteten, angewiesen, das Lager von Chalons zum Wegziel ihres weiteren Fluchtmarsches zu nehmen. Dorthin wandte sich auch der Marschall und um den 17. August war, was von den französischen Truppen, welche bei Wörth gekämpft, gerettet worden, im genannten Lager vereinigt.

Eine zuverlässige Liste der französischen Einbuße an Todten und Verwundeten in der Schlacht von Wörth gibt es nicht. Weniger als 6000 Todte und Verwundete hatten die Besiegten nicht. 200 Offiziere und 9000 Soldaten blieben als unverwundete Gefangene in den Händen der Sieger, welche 1 Adler, mehrere Fahnen, 28 Kanonen, 5 Mitrailleusen, 23 Wagen voll Waffen, eine Menge Fuhrwerk und 1193 Pferde erbeuteten. Die Verluste der Deutschen, welche gegen wohlverwahrte feste Stellungen hatten angehen müssen, waren sehr beträchtlich, sehr: 489 Offiziere und 10,153 Soldaten lagen todt oder verwundet auf der Walstatt [1]). Es fehlte nicht an Zügen wie dieser: — Zu zwei todwunden Soldaten tritt ein Offizier, die sterbenden aus seiner Feldflasche zu tränken. Wie geht es? fragte er den einen. „Herr Leutnant, ich sterbe, aber für Deutschland.“ Und Ihnen? „O, mir geht es gut, denn wir haben gesiegt“ [2]). Als der Kronprinz zur Abendzeit über das zerstampfte, kugelndurchfurchte, blutgetränkte, theuererkaufte Siegesfeld ritt, haben in den Triumphruf, womit die Truppen ihn begrüßten, manche der sterbenden Sieger mit Begeisterung ihren letzten Lebenslaut hineinge-

---

1) Die Zahl der gefallenen Offiziere war 106, die der Soldaten 1483.

2) Hassel, 134.

haucht. Es war all dem Elend und Jammer ringsher zum Trotz doch einer jener Augenblicke, in welchen die Völker ihr Höchstes fühlen und leben. Denn dannzumal scheint auch die Opfer solcher Siege das Gefühl zu überkommen, jedes der für die Sache ihres Volkes brechenden Herzen müßte in der Brust desselben weiterschlagen. Heil jeder Illusion, welche der armen Menschheit irgendwelchen Trost zu gewähren vermag.

Am 7. August hielten die Sieger Rasttag. Am folgenden Tage brach die deutsche Armee, welche der Kronprinz befehligte, zum Wasgauwald auf und marschirte bis an den Fuß des Gebirges. Die Pässe durch dasselbe waren offen und unvertheidigt. Am 11. August stand das Heer jenseits der Vogesen und hatte Fühlung mit der 1. und mit der 2. Armee. Bevor dieser Vormarsch nach Frankreich hinein angetreten worden, war die badische Division aus dem Verband der 3. Armee gelös't und unter dem General Beyer südwärts entsendet worden, Straßburg zu umschließen, zu berennen, zu belagern, zurückzunehmen, wie es 56 Jahre zuvor ein deutscher Dichter prophezeit hatte [1].

Der 6. August, in Folge dessen der General Felix Douay mit seinen Tuppen aus Belfort nach dem Lager von Chalons gerufen wurde, machte auch dem bislang in Bitsch festgeklebten Failly Beine. In der Nacht vom 6. auf den 7. brach er Hals über Kopf mit seinem Armeekorps auf, um dasselbe im Zickzack

---

1) Max von Schenkendorf in seinem 1814 gedichteten Liede von den deutschen Städten, wo es in mehr als billig pietistelndem Tone — welcher übrigens Schenkendorf natürlich war und aus der Stimmung von damals erfloß — heißt (Str. 32):

„Dann wollen wir erlösen die Schwester fromm und rein
Aus der Gewalt der Bösen, die starke Burg am Rhein,
Die Burg, die an der Straßen ins falsche Frankreich liegt,
In der nach ew'gen Maßen Erwin den Bau gefügt."

gen Chalons zu führen, nachdem er bis zum Abend in peinlicher Unschlüssigkeit zwischen den Donnerungen von rechts- und linksher, von Wörth und von Spicheren her, geschwankt hatte, so zu sagen wie Buridans bekannter Esel zwischen den zwei Heubündeln [1]).

6.

Denn der 6. Erntemondtag von 1870 hat ja den Deutschen einen Doppelsieg gebracht und dem Viktoria! von der Sauer antwortete das Viktoria! von der Saar.

Man darf wohl sagen, daß noch niemals ein großer Krieg so glänzend eröffnet worden wie der von 1870 vonseiten der Deutschen.

Im kaiserlichen Hauptquartier zu Metz hatte man sich von der Wirklichkeit der Dinge doch immer wieder ab- und in die Region der holden Täuschungen und Selbsttäuschungen zurückgewandt. Der arme Leboeuf insbesondere verlegte sich abermalen auf das gewohnte Phantasiren. So schrieb er an demselben Tage, wie die Franzosen bei Weißenburg den ersten deutschen Schlag empfingen, ganz vergnügt und zuver-

1) Ich will hier anmerken, daß die Raumverhältnisse meines Buches mir untersagen, die kriegerischen Ereignisse weiterhin mit derselben Ausführlichkeit zu behandeln, womit die Schlacht von Wörth behandelt wurde. Hier gestattete ich mir eine Ausnahme von der sonst mich leitenden Regel, mit dem Raume sparsam zu sein, und zwar that ich so 1) weil der Reiz der Neuheit, welcher den ersten großen Zusammenstoß begleitete, auch auf mich wirkte und 2) weil hier schon eine gute Gelegenheit sich darbot, den Grundcharakter der deutschen Kriegsführung im großen Jahre zu veranschaulichen, das folgerichtig entwickelte, den Verhältnissen allzeit richtig angepasste und vielseitig ausgenützte System der Ueberflügelungen und Umfassungen.

sichtlich nach Forbach an den General Frossard: „Es kann sein, daß uns der Feind in Bälde an der Saar angreift. Das wär' ein rechtes Glück für uns, wenn er uns mit seinen 40,000 Mann eine Schlacht anböte an einem Punkte, wo wir 70,000 Mann haben, Ihr Armeekorps nicht einmal dazu gezählt."

Was für Wirkung dann die weißenburger Niederlage in Metz gethan, ist schon erzählt worden. Die Halbheit, wozu Napoleon der Dritte sich entschlossen, hatte nichts gefruchtet. Bazaine, dem der Oberbefehl über die französischen Streitkräfte in Lothringen zugetheilt worden, war bei allen seinen Wachstubenmanieren doch ein zu guter Höfling, um dem Kaiser geradeheraus zu sagen, daß, so er das Oberkommando führen sollte, das Quasi-Oberkommando Napoleons aufhören müßte. Er mochte denken: Bin ich nicht wirklicher Feldherr, so mag der wirkliche auch thun, was einem solchen ziemt. Daraus erklärte sich die Unthätigkeit Bazaine's am 5. und 6. August, daraus die sorglose Verzettelung der Truppenkörper. Vom Massiren der dem Marschall unterstellten 3 Armeekorps war keine Rede. Am 5. August war und blieb die kaiserliche Garde zu Courcelles, das 4. Korps zu Boulay, die 4 Divisionen des 3. Korps standen in Saargemünd, Marienthal, Puttlangen und St. Avold, wo Bazaine sein Hauptquartier hatte. Vorwärts gegen die Gränze an der Saar stand Frossard mit dem 2. Korps, in nur ganz lässig und locker unterhaltener Verbindung mit dem rückwärts stehenden 3. Korps.

Unter solchen Umständen ereignete sich die „heureuse chose", welche sich der Marschall und Major-General Leboeuf so zuversichtlich und vergnügt herbeigewünscht hatte. Nur wandte sich in der Wirklichkeit die Sache so, daß an demselben 6. Augusttage, an welchem der linke Flügel des deutschen Heerganzen den rechten Flügel des französischen bei Wörth schlug und in Auflösung warf, der rechte deutsche Flügel seiner-

seits bei Spicheren-Forbach den linken französischen schlug und in Unordnung zurücktrieb.

Frossard war seit seinem „Siege von Saarbrücken“ auf den das Saarthal beherrschenden Höhen bei dieser Stadt stehen geblieben. Die unverkennbaren Merkmale von dem Herankommen der Deutschen an die Saarlinie ließen ihn aber doch diese vorgeschobene Stellung nicht mehr so recht geheuer finden und am Nachmittag vom 5. August nahm er demzufolge seine Truppen mehr von der Gränze zurück und ordnete eine neue Aufstellung seiner 3 Divisionen an, so, daß die Division Vergé in und um Stiring, rechts von ihr die Division Laveaucoupet in und um Spicheren, hinter beiden die Division Bataille bei Forbach und Oetingen ihren Platz fand. Der General hatte diese Veranstaltung nicht aus eigener Eingebung allein getroffen. Denn er war von Metz aus auf die Kunde von Weißenburg hin bedeutet worden, seine Stellung mehr von der Gränze zurückzuverlegen und eine Verbindung mit dem 5. Korps unter Failly aufzusuchen. Daran aber, dem Marschall Bazaine zu befehlen, Frossard zu unterstützen, falls dieser angegriffen werden sollte, scheint im kaiserlichen Hauptquartier niemand gedacht zu haben. Ein „Man sagt“ will zwar wissen, Bazaine hätte, wie es ja nur seine Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre, seine Unterstützung dem General anbieten lassen, jedoch von Frossard, der voll Selbstvertrauen war, die Antwort erhalten, er bedürfte keiner Unterstützung. Wir werden bald erfahren, daß dieses „Man sagt“ wie so manches andere eine Lüge und nicht minder, daß das Verhalten der deutschen Generale zu einander auch bei Spicheren ein ganz anderes war als das der französischen.

Die von Frossards Truppen am Abend vom 5. August bezogene Stellung ging hinter der Saar südlich von St. Arnual bis zur Eisenbahn zwischen Stiring und Forbach. Vor der Front dieser Linie, vorwärts vom Dorfe Spicheren, liegt

der spicherer Berg, mehr eine Hochebene als ein solcher zu nennen, mit aus der Niederung zwischen Saarbrücken und Stiring jäh aufsteigenden Rändern, mit ihren namentlich beim sogenannten „rothen“ Berg bastionengleich gestalteten Felsen eine natürliche Festung, deren Vertheidigungsfähigkeit die Franzosen leicht erkannt hatten. Auf diese Höhe mußten die Deutschen am folgenden Tage den Hauptstoß richten, um ihr „Durch!“ an der Saar zu erzwingen. Daß dieses Durch nur ein hartes und herbes sein konnte, braucht kaum gesagt zu werden, da ja alle Vortheile der Bodenbeschaffenheit auf französischer Seite waren und Frossard ausgiebige Zeit hatte, sich auf die Vertheidigung gehörig einzurichten. So hatten die Franzosen insbesondere die Stellung am und auf dem „rothen“ Berg mittels gedeckter Batterieanlagen und terrassenförmig aufgestufter Schützengräben zu einer förmlichen Citadelle gemacht. Trotzdem hatte sich Frossard in Folge der ihm aus Metz zugegangenen Weisungen in der Morgenfrühe vom 6. August zum Abmarsch angeschickt und denselben auch schon begonnen, als er von den Deutschen angegriffen wurde, obzwar dieser Angriff nicht gerade in der Absicht der obersten deutschen Heerleitung gelegen war.

Es ist hier an die früher erwähnte Frontänderung und Rechtsschwenkung des deutschen Heerganzen zu erinnern, deren Ergebniß für die 1. und 2. Armee sein sollte, daß jene bis zur Saar vorrückte, um das Herankommen von dieser auf die gleiche Linie zu sichern. Beide Heere sollten dann vorerst das Resultat der vom 3. im linken Flügel begonnenen Angriffsbewegung abwarten. Allein es erwahrte sich auch hier, daß der Mensch zwar denkt, aber der Zufall lenkt, — der Zufall, so sich tagtäglich über alle die neunmalweisen Geschichtephilosophaster lustigmacht, die ihn verleugnen, weil sie in ihren a priori, eigentlich aber so recht a posteriori im verwegensten Wortsinne konstruirten Systemen ihn nicht unterzubringen

wissen. Selbst eine so mustergiltig eingerichtete und gehandhabte Heermaschineleitung, wie die deutsche von 1870 gewesen, vermag schlechterdings nicht alle Umstände zum voraus in ihre Berechnung zu ziehen und im vorliegenden Falle verknoteten die Umstände sich dergestalt, daß Theile der 1. und 2. Armee schon am 6. August zum Schlagen kamen und einen ruhmvollen, aber freilich theuer bezahlten Sieg erfochten. Zu verkennen ist allerdings nicht, daß zur Anspinnung der Schlacht von Spicheren, wie die Deutschen, oder von Forbach, wie die Franzosen sie bezeichnen, nicht wenig, sondern sogar recht viel beigetragen haben mag das brennende Verlangen der deutschen Führer und Krieger, bald an den Feind zu kommen, ein Verlangen, welches zweifelsohne heftig gesteigert worden war durch die pralerischen Siegesberichte, die von französischen Zeitungen über die „Schlacht von Saarbrücken" gebracht wurden [1]).

Als der 6. Augusttag angebrochen, hatte die 1. deutsche Armee ihren Marsch gegen die Saar soweit gefördert, daß sie 2 Meilen nördlich von dem Flusse stand, das 7. Korps (Zastrow) am rechten, das 8. (Göben) am linken Flügel. Zastrows Vorhut hatte Güchenbach erreicht und schickte Streifwachen gen Saarbrücken vor. Die 14. Division (Kameke) vom 7. Korps war im Marsch auf den erstgenannten Ort, die 13. (Glümer) im Marsch auf Püttlingen. Die zwei Divisionen vom 8. Korps standen hinter einander, die 16. (Barnekow) bei Fischbach, die 15. (Weltzien) bei Holz. Von der 2. Armee war das 3. Korps (Alvensleben II.) mit einer Division (der 5., Stülpnagel) bis in die Gegend von Neunkirchen gelangt, während eine Reitereidivision der 2. Armee (die 5., Rheinbaben) Schwadronen bis zur Saar bei Saarbrücken vorschickte. Auch die 6. Reitereidivision von der 2. Armee (Herzog Wilhelm von Mecklenburg) stand schon vor

---

1) Borbstädt, 204.

der Front der beiden gegen die Saar vorgehenden deutschen Heere.

Kühne Kundschaftsritte jenseits der Saar brachten Vormittags Aufklärung über die Stellungen der Franzosen. Der Reitergeneral Rheinbaben unternahm mit einer Schwadron Kürassire und einer Schwadron Ulanen selber einen solchen Aufklärungsritt durch Saarbrücken hindurch bis zum „Exercirplatz“, allwohin französische Kanonen von den spicherer Höhen herab sich auf ihn entluden. Der General ließ darauf — es ging gegen 11 Uhr — an das Heerkommando der 2. Armee dieses Telegramm abfertigen: „Die Franzosen haben mit Infanterie und Artillerie die Höhen von Spicheren besetzt, im Abziehen begriffen.“ Dann ein zweites: „Die feindlichen Linien entwickeln sich diesseits Forbach. Vorhut der 14. Division bei Saarbrücken eingetroffen, um den Ort zu besetzen.“

Der Führer der 14. Division, Kameke, war demnach der erste deutsche General, welcher die nothdürftig ausreichenden Kräfte zur Stelle hatte, um das angehobene Scharmutziren in einen ernsteren Kampf zu verwandeln. Er meldete die Sachlage, wie er sie ansah, rückwärts an seinen Obergeneral Zastrow, welcher sich dazumal — Vormittags 10 Uhr — auf dem Marsche nach Dilsburg befand, und ließ anfragen, ob er die Saar überschreiten und der Höhen südlich von Saarbrücken sich bemächtigen dürfte. Zastrow ließ zurücksagen, Kameke sollte nach Befund der Umstände handeln.

Sofort handelte der General, wobei ihn noch der glückliche Zufall ermunterte, daß ihm beim Vormarschiren seiner Division auf Saarbrücken der General Göben, Befehlshaber des 8. Korps begegnete, welcher sich vom Stande der Dinge an der Saarlinie persönlich hatte überzeugen wollen und demnach bis zu derselben vorgeritten war. Göben bot sogleich die Unterstützung durch die zunächst stehenden Truppen seines

Korps an, so sie erforderlich wäre, und nun ging Kameke vorwärts [1]). Zwischen 11 und 12 Uhr überschritt der Gewalthause seiner Division die Saar, während seine Vorhut vom Exercirplatze jenseits Saarbrücken aus schon in einem Geschützekampf mit den französischen Batterieen auf den Höhen von Spicheren begriffen war. Auf beiden Seiten der Straße von Saarbrücken nach Forbach vorrückend stießen die Deutschen zunächst nur auf schwache Abtheilungen von Frossards Nachhut, welche, wie es schien, die Aufgabe hatten, den Abzug des Generals und die Einschiffung seiner Truppen auf dem Bahnhof in Forbach zu decken. Allein bald änderte sich diese Gestalt des Gefechtes. Der Widerstand verstärkte sich bis zu einem Grade, welcher dem Vorschritt der Deutschen Halt gebot. Der französische General, über den Betrag und die Marschordnung der deutschen Truppenmassen, welche gegen die Saar im Anzuge waren, entweder gar nicht oder jedenfalls nur sehr oberflächlich unterrichtet, hat es wohl mit der Waffenehre seines Landes unvereinbar gehalten, das Feld zu räumen vor einem Angriff durch die wenigen feindlichen Truppen, welche er zunächst vor oder vielmehr hinter sich hatte. Mit diesen Angreifern, mochte er sich schmeicheln, würde er rasch und leicht fertig werden. Darum hielt er den Abmarsch seines Korps inne, ließ es Kehrt machen, versah Stiring und Spicheren mit starker Besatzung und bedeckte die spicherer Höhen vorwärts vom letztgenannten Dorfe mit den sämmtlichen Truppen der Division Laveaucoupet.

Kameke seinerseits, im festen Vertrauen, daß die Stimmen seiner eigenen und der feindlichen Geschütze seine im Anmarsch befindlichen Waffengefährten an und über die Saar zur Hilfe heranrufen würden, wollte von dem angehobenen Kampfe nicht ablassen, obzwar er bemerken mußte, daß er es mit einem

---

1) Generalstabswerk, I, 301.

übermächtigen Feinde zu thun hätte. Dieser gab ihm das auch sehr fühlbar zu vermerken. Denn zwei kühne Frontalangriffe der Truppen Kameke's gegen den rechten Flügel der Franzosen auf den Höhen von Spicheren wurden zurückgewiesen und nicht minder scheiterte ein Vorbrechen gegen ihren linken Flügel — Division Vergé — bei Stiring. Um 3 Uhr Nachmittags war demzufolge die Lage der Deutschen geradezu bedenklich und ein energischer Vorstoß der Franzosen mit gesammter Macht hätte die 14. Division über den Haufen werfen können, ja müssen. Aber der sichere Blick, die rasche Entschließung und die ausdauernd thatkräftige Führung war in diesem Kriege nicht auf der Seite der Franzosen.

Und schon bereitete sich auf dem Gefechtsfelde wiederum eine Wandelung vor. Von den ersehnten Hilfebringern erschienen die ersten, von dem mit der 16. Division bei Fischbach stehenden General Barnekow gesandt, 2 Batterieen, 3 Schwadronen und 1 Regiment Fußvolk. Von weiterem Vorgehen der Deutschen konnte zunächst keine Rede sein. Mußten sie doch das Aeußerste aufbieten, um nur den Grund und Boden, worauf sie standen, zu behaupten, bis vom Norden, Osten und Süden her die mit beflügelter Eile heranmarschirenden Verstärkungen nach und nach auf der Walstatt eintrafen, geführt von Generalen, welche, ohne zaudernd und zögernd erst ausdrückliche Weisungen und Befehle abzuwarten dorthin marschirten, woher das Tosen des Gefechtes schallte, und rastlos vorwärtsdrängten. Hieraus erklärt sich auch das Eigenthümliche, daß in der Schlacht von Spicheren die Deutschen nach und nach von 4 Generalen geleitet worden sind, maßen jede Stunde neue Truppentheile herbeibrachte, deren Führer den früher angelangten im Range voranstanden. So führte denn das Schlachtkommando erst Kameke, hierauf Stülpnagel, dann Göben und endlich Zastrow. Trotzdem war die Leitung des Gefechtes eine einheitliche und das erweis't

nicht minder die technische Tüchtigkeit als auch den kameradschaftlichen Geist der deutschen Generale.

Sie vermochten alles in allem 27 Bataillone und 16 Batterieen heran und zum Angriff zu bringen, wogegen die Franzosen zur Abwehr über 39 Bataillone und 15 Batterieen zu verfügen hatten. Dieser Ungleichheit zum Trotz und zum Trotz auch der erschreckenden Festigkeit der französischen Stellung verschritten die deutschen Führer zum Angriff, d. h. zu dem mit Recht berühmten und den kühnsten Thaten antiker und moderner Kriegsgeschichte beigezählten Sturm auf die steilgeränderte Hochebene von Spicheren. Das war ein Wagen, das war ein Ringen, das war ein Bluten! Nahezu 4000 Todte und Verwundete hat dieses Stürmen den Deutschen gekostet [1]). Nicht Schritt für Schritt, nein, Zoll für Zoll mußten die spicherer Höhen den dieselben mit höchster Zähigkeit festhaltenden Franzosen abgerungen werden unter dem entsetzlich treffsicheren Feuer ihrer Kanonen, Mitrailleusen und Chassepots. Um $5^1/_2$ Uhr war endlich die Hochebene von den Deutschen

1) Es war eine Art von düsterer Schicksalsironie, daß der deutsche General, welcher als Führer der 27. Brigade bei diesem Sturm eine vortretende Rolle innehatte und von einer französischen Kugel tödtlich getroffen fiel, den urfranzösischen Namen François führte. Höchst rühmlich war das Verhalten der Bewohner und Bewohnerinnen von Saarbrücken während der Schlacht. Der Augenzeuge Wachenhusen (Tagebuch, I, 55) erzählt: „Für die Pflege der Verwundeten waren die besten Anstalten getroffen worden. Auch die Einwohner von Saarbrücken unterstützten unsere Sanitäts-Kompagnien in der liebevollsten Aufopferung. Ganze Wagen voll Frauen und Mädchen fuhren auf das Schlachtfeld, unbesorgt um die überall einschlagenden Kugeln, um die Verwundeten verbinden zu helfen, denselben Erfrischungen zu reichen und sie aus dem Kampfe zu tragen. Es war ein rührendes Bild, alle diese theilnahmevollen Menschen zu sehen, wie sie, die eigene Sicherheit verachtend, sich in den Kugelregen wagten. Ich selbst sah zwei Mädchen, die einen Schwerverwundeten auf ihren Armen aus dem Kampfe trugen, ihn mit ihren Tüchern verbanden und dann zum Verbandplatze schafften."

erstiegen und waren die Franzosen aus dem den Gipfel desselben krönenden Gehölze vertrieben. Aber hier kam das Gefecht wieder zum Stehen. Denn Frossard konnte sich noch nicht entschließen, den Tag verloren zu geben, zumal er an Truppenzahl seinen Angreifern noch immer überlegen war und er es ja nur mit feindlicher Infanterie zu thun hatte. Konnte und mußte es ja als eine Unmöglichkeit erscheinen, daß die Deutschen Artillerie und Reiterei vom Saarthal her auf die spicherer Höhen hinaufbrächten. Der französische General, welcher seinerseits alle drei Waffengattungen auf der Hochebene hatte, ging daher jetzo von der Abwehr zum Angriff über, um das deutsche Fußvolk wieder über die Höhenränder hinabzuwerfen. Es gelang nicht. Dreimal stießen die Franzosen tapfer vor, dreimal brach sich ihr Stoß an der mauerfesten Unerschütterlichkeit des deutschen Fußvolkes, und derweil dieses die feindlichen Angriffe abwies, geschah das „Unmögliche", d. h. die Deutschen schafften mit allerdings fast übermenschlicher Anstrengung 2 Batterieen aus dem Thale herauf. Diese 12 Geschütze nahmen ihren Stand bei dem bezeichneten Gehölze und ihr meisterlich geleitetes Feuer brachte die letzte Entscheidung. Um die 8. Abendstunde war der rechte Flügel der Franzosen auf die Dörfer Spicheren, Etzling und Alsting zurückgeworfen, ihr linker auf Forbach. Ihre Todten und Verwundeten, sowie [illegible]000 unverwundete Gefangene ließen sie in der Gewalt der Sieger zurück[1]). Um 9 Uhr begann Frossard mit seinen gebrochenen Truppen den Rückzug auf Saargemünd, wohin ein beschwerlicher Nachtmarsch ihn brachte. Weil er aber hier die

---

1) Frossard hat seinen Verlust angegeben auf 37 todte und 168 verwundete Offiziere, auf 283 todte und 1494 verwundete Soldaten, auf 44 vermisste Offiziere und 2052 vermisste Soldaten. Unter den „Vermissten" sind bekanntlich mit wenigen Ausnahmen die Gefangenen zu verstehen. Die Deutschen hatten 49 Offiziere und 794 Soldaten todt und 174 Offiziere und 3482 Soldaten verwundet.

Niederlage Mac Mahons bei Wörth erfuhr und weil am folgenden Morgen schon deutsche Ulanen und Husaren bei Saargemünd streiften, brach der General nach nur einstündiger Rast wieder auf, um gen Puttlangen zu ziehen, wo er von Truppen des 3. Korps aufgenommen wurde. Auf diesem vier- bis fünfstündigen Marsche am 7. August nahm der Rückzug mehr und mehr Fluchtform an, jedoch nicht in dem Grade wie der Rückzug der Franzosen von Wörth.

Aber wo war und was that denn der Marschall Bazaine, während sein Untergeneral Frossard sich bei Spicheren schlug? Er war zu St. Avold und that nichts. That nichts, obzwar er selber zugeben mußte, daß ihn Frossard bei Zeiten aufmerksam gemacht hätte, er, Frossard, könnte und würde angegriffen werden, und obzwar eine seiner Divisionen, die des Generals Montaudon, zu Saargemünd nur 12 Kilometer von Spicheren entfernt stand und keine der übrigen drei Divisionen des 3. Korps entfernter als 20 Kilometer. Erst Nachmittags ließ sich der Marschall durch die immer dringender werdenden Meldungen Frossards aus seiner Sorglosigkeit aufstören. Aber auch dannzumal nur halb und darum gab er seinen Divisionären nur halbe, unbestimmte und lässige Weisungen, die ebenso lässig ausgeführt wurden. Keinem dieser Generale fiel es ein, mit Aufbietung aller Muskelkraft ihrer Truppen dorthin zu marschiren, woher der Schlachtdonner kam. Sie rührten sich entweder gar nicht oder zu spät. Einer, der General Castagny, welcher sich um 1 Uhr Mittags auf einen Befehl Bazaine's von Puttlangen aufgemacht hatte, um gemächlich gen Forbach zu marschiren, machte sogar unterwegs Halt und kehrte wieder um, als er, in einem bewaldeten Thale angekommen, den Geschützdonner von Spicheren her zeitweilig nicht mehr vernahm [1]).

---

1) Bazaine, L'armée du Rhin, 23 et suiv. Procès Bazaine.

Das Ergebniß der kriegerischen Arbeit, welche die Deutschen in den drei Tagen vom 4. bis zum und mit dem 6. August gethan, war — moralisch, materiell und strategisch angesehen — ein höchst bedeutsames, geradezu großes. Mittels der drei Schläge von Weißenburg, Wörth und Spicheren war die Ueberlegenheit der deutschen Waffen erwiesen und waren auch beträchtliche unmittelbare Vortheile erzielt. Zum ersten sah sich Deutschland von der Gefahr eines feindlichen Einbruchs und von allem damit verbundenen Jammer erlös't. Zum zweiten war Frankreich auf seiner ganzen Nordostseite den deutschen Heeren aufgethan. Die Marschsäulen derselben bewegten sich, da in der Nacht vom 7. auf den 8. August auch die 2. Armee mit ihrer Spitze die Gränze bei Habkirchen unweit Saargemünd überschritt, vom 9. August an schon nur noch auf feindlichem Boden. Das Elsaß war, die Festungen abgerechnet, den Deutschen preisgegeben. Eine Marschwoche wird auch das Land Lothringen bis zur Mosel in ihre Gewalt bringen.

---

rapport du gén. de Rivière, 12. Frossard, Rapport sur les opérations du 2e corps, 56, 58. Claretie, La France envahie, 220.

II.

Gravelotte.

1.

„Cosi percossa, attonita
La terra al nunzio sta“ —

hätte Alessandro Manzoni noch einmal, wie neunundvierzig Jahre zuvor, singen und sagen können, als die Kunde von Wörth und Spicheren den Erdball umflog.

Ja, wie angedonnert, starrend stand die Welt.

Oh, sie hatten sich so lange über den „dummen deutschen Michel“ lustig gemacht, alle die umwohnenden Völker, und der Michel in seiner Gutmüthigkeit hatte in das Spottlachen über seine Tolpatschigkeit so herzlich mit eingestimmt, daß die Leute wähnten, er hätte sich in sein Schicksal, der weltbürgerliche Schulmeister zu sein, ein= für allemal ergeben.

Und nun hatte sich der Tolpatsch plötzlich inmitten von Europa aufgerichtet wie Simson im Tempelhause der Philister, der Michel war, was er hieß, der Starke, der Gewaltige, der Riese, der friedsame Kathedermann hatte sich in einen reisigen Recken verwandelt und sein Schulmeisterbakel in ein Hünenschwert, welches die „grande nation“ zusammenschlug wie rostiges Eisen.

Freunde und Feinde hatten sich gleichermaßen inbetreff des deutschen Michels getäuscht. Und warum sollten sie nicht?

War ihm selber doch die eigene Kraft so lange ein Geheimniß gewesen, bis das preußische Kommandowort erschollen: Vorwärts! Marsch! Zeig' mal, was du bist und kannst.

Von diesem Sein und Können hatte sogar der „Freund" Bismarcks, der Russe Gortschakoff, noch zu Ende Juli's von 1870 keine sehr hohe Meinung. Er kam auf seiner Heimreise aus Deutschland nach Petersburg durch Frankfurt und äußerte da gegen Einen, den er im Verkehr mit Napoleon dem Dritten wußte: „Sagen Sie doch dem Kaiser der Franzosen, daß er Mäßigung walten lassen möge" [1]). Der Moskowit scheint demnach einen französischen Kriegserfolg vorausgesetzt und die vermittelnde Rolle, welche in diesem Falle der Zar übernehmen würde, zum voraus angedeutet zu haben. Bekanntlich gab es auch in England Leute, welche unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges darauf hinarbeiteten, daß England mit Rußland zu dieser Vermittlerrolle sich verbände. Natürlich zum Schaden Deutschlands. Denn ein eingestandener Feind oder wenigstens Nichtfreund unseres Landes, der damalige Führer der Opposition im Unterhause, Disraeli, welcher seither der Welt gezeigt hat, was alles ein mittelmäßiger Novellist werden könne, so er zugleich gertebener Semit und frommer Engländer er machte sich mittels seiner am 1. August im Unterhause gehaltenen Rede zum Sprachrohr der Forderung, mit dem petersburger Kabinette zum angegebenen Zwecke Hand in Hand zu gehen.

Der 6. August von 1870 warf nun aber die diplomatischen Kreise, Dreiecke und Quadrate so heftig durcheinander, daß für eine Weile alle die parlamentarischen Rhetoren und diplomatischen Kalkulatoren mit weitaufgesperrten Augen und Mäulern sich still verhielten. Ueberhaupt duckten sich zunächst

1) Valfrey, Histoire de la diplomatie du gouvernement de la défense nationale, I, 79.

die Feinde Deutschlands. Später dann erhoben sie einen wüsten Lärm und suchten sich durch Schreien gegenseitig Muth zu machen. Vom Rassebann und vom Parteizwang abgesehen, kann man im allgemeinen sagen, daß während des deutsch-französischen Krieges überall die anständigen und wissenden Menschen es mit Deutschland hielten, während die halbgebildeten Leute, sowie der kenntniß- und urtheilslose Haufe, ferner die Bonzen vom Syllabus wie die Pfaffen vom goldenen Kalbe, die Salonsgecken und Modenärrinnen, der ganze obere und untere Janhagel, der süße und der saure Pöbel, also zweifellos die ungeheure Mehrheit für Frankreich war. Aber — würde der rücksichtslose Schiller hier wieder einmal sagen —

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn!
Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen."

Der große Dichter und große Denker müßte diese seine Ansicht vollauf bestätigt gefunden haben, so er gesehen und gehört hätte, wie es in den ersten zwölf Augusttagen von 1870 in Paris zu- und herging.

Selten im ganzen Verlaufe der sogenannten Weltgeschichte hat eine Bevölkerung in so ausschweifenden Hoffnungen und Täuschungen sich gewiegt, wie die Masse der Bevölkerung von Paris in der ersten Zeit nach an Deutschland ergangener Kriegserklärung that, und selten auch sind Menschen aus rosigen Träumen so unsanft aufgeschreckt worden, wie es zu werden den Parisern gar bald beschieden war.

Alle Zeugnisse von Fremden verschiedenster Herkunft und Meinung, so dazumal in der französischen Hauptstadt sich befanden, laufen zusammenstimmend darauf hinaus, daß Paris einem ungeheuren Narrenhause geglichen habe.

Die Steigerung des Aberwitzes ging sehr rasch vor sich. Ueber die läppische Siegesschwindelbotschaft von Saarbrücken und das kaiserliche „Kugelkind" war doch noch mehr gespottet

und gelacht als gejubelt worden [1]). Aber bald war kein den Parisern vorgelogenes Märchen mehr dumm genug, um nicht begierig geglaubt zu werden. Die aufgeregte gallische Phantasie verrichtete zum voraus alle die Wunder, welche man von den Mitrailleusen und Chassepots erwartete. Der französische Größenwahn that Siebenmeilenstiefeln an. Am 3. August rumorte in Paris das Gerücht, die französische Armee hätte nicht nur bereits den Rhein überschritten, sondern wäre auch so unwiderstehlich vorwärts gedrungen, daß sie schon die Festungen Rastatt und Landau, ja sogar schon Koblenz-Ehrenbreitstein hinter sich habe. Man glaubte an diesen Blödsinn, denn was wäre der französischen Armee unmöglich? Am 5. August, als die Regierung von der Niederlage bei Weißenburg bereits Kunde hatte, stand im „Journal officiel“ zu lesen: „Vom Kriegsschauplatz nichts neues.“ Nachmittags jedoch, als sich dumpfe Sagen von dem, was gestern bei Weißenburg geschehen war, in der Stadt verbreitet hatten, fand sich die Regierung bewogen, eine Bekanntmachung anschlagen zu lassen, worin die weißenburger Niederlage zu einem ganz bedeutungslosen Geschehniß herabgelogen wurde. Geschlagen? Die Soldaten der „grande nation“ geschlagen? Unmöglich das! Das hieße ja geradezu die Ordnung der Natur umkehren [2]). Am folgenden Tage, Samstags den 6. August, am deutschen Siegestage von Wörth und Spicheren, schwamm Paris in Jubel und Entzücken, in Fahnen und Guirlanden, in Brüder-

1) „L'empereur contait à sa femme que le petit Louis avait ramassé une balle tombée à ses pieds, et que le régiment en avait pleuré de tendresse, le petit Louis ne fut plus dès lors appelé par le peuple de Paris que l'enfant de la balle. C'était le temps où on riait encore et où on faisait des mots.“ Sarcey, Le siége de Paris, 24e édit. p. 11.

2) „On était battu! Jamais cette éventualité ne s'était présentée à l'esprit. Cela révoltait au même titre qu'eût pu le faire le renversement de l'ordre naturel des choses.“ Duret, I, 239.

umarmungen und Schwesternküssen, in Marseillaisetönen und Triumphschreien.

Das machte, an die Börse war gegen Mittag zu ein Telegramm oder ein Kurier gelangt, welches oder welcher einen ungeheuren Sieg vermeldete[1]). Das kleine Missgeschick von

1) Der amerikanische Gesandte in Paris, E. B. Washburne hat in seiner Depesche vom 8. August 1870 an den Staatssekretär Fish die pariser Geschehnisse vom 6. August ausführlich geschildert. Ich will aus der amtlichen Ausgabe seiner „Correspondence", welche unter dem Titel „Franco-German war and insurrection of the Commune" (Washington 1878) erschien, folgende Stelle (p. 20) hersetzen: „Things, however, passed on quietly enough until about noon on Saturday, when, as the report goes, a man in the uniform of a courier, or messenger, rode up to the front of the Bourse, where a large crowd had already assembled, and delivered into the hands of a person, who was evidently his confederate, what purported to be an official dispatch, and which gave an account of a great battle having been fought, in which the French had been victorious, taken forty guns, twenty-five thousand prisoners, among whom was included the Crown Prince. A spark of fire falling upon a magazine would hardly have produced a greater explosion. The assembled multitude broke out into the wildest shouts and the contents of the dispatch were repeated from mouth to mouth, and men ran in every direction communicating the joyful intelligence. The people rushed into the streets; flags were everywhere displayed, men embraced and kissed each other, shedding tears of joy. Shouts, vociferations, and oaths filled the air and probably such a delirium was never before witnessed. Rue Richelieu, the Boulevards Montmartre and Italiens, and the Rue de la Paix were filled with people singing the Marseillaise. Everybody declared that the news was true; they had seen the official report; there could be no doubt of its correctness. Madame Sass, a distinguished opera singer, was found in the street and the crowd insisted upon her singing the Marseillaise from her carriage, which she sang three times amid transports of enthusiasm. In another part of the street the multitude forced another distinguished singer to mount to the top of an omnibus, also to sing the Marseillaise. After the first furore of the enthusiasm had subsided some persons began to suggest that it would be well to inquire a little further into the news, and of course

Weißenburg, zehnfach, hundertfach gutgemacht durch den heroischen Marschall Mahon. Weißenburg wiedergewonnen, die Preußen bis zur Vernichtung geschlagen, der Kronprinz nebst 25,000 Mann gefangen! Zur Abwechselung hieß es auch, 40,000 Preußen wären gefangen, sowie der Prinz Friedrich Karl. Zur weiteren Verzierung und Jubelsteigerung, der gefangene Kronprinz hätte sich, als er vor den Kaiser gebracht worden, in seiner Verzweifelung erschossen. Daraufhin schwamm Paris für etliche Stunden in den vorhin namhaft gemachten Elementen [1].

---

the result was that it proved to be a stupendous hoax. The songs at once ceased, the flags were taken in, and the victims of the canard began to feel indignant. As it originated at the Bourse, the cry was raised in the crowd „a la Bourse", and away the people went, breathing vengeance against the money-changers and speculators who, it is alleged, had taken advantage of the false report to get the benefit of a rise of about four per cent in the stocks. Never were money-changers more summarily driven out of their temple. In a few moments all persons in the Bourse were expelled, some of whom, it is said, were thrown head and heels out of the windows and doors. In a short time, however, about half-past three o'clock, the crowd left there, greatly exasperated at having been made victims of so cruel a hoax, and directed themselves towards Place Vendôme, halting under the windows of the minister of justice. There they shouted for Emile Ollivier and demanded of him the closing of the Bourse from which the false news had emanated. M. Ollivier responded in a short and well-turned speech, closing by asking them to disperse, which they did."

1) Es ist billig, auch einen deutschen Augen- und Ohrenzeugen darüber zu vernehmen, G. Schneider („Pariser Briefe", II, 577 fg.), welcher aussagt: „Bald nach dem Frühstück wurde es heute (6. August) ungewöhnlich lebhaft im Faubourg. Junge Bursche rannten wie toll durch die Menge, das Publikum sammelte sich und aus dem lebhaften Gestikuliren war leicht zu ersehen, daß etwas ganz Außergewöhnliches geschehen sein müsse. Da ich vorhatte, die Börse zu besuchen, um vielleicht Neuigkeiten vom Kriegsschauplatze daselbst zu erfahren, so verließ ich meine Wohnung, wäre aber in der Passage Véro-Dodat und Jouffroy fast über den Haufen gerannt worden; so eilig hatten die Pariser es heute. Die

Aber, ach, alle die Schwimmer und Schwimmerinnen wurden unsanft auf's Trockene, aus dem Märchen in die Wirklichkeit geworfen durch die erst leise und schüchtern, dann laut und bestimmt auftretende Nachricht, daß alles verlogen wäre. Der Siegelbewahrer Ollivier goß vom Balkon des Justizministeriums am Vendômeplatze herab lange vergeblich das Beschwichtigungsöl seiner Phrasen auf die tumultuarisch Auskunft fordernde Menge, bis es ihm endlich gelang, dieselbe zum Heimgehen zu bewegen mittels des Versprechens, daß der Schuft von Börseschwindler, welcher die Siegesfabel ausgeheckt und verbreitet hätte, ausfindig gemacht und bestraft werden sollte. Wenige Stunden darauf gestaltete sich die Enttäuschung der

---

Boutiquiers aber stralten vor Freude und begannen ihre Fenster zu drapiren. Der Himmel weiß, woher sie nur gleich die Fahnen dazu nahmen. Mit Mühe gelangte ich auf den Boulevard und hier erfuhr ich die grausige Mär, daß Deutschlands Armee so gut wie verloren gegangen! — „Großer Sieg Mac Mahon's! 40,000 Preußen gefangen. Prinz Friedrich Karl verwundet!" — So und nicht anders lautete ein Telegramm, welches vor einer Viertelstunde in der Börse vorgelesen war. „Blague!" — dachte ich, vielleicht ein kleiner unwesentlicher, mehr zufälliger Vortheil, den man später um so theurer bezahlen muß! Doch Vorfreude hat auch ihren Werth! — Schon wollte ich den Platz verlassen, als singende Haufen recht anständig gekleideter Personen über den Fahrweg zogen und die Wagenpassage hemmten; Tumult und Gedränge nahmen derart zu, daß ich es am gerathensten fand, mich dem jeweiligen Strome zu überlassen, der mich bald zur Rue Montmartre, bald zur Rue Vivienne trug. Während dem waren die Häuser der Boulevards mehr oder weniger mit dreifarbigen Fahnen geschmückt. Manche Damen trugen Bänder, Rosetten und Miniatur-Trikoloren an den Hüten oder am Busen. Gern wäre ich zur Börse gegangen, um vielleicht noch Näheres zu erfahren, doch war die Menge am Eingang der Rue Vivienne so dicht, daß buchstäblich kein Apfel zur Erde fallen konnte; endlich gelang es mir, mich in die Passage de Panorama hineinzudrängen und mir so den Weg zu bahnen. Auf einem Umwege durch die Rue Montmartre gelangte ich auf den Börsenplatz. Hier aber war's arg, ein Fremder hätte darauf schwören können, die Franzosen seien närrisch geworden. Freudetrunken fiel man

Pariser zu einer noch grausameren. Doch war sie schon jetzt bitter genug, daß sie nach einer Versüßung trachtete, und diese fand sie in dem Gedanken einer allgemeinen Austreibung der in der Hauptstadt und im ganzen Lande lebenden Deutschen.

Es ist sicher, daß dieser Gedanke gerade auf den Abend des pariser Fiebertages vom 6. August zurückgeführt werden muß, dieser Gedanke, der sich bald zu einer Maßregel verwirklichte, welche in der ganzen neuzeitlichen Geschichte einzig dasteht: die allgemeine und gewaltsame, in sehr vielen Fällen mit äußerster Rücksichtslosigkeit, ja mit grausamer Härte in Vollzug gesetzte Austreibung der Deutschen aus Frankreich, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes, der Gesundheit oder Krankheit. Es untersteht ja keiner Frage, daß diese Maß-

sich in die Arme, verschiedene mir völlig unbekannte Personen drückten und schüttelten mir die Hände, was ich natürlich auf's kräftigste erwiderte. Befriedigte Eitelkeit und stolzes Selbstgefallen spiegelte sich auf allen Gesichtern. Auf Tischen und Stühlen vor den Kaffeehäusern vis-à-vis der Börse stehend und in fieberhafter Aufregung gestikulirend, sangen einige ältliche Herren die Marseillaise, während in der dichten Volksmenge, die sich auf dem geräumigen Platz und an den gewaltigen Stufen des Baalstempels drängte, des allseitigen Debattirens halber, nur Wenige sich zu Gehör zu bringen vermochten. Aus dem Gebäude selbst aber tönte ein dumpfes, verworrenes Geräusch, ähnlich dem Tosen am Meeresstrande, was die erhöhte Lebhaftigkeit des Geschäftes bezeugte, welches wie begreiflich durch die Siegesnachricht nicht wenig beeinflusst war. An der Wahrheit derselben zu zweifeln fiel niemand ein. Was man wünscht, glaubt man gern, und war man im übrigen doch an der Quelle selbst; die Depesche ist an voller Börse vorgelesen; sie war im Inneren angeschlagen und auf Einen der sie dort vergeblich gesucht hat, kommen Tausend, die da versichern, sie selbst gesehen zu haben. Und was Einbildung nicht thut, andere Zehntausend behaupten flugs im besten Glauben von der Welt, den Donner der Invaliden-Kanonen zu hören, die ihrer Entfernung wegen hier überhaupt nur in der Stille der Nacht hörbar sein könnten. Manche wundern sich, daß nicht jede Straßenecke ihre eigene Affiche habe, doch drücken sie nur schüchtern ihr Erstaunen aus, da sie fürchten mußten, für schlechte Patrioten zu gelten."

regel, welche übrigens erst nach dem Sturze des Kaiserreiches unter der sogenannten Republik, d. h. unter der Diktatur Gambetta's, recht systematisch hart und herb durchgeführt wurde, im Wortlaute der kriegsrechtlichen Bestimmungen des Völkerrechts ihre Begründung finden konnte. Wohl aber untersteht das einer Frage, ob eine Nation, welche großsprecherisch behauptete „stets an der Spitze der Civilisation zu marschiren", rechtthat, zu einer ebenso inhumanen und aller Civilisation spottenden, als völlig unnützen und überflüssigen Maßnahme zu schreiten, welche durch kein ähnliches Vorgehen der Deutschen gegen die in Deutschland lebenden Franzosen auch nur im geringsten veranlasst war. Es wurde eben auch hierbei klar, daß die richtigen Gallier, gänzlich unfähig, ihre Niederlagen auf die wahren Ursachen zurückzuführen, nur allzu sehr darauf auswaren, diesen Niederlagen allerlei märchenhafte Gründe unterzuschieben, nur um in dem langgewohnten und liebgewordenen Tenor, sich selbst zu belügen, fortfahren zu können. Eine sonst so schnellfassende und geistreiche Nation, welche sich mit Fug ihres angeborenen Instinktes in Sachen des Geschmackes rühmt, hätte nicht in den pöbelhaften Ungeschmack, in die jammerfälige Abgeschmacktheit verfallen sollen, um den Blödsinn, Spionschaft und Verrath wären es, was die französischen Niederlagen herbeigeführt hätte, förmlich zu einem Glaubenssatze zu machen, an welchem eben nur Verräther und schlechte Franzosen überhaupt zweifeln könnten.

Neben der strengen Stimme der Wahrheit soll aber auch die milde der Billigkeit sich erheben. Wer im Glücke sitzt, hat gut reden von der edlen Fassung, welche dem Unglück zieme. Wer in eine lange, breite, warme Decke eingewickelt liegt, kann recht bequem über die Nothwendigkeit, sich nach der Decke zu strecken, philosophiren. Auch ist die schulweise Behauptung, daß es für die Glücklichen schwerer sei, Besonnenheit und Mäßigung zu bethätigen, als für die Unglücklichen, eben nur

eine spottwohlfeile Schulweisheit. Aus alledem folgt, daß man über das Gebaren der Franzosen i. J. 1870 nach empfangenen Schlägen gar nicht so sehr sich zu verwundern, geschweige zu erbosen braucht. Man wird vielmehr in Ansehung des gallischen Nationalcharakters dieses Gebaren ganz begreiflich finden, zumal wenn man bedenkt, daß die chauvinistische Presse das denkbar Mögliche, ja schier das Unmögliche leistete, die Gemüther der kenntniß- und urtheilslosen Menge in Paris und in ganz Frankreich zu verblenden, zu verhetzen und zu verwildern. So brachten gerade zur Zeit, von welcher hier zunächst die Rede, die pariser Hof- und Regierungszeitungen haarsträubende Auslassungen über Mißhandlungen, welche Franzosen nach dem Ausbruch des Krieges in Deutschland zu befahren gehabt hätten — Auslassungen, die von A bis Z erlogen waren, die aber als Material zur Völkerpsychologie aufbewahrt zu werden verdienen, als Beweise für die Verheerungen der Lügenpestilenz, welche 1870—71 in Frankreich grassirte. Wie weit diese Seuche um sich gegriffen, wie tief sie in die Seele der Nation sich eingefressen haben mußte, das wird vielleicht am kennzeichnendsten, am erschreckendsten dargethan durch die unglaublich freche Lüge, welche ein Mann, den man bis dahin für einen der ehrenhaftesten Franzosen zu halten Ursache zu haben glaubte, der fromme General Trochu, am 13. Juni 1871 auf der Rednerbühne der Nationalversammlung zu Versailles vorbrachte, die freche, selbstverständlich nicht von der Spur eines Schattens von Beweis unterstützte Lüge, das rothe Quartal, die scheusälige pariser Kommunewirthschaft wäre eigentlich von den Deutschen angezettelt worden.

2.

Auf den Samstagsrausch der Pariser vom 6. folgte der Sonntagsjammer vom 7. August.

Noch während der Nacht hatte der elektrische Draht von Metz her der kaiserlichen Regierung die erste unbestimmte Kunde von dem bei Wörth und Spicheren Geschehenen zugeblitzt. Doch war eine um Mitternacht von Napoleon dem Dritten unterzeichnete Depesche schon deutlich genug. „Mac Mahon hat eine Schlacht verloren. Frossard ist genöthigt, sich von der Saar zurückzuziehen.“ Dann 3½ Uhr: „Meine Verbindungen mit Mac Mahon sind unterbrochen. Die Nacht war ruhig. Ich werde mich im Centrum der Position aufstellen.“ Armes Centrum! Ferner 8 Uhr Morgens: „Der Geist der Truppen ist ausgezeichnet. Der Rückzug wird in sehr guter Ordnung bewerkstelligt.“ Lügen! Lügen! Wiederum 30 Minuten später: „Um uns hier zu unterstützen, ist es nothwendig, daß Paris und Frankreich zu großen patriotischen Anstrengungen einträchtig sich erheben. Hier in Metz verliert man weder Fassung noch Zuversicht. Aber die Probe, auf welche wir gestellt werden, ist ernst. Mac Mahon trat nach der Schlacht von Reichshofen den Rückzug an, die Straße nach Nancy deckend. Frossards Korps ist hart mitgenommen. Man trifft energische Vertheidigungsmaßregeln.“ Eine 6. Depesche endlich, um 12 Uhr 25 Minuten aus Metz abgegangen, brachte etliche Einzelnheiten, aber keineswegs die ganze Wahrheit, die man im kaiserlichen Hauptquartier nicht kannte oder nicht kennen wollte.

In Paris muß man sie aber schon in der Nacht geahnt haben. Denn die aufgeschreckte Regierung handelte fieberhaft hastig. Schon zur 5. Morgenstunde kam die Kaiserin-Regentin von St. Cloud nach Paris herein. Der Ministerrath ver-

sammelte sich eiligst und um 11 Uhr ward eine „Eugenie" unterzeichnete Bekanntmachung ausgegeben, worin den Franzosen zu wissen gethan wurde, daß der Beginn des Krieges für Frankreich ungünstig gewesen. „Unsere Waffen haben einen Unfall (un échec) erlitten." Hierauf wird die Nation zur Eintracht, zur Sammlung unter der nationalen Fahne und zur Aufrechthaltung der Ordnung aufgerufen. Von sich selber sagte die Kaiserin: „Ich bin in eure Mitte gekommen. Treu meiner Aufgabe und Pflicht, werdet ihr mich in jeder Gefahr, wo es gilt, die Fahne Frankreichs zu vertheidigen, voranstehen sehen." Ganz hübsch, recht heroisch gephraset. Aber, aber man sollte doch wohl ein bißchen anstehen, sich als eine Jeanne d'Arc aufspielen zu wollen, wenn man von einer solchen kein Aederchen hat. Augenscheinlich hatte Madame Eugenie alles Ernstes diese oder eine ähnliche Heroinenrolle in Gedanken sich angepasst. Denn um 2 Uhr 25 Minuten am 7. August telegraphirte sie heldinmäulig an ihren Herrn Gemahl: „Ich bin sehr zufrieden mit den vom Ministerrath beschlossenen Maßnahmen und ich bin überzeugt, daß wir die Preußen mit unsern Degenspitzen in ihren Rippen über die Gränze jagen werden. Muth also! Mit Energie werden wir der Situation Meister werden. Ich stehe für Paris" [1]. Aber wer stand für *sie*?

Die Maßnahmen, welche der Ministerrath beschlossen hatte, waren die Einberufung des kaiserlichen Parlaments, erst auf den 11., dann auf den 9. August, und verschiedene Proklamationen, worin an den französischen Patriotismus feierliche Berufungen ergingen, zur Eintracht und Opferwilligkeit ermahnt, schleunige Vorkehrung für die Vertheidigung von Paris

---

1) „Je suis très-satisfaite des résolutions prises au conseil des ministres, et je suis persuadée que nous ménerons les Prussiens l'épée dans les reins jusqu'à la frontière. Courage donc! Avec l'energie nous dominerons la situation. Je réponds de Paris."

versprochen und „zur Erleichterung dieser Vorkehrung“ der Belagerungszustand über die Hauptstadt verhängt wurde. Für die Verhängung des Belagerungszustandes über Paris hatte der Bonapartismus sehr bewegliche Gründe. Er fühlte sich ja in seiner Existenz scharf bedroht. Denn sofort nach dem Bekanntwerden der Hiobsposten von der Sauer und von der Saar gaben sich in der Hauptstadt deutliche Merkmale kund, daß die republikanische Partei die Zeit gekommen glaubte, mit dem Kaiserreich eine Ende zu machen, was aber in Wahrheit und Wirklichkeit von anderen anderwärts besorgt werden wird.

Derweil schlug in den nächsten Tagen der empfindlich getroffene gallische Größenwahn seine amtlichen und nichtamtlichen Räder und Purzelbäume. Das Ministerium wollte vom Gesetzgebenden Körper die Kreditbewilligung von 1 Milliarde für Kriegszwecke verlangen, sowie die Aushebung von 600,000 Mann, welche mit Dampfgeschwindigkeit zusammengebracht werden sollten. Man fabelte und faselte sogar davon, daß, eingerechnet die mobile und sedentäre Nationalgarde, die Freiwilligen, die Marinetruppen und die aus Rom und Algier eilends heimzuholenden Regimenter, eine Streitmacht von 2 Millionen Mann aufgestellt werden könnte. Zur gleichen Zeit aber, wo die kaiserliche Regierung diese kindische Pralerei von Frankreichs Männerfülle und Waffenkraft ausgehen ließ, zur gleichen Zeit, wo sie in ihrem „Journal officiel“ das Orakel gab, die Deutschen würden alle, alle, grausamlich bis letzten und allerletzten, in Frankreich ihre Gräber finden; denn ganz Frankreich werde sich wie e i n Mann erheben und mit dem Hauch seines Athems die Feinde wegfegen — zur gleichen Zeit wurde in demselben Amtsblatt geklagt und gejammert, wie unbegreiflich es wäre, daß Europa dem auf Frankreich gemachten Angriff unthätig zusähe, und wurden England, Oestreich, Holland, Italien, Dänemark der Reihe nach aufgefordert und beschworen, dem unbesieglichen Frank-

reich zur Hilfe zu kommen. Geradezu ins Delirium tremens schlug diese aus gekränkter Eitelkeit, Prahlsucht, Verlogenheit, Angst und Wuth gemischte Stimmung um in einem Artikel, welchen das Leibblatt des gedunsenen „Vicekaisers“ Rouher, „Le Public“, brachte. Da stand, wortgetreu übersetzt, zu lesen: „Zu den Waffen! Wir sind also besiegt worden? Wir haben noch keinen amtlichen Rapport, aber wir haben Briefe, welche uns berichten, wie unsere Soldaten sich geschlagen haben! Einer gegen fünf zuerst, und wenn sie diesen fünf wilden Doggen widerstanden hatten, kamen fünf andere und wieder andere und immer wieder andere[1]). Ja, wir sind besiegt worden: wie Leonidas bei den Thermopylen, wie Roland bei Ronceval. Unsere Rache (revanche) wird glänzend sein; Gott schuldet sie uns! Unterdessen sehen wir zu, wie die Feinde ihren Sieg benützen. Ueberall, wo sie vorbeikommen, verwüsten sie. Ueberall, wo sie gehen, brennen sie. Ueberall, wo sie sind, morden sie. Sie ermorden die Verwundeten, sie verbrennen die Krankenpfleger. Sie ermorden die Kinder und schänden die Frauen; sie ermorden die Greise und stecken die Häuser in Brand. Wölfe und Füchse, Tiger und Hyänen, mästen sie sich mit Blut. Sie haben uns zeigen wollen, daß sie noch die wilden Thiere von 1792 und 1814 seien. Wir werden ihnen zeigen, daß wir noch die Helden von 1792 und 1806 sind. Zur Stunde schlafen sie ihren Mord- und Blutrausch aus. Wir haben nicht auf eine Niederlage zu achten, wir müssen Frauen und Kinder rächen, Frauen und Greise rächen. Ja, Rache ohne Erbarmen, Rache ohne Gnade! Rache im Namen der geschändeten Menschheit!

---

1) Da fühlt man sich wahrhaftig wiederum ganz in die shakspeare'sche Schenke zum wilden Schweinskopf in Eastcheap versetzt und hört den dicken Sir John schnaufen und schnauben: „Four rogues in buckram let drive at me. I made me no more ado, but took all their seven points in my target, thus, and, with a tought, seven of the eleven I paid.“

Rache im Namen des verletzten Völkerrechts! Rache im Namen von allem, was heilig! Im Namen der Unschuld! Im Namen der Schwäche! Rache im Namen der in Thränen schwimmenden Familien! Rache! Rache! Gott helfe den Rächern!" War es Uebertreibung, angesichts solcher Leistungen, von Paris als von einem großen Narrenhause zu reden? Selbstverständlich gehörten ja nicht gerade alle Pariser in die Zwangsjacke und unter die Douche. Selbst die Journalistik hatte lichte Augenblicke. So hieß es z. B. im „Siècle“: „Keine Täuschungen mehr! Die Dummheiten und Großsprechereien der hinter uns liegenden zwei Wochen haben uns nur zu viel schon gekostet. Blicken wir den Thatsachen ins Gesicht!" Und in „La Patrie“ stand zu lesen: „Wir haben den Krieg als wahre Narren, als Ritter des Mittelalters erklärt, befangen von dem Wahn, der Franzos wäre unbesieglich, so er nur erst den Fuß im Steigbügel und die Lanze in der Hand hätte. Wir waren nicht bereit, glaubten aber, es zu sein. Wir hielten Preußen für unbereit und es war bereit. Wir meinten die Hilfequellen und die Einrichtungen unseres Gegners zu kennen, irrten uns aber vollständig. Er wußte alles, was bei uns vorging, wir wußten nichts von ihm." Die Einzelnstimmen, welche in solcher Tonart sprachen, wurden aber gar nicht gehört, nicht herausgehört aus dem wilden Chorus von Simpeln und Rasenden. Die aberwitzigsten Rufe wirbelten chaotisch durcheinander. „Massenerhebung und Volksbewaffnung"! schrieen diese. „Her mit euren 3 Millionen vorräthiger Chassepots"! jene. „Laßt uns an die Gränze fliegen"! dritte. „Nieder mit den Spionen und Verräthern"! vierte. „Unsere Soldaten sind Löwen, geführt von Eseln"! zischte es hüben. „Die Minister belügen und betrügen uns"! sprudelte es drüben. „Der Kaiser ist ein Schuft, der uns verkauft"! zeterte es da. „Die Kaiserin ist eine u. s. w." geiferte es dort. Ein Patriot schlug vor, die Marne, die Seine, die Loire, kurzum alle Flüsse Frankreichs

aufzustauen, um mittels einer also zuwegegebrachten Ueberschwemmung die deutschen Heere zu ersäufen. Ein anderer hatte ein ebenso unfehlbares Vernichtungsmittel bereit, nämlich ungeheure Luftschiffe, welche mit schwerem Geschütz auszurüsten wären. Ein dritter wollte riesige Feuerspritzen bauen, aus welchen die verruchten Preußen, welche sich erfrecht hätten, französische Marschälle, Generale und Troupiers zu hauen, mit Vitriol bespritzt werden sollten. Ein vierter rieth, die wilden Bestien des pariser jardin des plantes auf die Deutschen loszulassen. Ein fünfter gab den noch sinnreicheren Rath, dem deutschen Heere die ganze Armee der pariser Loretten und Kokotten entgegenzusenden, auf daß diese Patriotinnen die Feinde zu Grunde liebten. Und wie das alles und noch viel ähnliches gestikulirte, deklamirte, haselirte, fistulirte! Ueber die maßen gallisch. Cäsar, so er wiedergekommen, würde seine Gallier, wie selbige vor zweitausend Jahren gewesen, unschwer wieder erkannt haben. Und wie dazumal erwiesen sie sich auch jetzo als ein „auf Veränderung erpichtes" Volk. Denn nun das Kaiserreich Schläge gekriegt, fiel es den Leuten plötzlich ein, es wäre doch eigentlich eine Schmach für die grande nation, daß sie sich nahezu 22 Jahre lang von einem nachgemachten Bonaparte hätte beherrschen lassen. Kein Zweifel, wäre Napoleon der Dritte siegreich in Berlin eingezogen, die ungeheure Mehrheit der Franzosen hätte ihm seine Stiefel geküsst mit derselben Inbrunst, womit vordem die ungeheure Mehrheit der Franzosen die Siegerstiefel von Wagram geküsst hatte. Der Mensch als Volk hofschranzt ja vor dem Erfolg noch niederträchtiger denn der Mensch als Einzelwesen.

Sobald über die Niederlagen von Weißenburg, Wörth und Spicheren in Paris genaueres kundgeworden, wurde es offenbar, daß die kaiserliche Regierung schon jetzt die größte Mühe hatte, sich zu halten. Nur mittels rücksichtslosesten Einschreitens der Polizeimannschaft konnten die tumultuarischen

Ansammlungen und Kundgebungen der Massen nothdürftig hintangehalten werden. Was aber auf der Straße noch beiseite geschoben werden konnte, ging im Palais Bourbon, wo der Gesetzgebende Körper am 9. August zusammentrat, schon in Scene. Ja, schon die erste Sitzung konnte mit Fug für ein Vorspiel zum Sturze des Kaiserreiches gelten. Es war das übrigens mehr eine lärmende Boulevardscene als eine parlamentarische Handlung. Als der Präsident Schneider die Eingangsformel des Einberufungsdekrets zu lesen begann: „Wir Napoleon von Gottes Gnaden“ — unterbrach ihn von den Bänken linksher ein drohendes „Assez! Assez!“ wie ein Trompetenruf der Empörung. Die kleine republikanische Fraktion regte sich keck, während die bonaparte'schen Mameluken, ganz wenige ausgenommen, große Entmuthigung und Niedergeschlagenheit blicken ließen. Daß bei ihrem jetzigen Vorgehen das Gebaren der Republikaner, welche die ganze Schuld des Krieges den Imperialisten zuschoben, ein ehrliches gewesen, könnte jedoch nur die Parteibornirtheit behaupten wollen. Wir wissen ja und es ist auch in diesem Buche seines Ortes dargethan worden, daß die Citoyens Republikaner seit 1866 nicht weniger heftig als die Messieurs Bonapartisten nach dem Kriege mit Preußen geschrieen hatten.

Die Minister suchten sich der Versammlung gegenüber ein zuversichtliches Ansehen zu geben, was aber nicht lange vorhielt. Die Linke griff sie offen und scharf an, die Rechte war kleinlaut oder stumm. Nur Granier, sich nennend de Cassagnac, schöpfte aus seinem Mamelukenthum wenigstens so viel Muth, das Kaiserthum entschieden zu vertheidigen und darauf aufmerksam zu machen, daß es den Landesfeind fördern hieße, so man die bestehende Regierung angriffe. Es gibt Augenblicke im Völkerleben, wo die Noth selbst einem solchen Menschen Wahrheiten auf die Zunge legt. Auch hätte es alle unbefangen und rechtlich denkenden Leute anwidern müssen,

daß die Republikaner nicht anstanden, das Unglück des Landes für ihren Parteivortheil auszubeuten, so der Ekel an dem zweiten Empire einen andern überhaupt noch hätte aufkommen lassen. Recht kennzeichnend war es, wenn der Minister Gramont das theatralisch-pathetische Gestikuliren und Deklamiren des dicken Jules Simon so belustigend fand, daß er in ein helles Gelächter ausbarst. Darüber wäre es um's Haar zu einem richtigen Handgemenge zwischen den Messieurs und den Citoyens vom Gesetzgebenden Körper gekommen. Zur Herzenserleichterung warf man sich Beschimpfungen an die Köpfe und bedrohte einander mit geballten Fäusten. Favre rief den Ministern zu: „Es ist eine Schande, daß ihr überhaupt noch hier zu erscheinen wagt!“ Arago: „Verschwindet, ihr Minister, und unsere Armee wird siegen!“ Gambetta: „Ihr könnt nichts als lügen!“ Sehr wahr; aber der junge Tribun hätte später seiner sittlichen Entrüstung über das Lügen weit mehr eingedenk sein sollen, als er war. Dann würde er nicht als diktatorischer Bulletinist das Unmöglichscheinende fertiggebracht, d. h. den Bonapartismus überlogen haben.

Favre fasste seine Vorwürfe und Anklagen in die Spitze zusammen, daß die Niederlagen, welche die französischen Streitkräfte erlitten, vor allem der Unfähigkeit des Kaisers, den Oberbefehl zu führen, zugeschrieben werden müßten. Unter einer solchen Führung wäre ein Erfolg undenkbar. Dann trat er mit dem Vorschlag hervor, daß die Versammlung, um Frankreich zu retten, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen sollte und müßte. In gemäßigterer Sprache verlangte Picard die sofortige Aenderung des Ministeriums. Der leidenschaftliche Kératry seinerseits sprudelte das letzte Wort der Sachlage heraus: „Nur ein äußerstes Mittel kann uns retten, die Abdankung des Kaisers!“ Das alles klang ja wohl schon wie das Grabgeläute des second empire. Endlich ermannte sich aber die Mehrheit soweit, daß

sie beschloß, die Vorschläge und Forderungen der Regierung in Betracht zu ziehen, sowie über die Anträge der Opposition mit Votirung einer Tagesordnungsformel hinwegzugehen, welche lautete: „Die Kammer ist entschlossen, ihre Unterstützung einem Ministerium zu gewähren, welches die Fähigkeit besitzt, die Vertheidigung des Landes zu organisiren.“ Den Herren Ollivier, Gramont und Genossen dämmerte jetzt das Bewußtsein auf, daß sie unter sothanen Umständen am Ministertische nicht mehr am rechten Platze wären, weil sie eben nicht die Leute, dem gegen sie und gegen das Kaiserreich entfesselten Sturm länger standzuhalten. Der Ministerpräsident ersuchte daher die Kammer, ihre Debatten für eine Weile zu unterbrechen, begab sich zur Kaiserin-Regentin und brachte in die wieder aufgenommene Sitzung des Gesetzgebenden Körpers die Kunde, daß das Ministerium zurückgetreten wäre und daß die Kaiserin den General Cousin-Montauban-Palikao mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt hätte, — den Mann also, welchem seine vordem in China langfingerig verübten Heldenthaten vonseiten böser Pariserzungen den wenig schmeichelhaften Beinamen des „premier coquin de France“ eingebracht hatten.

Der Name Palikao deutete an, daß der Bonapartismus alle ihm noch gebliebene Kraft zusammenraffen wollte, um der Erregung und Bewegung in der Hauptstadt Meister zu bleiben. Am folgenden Tag (10. August) kündigte der General als Ministerpräsident und Kriegsminister im Gesetzgebenden Körper die Einsetzung des neuen Kabinettes an, in welchem lauter Bonapartisten von dickaufgetragener Färbung saßen: Chevreau (Inneres), Latour d'Auvergne (Aeußeres), Magne (Finanzen), Grandperret (Justiz), Brahme (Kultus), Duvernois (Handel), Admiral Rigault (Marine), Jérôme David (öffentliche Arbeiten). Der eigentliche Leiter dieses Ministeriums stand außerhalb desselben; es war der Senatspräsident und „Vicekaiser“

Rouher, wohl der begabteste oder wenigstens der verschlagenste Söldling des zweiten Empire. Die Hauptaufgaben der neuen Regierung mußten natürlich sein, den kaiserlichen Thron aufrecht zu halten, sowie die Kräfte des Widerstandes gegen die Deutschen allseitig zu entwickeln und bis auf's äußerste zu spannen. Im übrigen eröffnete das Ministerium Palikao sein kurzdärmiges Dasein mit einer seiner vollkommen würdigen Maßnahme, mit der schonberührten und gekennzeichneten plötzlichen und gewaltsamen Austreibung der Deutschen, welche der Minister Chevreau mit dummpfiffiger Miene im Gesetzgebenden Körper ankündigte und vertrat. Es soll nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß in dieser Versammlung doch zwei Männer von Ehre und Menschlichkeit sich fanden, welche am 11. und am 12. August diese dumme Grausamkeit und grausame Dummheit mannhaft rügten und bekämpften, der Royalist Marquis de Piennes und der Republikaner Pelletan. Kein anderer von allen denen, die so oft von Rauschgoldphrasen von der Völkersolidarität, vom weltbürgerlichen Sinne Frankreichs und dergleichen Märchendingen übergeflossen waren und später wieder davon überflossen, rührte sich. Die französische Kosmopolitik hat sich bei dieser Gelegenheit in ihrer wahren Gestalt sehen lassen und die französische Menschlichkeit nicht minder.

Auf die Maßregeln, welche das Ministerium Palikao fieberhaftig inbetreff der Mehrung und Rüstung von Streitkräften traf, namentlich aber auf ein Ausschreiben Chevreau's vom 12. August, welches zur Bildung von Freischützenscharen aufforderte, sind die Anfänge des französischen Volkskrieges gegen die Deutschen, des Krieges bis zum Aeußersten, bis zum Messer — „à outrance“ — zurückzuführen. Der gallische Größenwahn war jedoch im August keineswegs schon soweit gedemüthigt, daß er eingesehen hätte, es könnte sich für Frankreich nicht mehr um den Angriff, sondern nur noch um die

Vertheidigung handeln. Im Gegentheil, nachdem er den ersten Schrecken, der ihm von Wörth und Spicheren her in die Glieder gefahren, überwunden hatte, schwoll dem Chauvinismus der Kamm wieder derart, daß er z. B. am 10. August in dem Journal des Jongleur Girardin, in der „Liberté“ schwadronirte: „Der tapfere General Palikao wird mit 500,000 Nationalgarden und Freiwilligen, welche in rasender Begeisterung den Ruf ausstoßen: Das linke Rheinufer für Frankreich! den Rhein überschreiten. Keine Phrasen wollen wir, sondern Thaten. Nach Berlin! Nach Berlin! Denn der Friede darf und kann nur in Berlin geschlossen werden.“ Am 7. August hatten „die Pariser zum erstenmal das Gespenst einer Belagerung ihrer Stadt erblickt“. Aber sofort war der Journalismus bei der Hand, um zu beweisen, daß dieses Gespenst nur eine kolossale Lächerlichkeit wäre. Mit weniger als 1,200,000, nein, mit weniger als 1,500,000 Mann könnte Paris unmöglich eingeschlossen werden. Schon der bloße Gedanke einer Belagerung und Beschießung von Paris wäre eine Ungeheuerlichkeit. Paris, den Nabel der Erde, die Weltleuchte, die Sonne der Civilisation, belagern und beschießen wollen? Wahnsinn! Der heilige Boden Frankreichs würde sich aufthun und die preußischen Barbaren verschlingen, bevor sie sich einer solchen Blasphemie und Tempelschändung schuldig machen könnten [1]).

1) Sarcey, Siége de Paris, 13, 14, 15. Bei F. Wey („Chronique du siége de Paris, 12) heißt es: „Paris qui prévoyait les horreurs et les ruines d'un siége se laissait convaincre que ses murs étaient inexpugnables, que les Prussiens hésiteraient, que l'Europe ravie en admiration par notre architecture et l'agrément de notre capitale ne permettrait jamais un attentat contre le foyer des lumières et la gloire de la civilisation moderne. Au fond, qui s'imaginait sérieusement de telles choses? Nul homme sensé que j'aie connu; mais chacun les ressassait avec animation et l'on se groupait pour façonner à frais communes une illusion d'une heure.“

Doch in diesem Haufen von Narrheitsspreu lag auch ein gutes Korn verborgen, der höchst löbliche Stolz der Franzosen auf ihre schöne Hauptstadt, die ängstliche Sorge für Paris, die zärtliche Liebe für das mächtig pulsirende Herz ihres Landes. Deutsche Krähwinkeler und vollends gar deutsche Residenzenkrähwinkeler werden sich schwerlich jemals zu so einem Nationalhauptstadtgefühl erheben können. Und wie befangen, vorurtheilsvoll, selbstgefällig oder auch geradezu närrisch die französische Vaterlandsliebe sich äußern mochte, gewiß ist dieses: der Krieg von 1870—71 hat unwiderleglich erwiesen, daß während der Dauer desselben die Franzosen, von einem Thiers, Renan und Hugo bis hinunter zum letzten Schmierakel des „Figaro" oder „Gaulois", vom Großgrundherren bis hinab zum zerlumpten Holzschuhgänger, vom Millionär bis zum ärmsten Blusenmann, allesammt Patrioten waren, alle, alle! Vom Verhalten der Französinnen den Deutschen gegenüber wird später ein Wort zu sagen sein und zwar ein Lob- und Preiswort.

3.

Aber auch zum Patriotismus, wie zu allem, was etwas rechtes sein, wirken und vorstellen soll in der Welt, gehört Verstand. Der verstandlose ist, ein bekanntes Apostelwort auf ihn anzuwenden, nur „ein tönendes Erz und eine klingende Schelle".

Hieran wird man erinnert, so man den Verhandlungen anwohnt, welche in Paris im Gesetzgebenden Körper nach Einsetzung des neuen Ministeriums stattfanden, und so man das Drama ansieht, welches sich zwischen den Tuilerien und dem kaiserlichen Hauptquartier in Metz heimlich abspielte, — ein Drama, das die Minister dem Parlamente zu verbergen sich

bemühten, was die Unklarheit der Lage noch beträchtlich steigern mußte.

Man fühlte in Paris und in Metz gleichermaßen, daß dem bisherigen Irrlichteliren ein Ende gemacht werden müßte. Die Frage war nur: wie?

Daß der unfähige Kaiser vom Oberbefehl und der, wo möglich, noch unfähigere Leboeuf von der Leitung, d. h. Nichtleitung der Armee wegmüßte, diese Nothwendigkeit drang sich jedermann auf. Sogar der Kaiserin-Regentin, welche binnen wenigen Tagen von der höchsten Zuversicht zur tiefsten Entmuthigung herabkam. Am 7. August telegraphirte sie an ihren Herrn Gemahl: „Machen Sie sich keine Sorge um Paris. Ich stehe gut dafür.“ Am 8. „Hier geht alles gut; die Ordnung wird nicht gestört werden.“ Am 9. „Binnen 48 Stunden werde ich verrathen sein durch die Furcht der einen und die Schlaffheit der andern.“ In dieser Zeitberechnung täuschte sie sich: es währte noch etwas länger. Die Kaiserin, hinter welcher Cousin-Montauban-Palikao mehr befehlend als rathend stand, wollte ihrem Gemahl nicht geradeheraussagen, daß er ein Unfeldherr wäre und daher den Oberbefehlsstab abgeben sollte; allein sie deutete ihm das verständlich genug an, indem sie ihn wissen ließ, es wäre schlechterdings nöthig, den Marschall Leboeuf vom Posten eines Major-Generals zu entfernen und sich mit Bazaine zu verständigen, welcher „allein Vertrauen einflößt“. Der Kaiser wollte nicht verstehen und seinen theuren Leboeuf nicht fahren lassen, geschweige seinen Feldherrnstab. Er that überhaupt so, als hätte er von der Stimmung in Paris gar keine Vorstellung, und zeigte sich in einer Depesche an die Kaiserin ärgerlich darüber, daß der Gesetzgebende Körper schier Miene machte, Konvent spielen zu wollen [1]). Die Kaiserin

1) „Je crois que nous revenons au beau temps de la révolution, où l'on voulait conduire les armées par des représentants de la convention.“

wandte sich darauf an den Major-General und erbat sich den Rücktritt desselben alswie eine persönliche Gefälligkeit.

Die Lage war aber so, daß selbst ein Leboeuf ihre Dringlichkeit begreifen mußte. Der Journalismus und der Parlamentarismus, wenigstens der oppositionelle, die Bevölkerung von Paris und die Armee — alles rief nach Bazaine als dem Retter in der Noth. Es ist diese Thatsache eine der verwunderlichsten in diesem an Verwunderlichkeiten so reichen Kriegsjahr. Wer war denn eigentlich dieser „Retter"? Ein bonaparte'scher Landsknecht, wie es deren Dutzende gab. Sein ganzer „Ruhm" beruhte im Grunde doch nur auf jener ruchlosen Raubfahrt nach Mexiko, die er im richtigen Räuberhauptmannstile geleitet und welche ein so klägliches Ende genommen hatte. Aber war ihm vielleicht seither etwas geglückt, um desswillen man ihm seine Vergangenheit allenfalls verzeihen konnte? Hatte er sich in dem jetzigen Kriege als ein durch Talent und Thatkraft vorragender Führer ausgewiesen? Bewahre! Seine am Schlachttage von Spicheren bewiesene Gleichgiltigkeit und Unbeweglichkeit mußte sogar wohlbegründeten Tadel hervorrufen. Doch einerlei, „Bazaine!" war nun einmal die Losung des Tages und das beweis't, daß die sogenannte öffentliche Meinung auch hier wieder, wie gar häufig, nur eine gedankenlose Dirne war, welche sich aus purer Laune heute diesem morgen jenem an den Hals zu werfen liebt.

Der Kaiser mußte also endlich doch verstehen, was man von ihm wollte, und am Nachmittag vom 12. August die Ernennung des Marschalls Bazaine zum wirklichen Oberbefehlshaber der gesammten „Rheinarmee" vollziehen, während das Oberkommando über die in und bei Chalons sich sammelnden Streitkräfte dem Marschall Mac Mahon übertragen war. Bazaine's Major-General wurde der General Jarras, während dessen Vorgänger Leboeuf zwei Tage später an der Stelle

des verwundeten Generals Decaen die Führung des 3. Armeekorps übernahm. In die Vorbereitungen zu diesen Veränderungen hatten auch die Gegensätze hineingespielt, welche sich in strategischer Hinsicht zwischen Metz und Paris aufgethan. Am 7. August hatte man im kaiserlichen Hauptquartier den Entschluß gefasst, von Metz westwärts aufzubrechen, nur die nöthige Besatzung in der Festung zurückzulassen, alle übrigen Truppen nach Chalons zu führen, die dort stehenden und dorthin flüchtenden aufzunehmen und dann mit vereinter Macht an einem wohlgelegenen Punkte dem Feinde den Weg nach Paris zu verlegen. Aber dieser Gedanke eines allgemeinen Rückzuges erregte in den Tuilerien einen wahren Schrecken. Die Kaiserin bestürmte ihren Gemahl mit Vorstellungen, daß es in der Hauptstadt die beklagenswerthesten Eindrücke hervorbringen müßte, wenn Metz und Lothringen kampflos aufgegeben würden [1]). Napoleon der Dritte fügte sich dem Willen seiner Frau, wie diese dem Willen des alten Palikao sich fügte, welcher erklärte, das Dasein des Empire wäre ohnehin bedroht und darum müßte alles daran gesetzt werden, mittels eines Sieges in Lothringen das durch die Niederlagen an der Lauter, Sauer und Saar sehr schwankend gewordene „Prestige“ der Dynastie wieder festzustellen. Heute untersteht es keiner Frage mehr, daß der Rückzugsgedanke der strategisch richtigere war. Napoleon hatte das Recht, in seiner später von der Wilhelmshöhe herabgeschickten Entschuldigungsschrift sich darauf zu berufen. Aber auch hier hieß es wieder: Nicht nur wollen, sondern auch können muß man. Und ebenso: Was recht gethan sein will, muß zur rechten Zeit gethan werden. Dieser Satz enthält freilich nur eine jener wohlfeilen Wahrheiten, die man auf allen Gassen findet, aber selten genug aufhebt. Angesichts der Zeitvertrödelung, welche im französischen Haupt-

1) Papiers secrets et correspondance du second empire, I, 33.

quartier vom 7. bis 14. August getrieben wurde, erhielt diese Wahrheit eine wuchtige Bedeutung.

Am 11. August war die französische „Rheinarmee", wie sie nach Heranholung der Truppen des Marschalls Canrobert und der kaiserlichen Garde gewesen ist, also 5 Korps stark, bei Metz auf dem rechten Moselufer versammelt und derart aufgestellt, daß das 2. und 3. Korps bei Grigy, Peltre und Borny das Centrum bildeten, hinter welchem zunächst der Stadt die Garde stand, während das 1. Korps zwischen St. Julien und St. Barbe den linken und das 6. südlich von Metz den rechten Flügel machte. Der Gesammtbetrag war 201 Bataillone, 126 Schwadronen, 76 Batterieen, in runder Zahl 200,000 Mann [1]). Die Armee von Chalons ihrerseits hatte, obzwar noch nicht am genannten Tage, aber doch 14 Tage später, 166 Bataillone, 99 Schwadronen, 64 Batterieen [2]). Die Möglichkeit, diese zweite Armee gleichfalls und noch rechtzeitig an die Mosel heranziehen zu können, um mit vereinten Kräften dem Feinde entgegenzutreten, schien nicht ausgeschlossen. Denn die Deutschen zögerten ja mit ihrem Vormarsch. Wenigstens glaubte man das im kaiserlichen Hauptquartier, wo man eben sehr schlecht unterrichtet war [3]). Als man dann dennoch erfuhr, das Zögern der Deutschen im Vordringen wäre nur ein scheinbares gewesen, als man sich gestehen mußte, der Feind hätte

---

1) Generalstabswerk, I, 420. Die Angabe De Mazade's (I, 137): „L'armée de Bazaine s'élevait à un peu plus de 170,000 hommes" — bleibt unter der Wahrheit, wie ja unwiderleglich bewiesen wird durch die Zahl der französischen Truppen, welche bei der Kapitulation von Metz in deutsche Kriegsgefangenschaft geriethen.

2) Borbstädt, 234.

3) Napoleon der Dritte hat das in seiner mehrfach angezogenen Vertheidigungsschrift also beklagt: „Sehr bedauerlich war die Unwissenheit, in welcher sich das französische Hauptquartier hinsichtlich der Stärke und der Stellungen der feindlichen Heere befand. Die Deutschen wußten ihre Bewegungen hinter ihrer furchtbaren Kavallerie, womit sie sich wie

die letzten 5 oder 6 Tage außerordentlich gut benützt, als man gezwungen war, zu erkennen oder wenigstens zu ahnen, daß die Deutschen vom Norden, Osten und Südosten her massenhaft zur Mosel vordrangen mit der unschwer zu errathenden Absicht, die französische Armee entweder, so sie in ihren Stellungen um Metz verharrte, in diese Festung einzuschließen oder aber, so sie sich nach rückwärts aufmachte, ihr den Rückzug zu verlegen, — ja, da beschloß man das namentlich auf die von Paris her gekommenen Weisungen hin Versäumte möglichst rasch nachzuholen und allen politischen Bedenken zum Trotz der strategischen Nothwendigkeit eines Rückzuges nachzugeben.

Demzufolge erhielt der Marschall Bazaine am 12. August mit dem Oberkommandostab vom Kaiser zugleich in aller Form den Befehl, die Rückzugsbewegung der Armee auf Verdun anzuordnen und zur Ausführung zu bringen [1]).

Der heftige Tadel, welchem der Marschall unterstellt wurde, weil er den Rückzug nicht schon am folgenden Tage begonnen hätte, war ungerecht, weil der Beweis vorliegt, daß der Uebergang der französischen Armee vom rechten auf das linke Moselufer in Folge schlechter Beschaffenheit, ja Unbrauchbarkeit der drei in Eile geschlagenen Bockbrücken am 13. August eine Unmöglichkeit war [2]). Vom nächsten Tage an sorgten dann die Deutschen dafür — eine fürchterlich blutige Sorge freilich! — daß der tragische Schicksalschor der Weltgeschichte „Zu spät!“ auch hier wieder einmal angestimmt wurde.

Napoleon der Dritte hatte mit der Abgabe des obersten

---

mit einer Mauer auf allen Seiten umgaben, so gut zu verbergen, daß es unsern eifrigsten Auskundschaftungen nie gelang, etwas sicheres zu erfahren, wo sich die Hauptstärke ihrer Truppen befände und wohin demnach unsere Streitkräfte ihre Hauptaktion zu richten hätten.“

1) Bazaine, L'armée du Rhin, 47.

2) Procès Bazaine, rapp. du gén. de Rivière, 22.

Armeekommando's eigentlich schon seine Abdankung vollzogen. Bazaine, dessen Sache Zartsinn nie gewesen, ließ auch ohne viele Umstände merken, wie überflüssig im Hauptquartier der sieche Mann [1]).

Der Kaiser fühlte den Boden von Metz unter seinen Füßen heiß und heißer werden. Ob er ein Gefühl von der Bedrohlichkeit der Sachlage in ihrem ganzen Umfange gehabt, steht dahin. Immerhin jedoch mochte sich die Möglichkeit, mitsammt der Armee in Metz eingeschlossen zu werden, drohend vor ihm aufrichten. Auch konnten ihm die Merkmale der beginnenden Leere und Kälte um ihn her nicht entgehen und mußte er seine Ueberflüssigkeit im Hauptquartier merken. So wollte er denn gehen, aber wohin? Von Paris her hatte man ihn wissen lassen, daß er, so er unter den dermaligen Umständen nach der Hauptstadt zurückkehrte, die Tuilerien kaum lebend erreichen würde. Blieb also zunächst nur das Lager von Chalons, allwo er sich so oft im Glanze seiner kaiserlichen Herrlichkeit gesonnt hatte, als Zufluchtsstätte. Von Mac Mahon, welcher doch immerhin ein Gentleman, ein Gentilhomme zu heißen verdiente, war ja auch entschieden mehr Rücksichtsnahme zu erwarten als von dem rohen Bazaine.

Chalons zu also verreis'te demzufolge am Abend vom

---

1) Das war ja der Kaiser mehr und mehr geworden. Schon am 8. August hatte einer der „Vertrauten", Pietri, von Metz aus an die Kaiserin telegraphirt: „Nur meine Hingebung zu Rathe ziehend, fragte ich den Kaiser, ob er sich physisch hinlänglich bei Kräften fühlte, die Anstrengungen eines wirklichen Feldzuges auszuhalten, die Tage zu Pferde und die Nächte im Bivouak verbringen zu können. Er gestand mir, daß er das nicht vermöchte." Diese Nachricht mag die Kaiserin mitbestimmt haben, den Rücktritt ihres Gemahls vom Armeekommando betreiben zu helfen. In jenen Tagen telegraphirte sie an den Kardinal Bonaparte in Rom: „Ich bitte Sie, in meinem Namen den heiligen Vater um seine Gebete und seinen Segen für Frankreich, für die Armee und für alle, die uns theuer sind, anzugehen."

14. August der Empereur mit seinem Söhnlein, dem „enfant de la balle“, und seinem „Vetter“ Napoleon Bonaparte, für welchen sich in und bei Metz kein schicklicher Platz finden wollte, seinen bekannten Heldenmuth zu bethätigen. Der Abzug des Kaisers von Metz war kühl und ziemlich unkaiserlich, doch ist Bazaine so gnädig gewesen, der verbleichenden Majestät eine Kavalleriebrigade von der Garde zur Bedeckung mitzugeben. Es war die höchste Zeit, daß Napoleon sich davonmachte. Denn wenig fehlte, daß den Fliehenden die am 14. August mit ihrem ersten Akt „Colombey-Nouilly“ angehobene Schlachtentragödie von Metz festgebannt hätte. Er hatte in dem Dorfe Longeville genächtigt, in welches in der Morgenfrühe vom 15. August deutsche Granaten einschlugen — ein absonderlicher Glückwunsch zum „Napoleonstage“. Bazaine ließ dem Kaiser sagen, er möchte sich beeilen, fortzukommen. Zu Pferde gelangte dann Napoleon nach Maison Neuve, und maßen dazumal deutsche Husaren und Ulanen schon in der Nachbarschaft von Mars la Tour streiften, so hätte dem Empereur schon am 15. August zustoßen können, was ihm 17 Tage später zustieß. Von Maison Neuve gelangte er zu Wagen nach Point du Jour und von dort am folgenden Tage auf der Eisenbahn über Verdun ins Lager von Chalons, das er am Abend vom 16. August erreichte [1]). Der Empfang war frostig genug, doch gewann der Sohn von Hortense Beauharnais wieder soviel Halt, daß er seine Kaiserrolle nochmal aufnahm und sie weiterzuspielen versuchte, so gut es eben gehen wollte.

Im Lager von Chalons hatte der kaiserliche Figurant — denn das ist er ja doch nur noch gewesen — eine Begegnung mit dem General Trochu, welcher so eben aus Paris dorten eingetroffen war.

1) Fontane, I, 245. Celking, I, 201 fg.

Den Rouher und Palikao hatte nämlich ihre Pfiffigkeit gesagt, daß man die Leute, deren man in der obschwebenden Krisis bedürfte, keineswegs alle innerhalb der bonapartistischen Partei suchen müßte und finden könnte. Darum griff man jetzt zur Verwendung von Männern, insbesondere von militärischen, welche man bisher mit äußerstem Misstrauen angesehen und hintangestellt hatte. So wurden die beiden Generale Changarnier und Trochu hervorgezogen, welche beide für Orleanisten galten. Jenen sandte man als Rathgeber ins kaiserliche Hauptquartier nach Metz, wo er dann fortfuhr, auch dem Marschall Bazaine nach Kräften zu rathen; diesen bestimmte man zum Kommandanten des 12. Armeekorps, welches man im Lager von Chalons organisirte, und sodann, wie wir sofort sehen werden, zum Militärgouverneur von Paris. Trochu hatte sich zuerst in weiteren Kreisen bekannt und am kaiserlichen Hofe missliebig gemacht durch eine i. J. 1867 veröffentlichte Flugschrift, worin das französische Heerwesen einer ziemlich scharfen Kritik unterworfen worden war. Obzwar weder an kriegerischer Begabung noch an Charakter über das Mittelmaß emporragend, mehr zum Theoretisiren als zum Handeln angelegt, mehr ein Schwätzer als ein Thäter, ist ihm doch bestimmt gewesen, seinen Namen mit einem der wichtigsten Kapitel in der Geschichte des deutsch-französischen Krieges unzertrennlich zu verknüpfen, mit dem Kapitel der Belagerung von Paris. Und schon zuvor, schon im August von 1870, machte er eine ziemlich bedeutende Figur.

Lassen wir ihn das selber erzählen, so, wie er es in seiner berühmten Rede vom 13. Juni 1871 der Nationalversammlung zu Versailles erzählt hat. Diese Erzählung ist für die Geschichte des Krieges von nicht geringer Wichtigkeit[1]). Sie lautet so: — „Im August von 1870 befand ich

---

1) Sie darf und muß als geschichtliches Aktenstück betrachtet und

mich in Paris, als die traurigen Nachrichten von Weißenburg, Reichshofen und Forbach eintrafen, und erkannte sofort zum voraus die Wichtigkeit der Vertheidigung von Paris. Ich schrieb einen kurzen Brief an den Kaiser, worin ich darlegte, daß nach jenen Schlachten der Schwerpunkt des Krieges nicht mehr zwischen Metz und Nancy, sondern in Paris selbst liegen werde und daß man darum am besten thäte, so man die Armee durch das Marnethal auf die Hauptstadt zurückführte. Dieser mein Brief, vom 10. August datirt, wurde vom Kaiser in einem Kreise von Generalen vorgelesen und fand allgemeine Zustimmung. Schon schickte man sich an, meinem Rathe zu folgen, als von Paris aus der Wink erging, ein solcher Rückzug könnte die bedenklichsten, politischen Folgen haben und daraufhin ließ man den Gedanken wieder fallen. Die Rheinarmee und die von Chalons zusammengethan, hätte man vor Paris 250,000 Mann gehabt[1]) und Frankreich war gerettet[2]). Von dem Kriegsminister mit dem Kommando des 12. Korps betraut, welches in Chalons formirt wurde, traf ich am 16. August des Abends daselbst ein, gleichzeitig mit dem Kaiser, und hier begann die wenig bekannte Geschichte der Belagerung von Paris. Am folgenden Tage wurde ich zu einem Kriegsrathe berufen, welchem der Kaiser, der Prinz Napoleon[3]),

---

gewerthet werden, da sie von keiner Seite her Widerspruch erfahren hat. In andern Theilen seiner Rede hat sich der General freilich mehr als einen Irrthum zu schulden kommen lassen, sogar eine grobe Unwahrheit, die ich schon weiter oben zu rügen veranlasst war.

1) Hier ist Trochu sicherlich zu bescheiden; denn die Rheinarmee und die von Chalons hätten vereinigt eine bedeutend höhere Streiterzahl ergeben.

2) Wirklich? Im unverfrorenen Orakeln war der General überhaupt stark. Sein berühmtestes Orakel, das von seinem „unfehlbaren Plan", die Paris belagernden Deutschen zu vernichten, hat weltgeschichtliche Lächerlichkeit erlangt. Auch sein heroisches „**Le gouverneur de Paris ne capitulera pas!**" hatte komisches Verdienst.

3) Welcher sich durch seinen kaiserlichen „Vetter" von Chalons weg

der Marschall Mac Mahon, die Generale Berthauld und Schmitz anwohnten. Es wurde dem Kaiser vorgestellt, daß er erst die Regierung abgegeben, um den Heerbefehl zu führen, hernach diesen an Bazaine abgetreten und demzufolge thatsächlich ganz abgedankt hätte. Jetzt sollte und müßte er sich entscheiden, um entweder die Regierung oder aber den Heerbefehl wieder zu übernehmen. Der Kaiser fand das richtig und erklärte, daß er die Regierung wählte. Auf den gutgeheißenen Vorschlag des Prinzen Napoleon hin sollte, damit man sicherer ginge, die Rückkehr des Kaisers nach Paris der dortigen Regierung durch einen General gemeldet werden, damit man die nöthigen Vorkehrungen treffen könnte. Der Kaiser bot mir diese Sendung an. „„Sire, sagte ich, in unserer dermaligen Lage würde eine Revolution das Land in den Abgrund stürzen. Ich werde daher alles thun, was ich vermag, um dies zu verhindern. Sie wollen, daß ich Ihre Rückkehr vorbereite und die Vertheidigung der Hauptstadt organisire. Gut, ich bin bereit; aber, wohlverstanden, die Armee Mac Mahons wird Paris zur Hilfe kommen, denn wir gehen einer Belagerung entgegen.““ Der Kaiser trat mir bei und Mac Mahon hatte sogar die entsprechende Truppenbewegung schon begonnen. Ich sollte sofort abreisen und folgenden Auftrag bestellen: — „„Der General Trochu ist zum Gouverneur von Paris ernannt. Der Kaiser folgt ihm binnen zwei Stunden nach der Hauptstadt. Der Marschall Mac Mahon zieht sich in der Richtung auf Paris zurück.““ Ein Handschreiben des Kaisers bestätigte diese Verfügungen. Noch während der Nacht traf ich bei der Kaiserin-Regentin in den Tuilerien ein. Ich fand sie muthig, exaltirt, voll Misstrauen gegen mich.

---

und über Lyon nach Florenz verschicken ließ, um den Schwiegerpapa Viktor Emanuel zu bestürmen, Frankreich mit einer italischen Armee zur Hilfe zu kommen. Die Erfolge des Prinzen als Diplomat entsprachen, wie jedermann weiß, genau seinen Erfolgen als Soldat.

„„General, sagte sie, nur seine Feinde konnten dem Kaiser rathen, nach Paris zu kommen. Er wird die Tuilerien nicht lebend erreichen.““ — „„Wie, Madame, so wär' ich denn ein Feind des Kaisers? Denn ich selbst habe ihm, gemeinsam mit dem Prinzen Napoleon und dem Marschall Mac Mahon, diesen Entschluß angerathen. Ich habe eine gefahrvolle Sendung übernommen, denn es handelt sich um die Vertheidigung von Paris.““ — „„Nein, General, der Kaiser wird nicht nach Paris kommen, sondern in Chalons bleiben. Sie Ihrerseits aber werden im Auftrage des Kaisers die Vertheidigung von Paris leiten.““ Entschlossen, vor keiner Bitterniß zurückzuweichen, gab ich zur Antwort: „„Madame, so werde ich denn auch in Abwesenheit des Kaisers Paris vertheidigen. Hier ist die Proklamation, worin ich der Bevölkerung meine Ernennung bekanntgebe.““ Dieses Proklam begann mit den Worten: „„Der Kaiser ernennt mich zum Gouverneur von Paris.““ Die Kaiserin unterbrach mich: „„General, der Name des Kaisers darf nicht gebraucht werden.““ — „„Aber, Madame, ich komme ja im Auftrage des Kaisers.““ — „„Gleichviel, General, es ist zu bedenklich.““ So blieb denn die Phrase weg und es ist für mich eine bedeutsame Erinnerung, daß ich der letzte von den Dienern des Kaisers war, welcher dessen Namen in einem öffentlichen Aktenstück erscheinen lassen wollte. Von dem Kriegsminister wurde ich übrigens noch schlechter empfangen als von der Kaiserin. Er erklärte mir, daß er in der Kammer vollständig Herr der Lage wäre und daß ich nur störend wirken könnte. Auch wäre ich im Irrthum, so ich glaubte, daß Mac Mahon sich auf Paris zurückzöge. Die Streitmacht des Marschalls müßte vielmehr auf Verdun und Metz marschiren, um der Armee Bazaine's die Hand zu reichen.“

Der Kriegsrath in Chalons war also ganz umsonst gehalten worden. Der Wille Napoleons des Dritten galt nichts mehr.

Man behandelte den kranken Decembermann wie ein als unnütz beiseite gestelltes Möbel. Wenn er Göthe's Faust kannte, so hätte er bitter lächelnd mit Mephisto sagen können:

„Am Ende hängen wir doch ab
Von Kreaturen, die wir machten."

4.

Unterweilen ging das dreitägige Heldenspiel von Metz über die Kriegsbühne.

Auf solche Tragik war man in Deutschland nicht gefasst. Hatte man sich doch sogar in Kreisen, wo Gelegenheit vorhanden, über den Stand der Sachen sich zu unterrichten, der voreiligen Hoffnung hingegeben, der Krieg würde mit dem 6. August der Hauptsache nach zu Ende sein; denn der Kaiser der Franzosen besäße sicherlich Klugheit genug, jetzt, wo die Kriegshitze des Chauvinismus beträchtlich abgekühlt sein müßte, sich zu beeilen, unter leidlich guten Bedingungen Frieden zu schließen [1]). Was aber die von deutscher Seite zu stellenden Friedensbedingungen anginge, so müßte — das wurde nach Wörth und Spicheren sofort laut ausgesprochen und gefordert — die erste derselben sein der Rückfall der alten „Reichslande" Elsaß und Lothringen an Deutschland. Man erinnerte sich mit nur allzu gerechtfertigtem Ingrimm, wie schon bei den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 die besten deutschen Männer diesen Siegespreis verlangt hatten und wie dieses gerechte Verlangen durch

1) „Eilen Sie, sagte mir am 10. August 1870, als ich mich in Berlin verabschiedete, eine hochgestellte Persönlichkeit — eilen Sie, denn es könnte sonst alles vorüber sein, ehe Sie ankommen." L. Kayßler, Aus dem Hauptquartier und der Kriegsgefangenschaft, 1.

die Falschheit der Bundesgenossen von damals, der Engländer und der Russen, mit Zustimmung der wiener Staatskanzlei, welche auch lieber den Deutschen als den Franzosen wehthun wollte, vereitelt worden war. Diesmal hatten Fremde nicht dreinzureden, wie sie dazumal gethan. Um so weniger, da es weder England noch Russland eingefallen war, einen ernstlichen Versuch zur Verhinderung von Frankreichs Anfall auf Deutschland zu machen, von den Kabinetten von Wien und Florenz, die es bis zum 6. August offenkundig mit dem Franzosenkaiser gehalten, gar nicht zu sprechen [1]).

Die auf baldigen Frieden und unschwer zu erringende Siegespreise gestellten Hoffnungen der Deutschen nach Wörth und Spicheren sollten sich aber als sehr verfrühte bald herausstellen, wie später, nach Sedan, noch einmal und noch bitterer. Frankreichs Wehrhaftigkeit war denn doch eine beträchtlich andere, als Eisele und Beisele und Schultze und Müller meinten. Das wurde schmerzvoll offenbar, als von den blutdampfenden Walstätten bei Metz eine riesige Trauerwolke rheinherüber gezogen kam . . . . .

Während die 3. Armee der Deutschen jenseits der Vogesen auf Luneville und Nancy zog — das kronprinzliche Hauptquartier langte in der letztgenannten Stadt am 16. August an — um sich von dort auf Toul zu richten, marschirte die

1) Vor Sedan war der leitende deutsche Staatsmann hinsichtlich der von Frankreich zu fordernden „materiellen Garantieen" noch nicht mit sich im Reinen. Er dachte, wenigstens vorübergehend, an die Herstellung einer neutralen Zone zwischen Deutschland und Frankreich. In diesem Sinne sagte er am 23. August in Commercy zu seinen Tischgenossen: „Mein Ideal wäre eine Art Kolonie Deutschlands, ein neutraler Staat von 8 bis 10 Millionen, wo es keine Konskription gibt und dessen Steuern nach Deutschland fließen, soweit sie nicht im Innern gebraucht werden. Frankreich verlöre so die Gegenden, wo seine besten Soldaten herkommen, und würde unschädlich." M. Busch, Graf Bismarck und seine Leute während des Kriegs mit Frankreich (1878), I, 56.

1. Armee, zu welcher derweil das erste Korps (Manteuffel) gestoßen war über Forbach, St. Avold und Fouligny geradeaus auf Metz und links von ihr, mehr südwärts, die 2. Armee über Puttlangen, Falkenberg und Groß-Tenquin auf Pont-à-Mousson. Am 11. August befand sich das Hauptquartier des Bundesfeldherrn in St. Avold, am Abend des 13. im Schlosse Herny, nur 3 Meilen von Metz.

Ob der leitende Gedanke bei dem Vormarsch der 1. und 2. Armee an die Nied und die Mosel schon ganz bestimmt dieser gewesen sei, mittels der Truppen von Steinmetz die Franzosen bei Metz festzuhalten und sie dann mittels der inzwischen über die Mosel gegangenen Truppen des Prinzen Friedrich Karl von rückwärtsher zu umfassen, scheint zweifelhaft. Es mag dem obersten deutschen Feldzugsleiter und auch einzelnen Truppenführern allerdings von Anfang an so etwas vorgeschwebt haben, allein bestimmtere Gestalt konnte der Plan doch erst gewinnen, nachdem man sich über die Stellungen der französischen Armee bei Metz vergewissert hatte[1]). Die Absicht dieser Vergewisserung aber war es, welche „gewissermaßen instinktiv zur Schlacht vom 14. August geführt hat“[2]).

---

1) Fontane, welcher zumeist aus guten Quellen schöpfte, bringt (I, 228) einen aus dem Hauptquartier des deutschen Bundesfeldherrn stammenden Brief vom 19. August bei, worin die Ansicht ausgesprochen ist, der Gedanke, durch ein rasches Vorgehen über die Mosel, südlich der Festung, die französischen Truppen in und bei Metz festzuhalten und vor ihnen die Straße nach Chalons-Paris zu gewinnen, hätte erst am 15. August feste Gestalt angenommen.

2) Generalstabswerk, I, 511. Ebenda, S. 507, steht zu lesen: „Die Schlacht von Colombey-Nouilly charakterisirt sich in ihrer Entstehung und in ihrem Verlaufe als eine von richtigem Gefühl eingegebene Angriffsimprovisation, welche um des höheren Zweckes willen freilich auch Nachtheile mit in den Kauf zu nehmen hat.“ Von einem planmäßigen Schlagen war demnach am 14. August keine Rede und konnte keine sein.

Die auf Metz ziehenden deutschen Heere stießen bei ihrem Vorrücken auf keinen nennenswerthen Widerstand mehr, bis sie in der unmittelbaren Umgebung der Festung angelangt waren. Der erste deutsche Soldat, welcher — und zwar schon am 11. August — die Mosel überschritt, war der Leutnant Neumeister vom Ingenieurkorps, welcher mit etlichen Husaren über die von den Franzosen unbesetzt gelassene Brücke von Dieulouard ritt und drüben die von Metz nach Nancy gehenden Telegraphendrähte durchschnitt[1]). Drei Tage später hob jene Reihe mörderischer Schlachten an, welche vom 14. bis 18. August in der Umgebung von Metz gewüthet und mit dem Siege der Deutschen geendet hat. Mit dem Siege der Deutschen, weil diese ihre Absicht, das Fortwollen der Franzosen von Metz zu vereiteln, vollständig erreichten. Die strategischen Grundmotive des furchtbaren Schlachtendrama's in 3 Akten waren demnach auf der französischen Seite das Fortwollen und auf der deutschen das Festhaltenwollen.

Am Morgen vom 14. August war die 1. deutsche Armee so im Osten von Metz aufmarschirt, daß das 1. und das 7. Korps in einem ostwärts ausspringenden Bogen den Außenwerken der furchtbaren Moselfestung gegenüberstand, während das 8. Korps als Rückhalt 1 Meile weiter zurück hinter der deutschen Nied seine Stellung hatte. Dem Feinde am nächsten war die eine Division (die 13., Glümer) vom Korps Zastrow und die Vortruppen derselben, die 26. Infanteriebrigade, 1 Jägerbataillon, 3 Husarenschwadronen und 2 Batterieen, waren unter der Führung des Generalmajors von der Goltz über die französische Nied und bis Laquenexy vorgeschoben. Dem genannten Offizier war es bestimmt, die Exposition des ungeheuren Kampfspiels von Metz zu eröffnen. Seine Rolle am 14. August ist jener sehr ähnlich gewesen, welche Kameke

1) Borbstädt, 266.

am 6. bei Spicheren so muthig erfasst und so standhaft durchgeführt hatte.

Während der Morgenstunden von diesem Sonntag hatten die deutschen Vorposten und Streifwachen drüben beim Feinde nichts Auffallendes wahrgenommen. Es herrschte Sonntagsruhe in den französischen Lagern unter den Kanonen der Ostforts von Metz. Von 11 Uhr an aber änderte sich das. Von den deutschen Vorposten ging Meldung auf Meldung ein, daß die Franzosen, also zunächst die Truppen vom 3. französischen Korps, sich aufgemacht hätten und im Abmarsch nach der Stadt begriffen wären. Von der Goltz fasste blitzschnell die Bedeutung dieser Bewegung, wobei ihm höchst dienlich war, daß er zuvor erfahren, die 2. Armee hätte ihren Uebergang über die Mosel bei Pont-à-Mousson bereits begonnen und der Prinz Friedrich Karl in der genannten Stadt sein Hauptquartier aufgeschlagen, um das Herankommen seiner Streitkräfte an die Mosel und ihr Vorrücken jenseits des Flusses energisch zu beschleunigen. Der Führer der deutschen Vorhut folgerte ganz richtig, der Feind gäbe seine außerordentlich günstigen Vertheidigungsstellungen vor der Ostseite von Metz mit einmal auf, weil er das Vorgehen der Truppen des Prinzen Friedrich Karl erfahren haben und durch dieses Vorgehen seine Rückzugslinie nach Verdun bedroht glauben müßte. Und weiter, es könnte von äußerster Wichtigkeit sein, mittels eines kräftigen Angriffsstoßes die Rückwärtsbewegung der Franzosen zu stören und ins Stocken zu bringen, sie dadurch am rechten Moselufer festzuhalten und also der 2. Armee die nöthige Zeit zu verschaffen, westlich von Metz auf Bazaine's Rückzugsstraßen sich zu stellen [1]).

---

1) Daß die deutsche Heerleitung den Abzug Bazaine's gen Verdun und Chalons hindern wollte, wird schon durch die Bewegungen der 2. Armee am 13. und 14. August klargestellt. Warum sie das wollte, leuchtet von selber ein. Nämlich nicht allein darum, weil sie hoffen

Kaum gefasst, wurde der Gedanke zur That. Von der Goltz nahm sich nur noch Zeit, die Befehliger des 1. und 7. Korps von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen und ihre Unterstützung nachzusuchen, dann warf er die 4 Musketirbataillone vom 15. und vom 55. Regiment auf Colombey, lenkte die Füsilirbataillone der beiden Regimenter rechts auf Coincy und das 7. Jägerbataillon links auf Ars Laquenexy.

Dies war der Anfang der Schlacht, welche die Deutschen die von Colombey-Nouilly — beim ersten Dorfe focht das 7., beim zweiten das 1. Korps — die Franzosen dagegen die von Borny nennen und in welcher nur Infanterie und Artillerie zur Verwendung kamen. Denn von der Reiterei gelangten bloß etliche Schwadronen ostpreußischer Dragoner nur flüchtig zum Schlagen, indem sie ein zum Angriff vorgetrabtes Regiment Chasseurs d'Afrique mit ihrem ersten Anprall zurücktrieben. Die Deutschen brachten nur die 2 genannten Armeekorps ins Gefecht und hatten es mit dem 3. und 4. französischen Korps zu thun, hinter welchen als Rückhalt das Gardekorps stand. Wiederum wie bei Weißenburg, Wörth und Spicheren hatten die Franzosen den großen Vortheil wohlgedeckter und stark verschanzter Stellungen, gegen welche die Deutschen im freien Felde angehen und folglich erst das Feuer ihrer Gegner aushalten mußten, bevor sie ihrerseits zum Fechten kommen konnten. Dadurch wurde auch die Fechtart bedingt. Die Franzosen lagen gedeckt in ihren Schützengräben und konnten nur, wenn sie den Oberleib herausstreckten, um zu feuern, von ihren Gegnern gesehen und gefasst werden. Daher die Erscheinung, daß die am 14. August gefallenen oder verwundeten französischen Soldaten fast ausschließlich an den Köpfen, Schultern oder Händen verletzt waren.

---

konnte, dadurch die beste und zahlreichste französische Armee in Metz einzuschließen, sondern auch desshalb, weil die von den Franzosen beabsichtigte Vereinigung ihrer Streitkräfte bei Chalons verhindert werden mußte.

Der Marschall Bazaine hatte zweifelsohne sofort errathen, was der Angriff vonseiten der Deutschen bedeutete und wollte: die Störung und Stockung seines Abzugs von Metz, welcher ja zur Stunde, wo dieser Angriff geschah, in vollem Gange sich befand, indem das Gardekorps hinter dem Fort Queleu hart an die Umwallung der Stadt herangezogen und das 4. Korps schon im Marsche durch Metz begriffen war. Als nun nach Mittag von der Goltz zum ernstlichen Vorstoß auf das 3. Korps verschritt, so brauchte sich dieses nur leicht abwehrend zu verhalten, um dann, wann das 4. Korps ganz innerhalb der Stadtumwallung sich befand, unter dem Schutze der Riesengeschütze der beiden Fort Queleu und St. Julien, die jede Verfolgung den Deutschen unmöglich gemacht hätten, ebenfalls abzuziehen. Wäre die Sache so verlaufen, so hätten, wie Sachkenner bestimmt aussagen, die Deutschen, der größtmöglichen Anstrengungen ungeachtet, den Abmarsch der Franzosen gen Verdun nicht wesentlich zu stören, geschweige ganz zu hindern vermocht[1]). Allein die Sache verlief eben anders. Die französischen Korpsführer, Decaen und Ladmirault, nahmen den Angriff auf die Truppen des erstgenannten ernster, viel ernster, als sie hätten thun sollen, ließen sich, sogar den ausdrücklichen Weisungen vonseiten ihres Oberbefehlshabers schnurstracks entgegen, in ein ernsthaftes, sehr verbissenes und blutiges Gefecht ein und verloren dadurch für sich und für die ganze französische Armee eine unschätzbar kostbare Zeit, welche nicht wieder hereinzubringen war. So handelten sie denn als sehr tapfere Soldaten, aber als sehr ungeschickte Generale, welche von den Absichten des Feindes nicht den blassesten Hochschein hatten.

---

1) General H. v. Hanneken, Marschall Bazaine und die Kapitulation von Metz, 17.

Bazaine war nach den ersten Kanonenschüssen, welche vor Borny fielen, zum 3. Korps herausgeeilt. Er gab in richtiger Würdigung der Verhältnisse dem General Decaen den Befehl, die Angriffe des Feindes zwar abzuweisen, aber seinerseits sich durchaus nicht zum angriffsweisen Vorgehen hinreißen zu lassen; denn der Abzug der Armee von Metz dürfte nicht gestört werden [1]). Zu seinem Unglück glaubte der Marschall der Befolgung seines klaren und bestimmten Befehls sicher sein zu können und eilte durch einen feindlichen Schuß leicht gequetscht, in die Stadt zurück zum Kaiser, welcher eben im Begriffe war, dieselbe zu verlassen [2]). Decaen jedoch, welcher sich an diesem Tage eine Todeswunde holte, scheint es nicht mit der französischen Gloire vereinbar gehalten zu haben, die Angriffe der Deutschen bloß abzuweisen, was er ja sehr leicht zu thun vermocht hätte. Er brauchte seine Truppen nur hinter die Feuerlinie der Forts und Schanzwerke auf der Ostseite von Metz zurückzuziehen, denn diese Feuerlinie hätte der Feind gar nicht überschreiten können [3]). Statt dessen beeilte sich der General, seine gesammten Truppen möglichst vorwärts und ins Gefecht zu bringen, und als von linksher Zastrow mit Truppentheilen vom 7., von rechtsher Manteuffel mit solchen vom 1. Korps ihren fechtenden Landsleuten nach und nach zur Hilfe kamen, sah sich auch Decaen nach Unterstützung um und verlangte solche vom Gardekorps. Allein der Kommandant desselben, Bourbaki, welcher die Absichten des Marschalls kannte und billigte, weigerte sich entschieden, die Garde zurückmarschiren und ins Gefecht eingreifen zu lassen. Dagegen vermochte der General Ladmirault seine Kampflust nicht zu zügeln, was ihm seine Landsleute später

---

1) Colonel Fay, 68.

2) Bazaine, L'armée du Rhin, 53.

3) Junck, I, 347.

nicht verdacht haben, obzwar diese plan- und urtheilslose Kampflust zur Grundlegung der späteren Riesenkatastrophe von Metz höchst beträchtlich beigetragen hat. Ladmirault also kehrte mit dem 4. Korps um und trat eben so hitzig als ausdauernd in das Gefecht ein.

Dieses ging mörderisch hin und her bis ein Viertel nach 8 Uhr Abends. Da war das 3. französische Korps vom 7. deutschen nach Borny, das 4. französische vom 1. deutschen unter die Wälle von St. Julien zurückgedrängt. Etwas vor 8 Uhr war der Führer der 1. Armee, Steinmetz, auf der Walstatt eingetroffen und hatte die Meldungen vonseiten der Korpsbefehliger empfangen. Er lobte die Tapferkeit der Truppen, aber er tadelte, daß man sich in einen so hartnäckigen Kampf eingelassen, dessen Erfolg auszunützen die den Feind deckenden Werke von Metz ja doch unmöglich machten [1]). Dann ordnete er an, daß die Truppen in die Stellungen zurückgehen sollten, welche sie vor der Schlacht innegehabt, welche Anordnung nur theilweise zur Vollziehung kam. Denn während das 1. Korps zurückging unter den von den Musikbanden der Regimenter angestimmten Tönen des Chorals „Nun danket alle Gott!“ blieb das 7. Korps die Nacht über auf dem von ihm erstrittenen Grund und Boden zwischen La Planchette und dem Bois de Borny stehen [2]). Die Truppen hatten kein Holz und kein Stroh und es klang daher absonderlich, als in einer der feuchtkalten Beiwachten ein Soldat zu singen anhub „Wir sitzen so fröhlich beisammen“ — und seine Kameraden, dann Regiment auf Regiment und Brigade auf Brigade einfielen. Mit der „Fröhlichkeit“ wird es freilich nicht allzu weit hergewesen sein. Schon im Hinblick auf die

---

1) Fontane, I, 241.

2) Weil Steinmetz „mit Rücksicht auf die Verwundeten und auf das Siegesgefühl der Truppen ein Verbleiben derselben auf dem eroberten Schlachtfelde gestattete“. Generalstabswerk, I, 505.

großen Lücken, welche der blutige Tag in die Reihen gerissen hatte [1]).

Unmittelbar nach dem 14. August verbreitete sich in Deutschland die Sage, im bundesfeldherrlichen Hauptquartier hätte das Verhalten von Steinmetz, welchem man ein allzu hitziges, mit Soldatenblut zu verschwenderisch umgehendes Drauflosgehen an diesem Tage vorgeworfen, starke Mißbilligung gefunden und der General wäre darum bald darauf in schicklicher Weise von der Oberbefehlshaberschaft über die 1. Armee entfernt worden. Geschichte ist, daß Steinmetz am 14. August gar nicht „drauflosging", daß er vielmehr, erst zum Schlachtschluß auf der Walstatt eingetroffen, von der Goltz und dessen Waffengefährten wegen ihres Drauflosgegangenseins tadelte. Und Geschichte ist auch, daß vonseiten des Bundesfeldherrn, sowie sich das Ergebniß der Kämpfe vom 14. August überblicken ließ, das Verfahren der Unter-Generale von Steinmetz entschieden gebilligt wurde. Denn im Hauptquartier zu Herny kam man am 15. August zu dem Schluß: „Die Verhältnisse, unter welchen das 1. und das 7. Armeekorps gestern Abend einen Sieg erfochten, schlossen jede Verfolgung aus. Die Früchte des Sieges sind nur durch eine kräftige Offensive der 2. Armee gegen die Straßen von Metz nach Verdun zu ernten" [2]).

---

1) Es waren auf deutscher Seite 70 Offiziere und 1119 Soldaten gefallen, 152 Offiziere und 3438 Soldaten verwundet worden. Also ein Gesammtverlust von nahezu 5000 Mann. Die Franzosen bezifferten ihren Verlust an Todten und Verwundeten auf 200 Offiziere und 3408 Soldaten.

2) Generalstabswerk, I, 511 mit dem Zusatz: „In der That wurde durch die Schlacht bei Colombey-Nouilly der Abzug des Gegners auf Verdun so verzögert, daß es möglich wurde, durch die Schlacht bei Vionville-Mars la Tour jene Bewegung völlig zum Stillstande zu bringen und darauf in der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat zu einem umfassenden und entscheidenden Angriff von Westen her vorzugehen."

Die Franzosen haben sich gerühmt, in der Schlacht von Borny gesiegt zu haben, wie sie denn in ihren Bulletins zu siegen fortfuhren, bis sie endgiltig in Metz eingeschlossen waren. Wahr ist, nach den früheren Niederlagen hatte der Kampf vom 14. August zweifelsohne kräftigend und ermunternd auf die französischen Truppen gewirkt und man kann daher französischen Patrioten nicht ganz unrecht geben, wenn sie von einem „moralischen Siege" sprechen[1]). Im übrigen haben sie später anerkannt, die deutschen Kritiker hätten recht, wenn sie behaupteten, Bazaine habe schon an diesem 14. August deutlich sehen lassen, daß seine Schultern für die darauf gelegte Bürde zu schwach. Er wußte von den zwei Entschlüssen, die er fassen und ausführen konnte, weder den einen noch den andern ganz zu fassen und durchzuführen. Entweder mußte er mit seiner ganzen Macht auf die verhältnißmäßig geringen deutschen Streitkräfte fallen, die er bei Colombey und Nouilly vor sich hatte, um sie zu vernichten, oder aber er mußte die Verwickelung seiner Nachhut, des 3. Korps, in einen ernsthaften Kampf um jeden Preis verhüten, um seinen begonnenen Rückzug, dessen Stunden ihm bereits zugezählt waren, fortzusetzen. Er blieb in diesem Dilemma stecken und das war seine Schuld und wurde dann auch sein Verderben.

Als das Schlachtgetöse vom 14. August verhallt war, hatte der Marschall, so steht wenigstens stark zu vermuthen, noch keine Ahnung von der Bedeutung des Tages, welchen

1) „Il est bien certain que, s'il y avait un éclair ou une apparence de victoire, c'était surtout une victoire morale. Stratégiquement, le résultat restait aux Prussiens, qui, même repoussés, avaient atteint leur but. Le coup de tête du général de Goltz avait réussi, puisqu'il nous avait retenus, puisqu'il nous avait fait perdre un jour qui profitait singulièrement au prince Frédéric-Charles en marche pour nous arrêter au-dessus de Metz." De Mazade, I, 151. Aehnlich Duret, I, 224.

er sich von seiner Rückzugsfrist hatte abziehen lassen. Denn sonst wäre nicht leicht zu erklären, daß sich Bazaine das Kompliment, womit ihn am Abend vom 14. August in Longeville Napoleon der Dritte empfing: „Sie haben also den Zauber gebrochen?“ so wohlgefällig gefallen ließ.

Meinte der Schemen von Kaiser dieses „Vous avez donc rompu le charme —“ aufrichtig und ehrlich? Glaubte er an den „Sieg“, welchen Bazaine ihm zu melden kam? Schwerlich. Der gealterte Fuchs war doch immer noch Fuchs genug, um der Sache nicht zu trauen, und er hat sich dann auch, wie wir gesehen, am folgenden Morgen bei Zeiten davongemacht. Wenn aber der Marschall seinerseits an die Aufrichtigkeit, an die Wahrheit des Schmeichelwortes geglaubt hat, so sollte er bald zu seinem Schaden erfahren, daß der „Zauber“ der deutschen Ueberlegenheit keineswegs gebrochen wäre. Ihm war ja bestimmt, fünf Tage später die umstrickende Macht dieses „charme“ eigenhändig bezeugen zu müssen.

5.

Was durch die Schlacht von Colombey-Nouilly-Borny unterbrochen worden, der Rückgang von Bazaine's sämmtlichen Streitkräften von der Frontseite von Metz auf die Rückseite, vom rechten Ufer der Mosel auf das linke, ward in der Nacht vom 14. auf den 15. August wieder aufgenommen und so gefördert, daß am Abend dieses Tages das Gardekorps, sowie das 2., 3. und 6. Armeekorps westlich, das 4. nordwestlich von der Festung standen. Weiter war der Rückzug gen Verdun noch nicht gelangt, nachdem Metz der Obhut des Generals Coffinières überlassen worden.

Man hat dem Marschall vorgeworfen, seine Anordnungen inbetreff des Abzuges seiner Truppen durch die große und aus der großen Moselfestung wären schwerfällig gewesen und er hätte zu wenig gethan, um die Verlangsamung der Ausführung dieser Anordnungen zu hindern. Er hätte müssen alles daran setzen, seine Nachhut schon am Morgen statt erst am Abend aus Metz herauszubringen. Vortheilhaft wäre das schon gewesen, ob es aber auch möglich war? Bazaine konnte für sich anführen, daß die 2 seiner Armeekorps, welche vom Kampfe am vorigen Tage hart mitgenommen waren, unmöglich schon bis zur Morgenfrühe des 15. August marschfertig gemacht werden konnten. Sodann war der Marsch durch die Stadt und deren westliche Vorstadt schon an und für sich eine leidige Verzögerung, welche zu stundenlangen Stockungen verbösert wurde durch das Mitschleppen eines ungeheuren Trosses, dessen zahllose Fuhrwerke sich in einander verfuhren und oft für eine geraume Weile die Straßen geradezu sperrten [1]). So kam es, daß frühmorgens am 16. August die Truppen vom 3. und 4. Korps noch nicht ganz aus Metz herauswaren, während das 2. Korps schon am Abend zuvor einen vollen Marsch weit westlich von der Festung in der Gegend von Mars la Tour angelangt war.

Begründeter scheint ein anderer dem Marschall gemachter Vorwurf. Dieser nämlich, daß er seinen Generalstab nicht angewiesen hätte, über die Bodenbeschaffenheit der Landschaft, durch welche hin sein Rückzug gehen mußte, und über die Straßen, auf welchen er marschiren sollte, genaue Erkundungen anzustellen [2]).

---

1) Fay, Journal, 71. Frossard, Rapport, 80.

2) D'Andlau, Metz, campagnes et négociations, 137. Bazaine hat jedoch der betreffenden Behauptung widersprochen und erklärt, seine bezüglichen Befehle wären gar nicht oder doch nur nachlässig befolgt worden. Wenn man bedenkt, wie lässig und leichtsinnig es i. J. 1870 französische Generale, Stabs- und Subalternoffiziere mit dem Kund-

Für ihren Marsch gen Verdun standen der von Metz abziehenden französischen Armee drei Straßen zur Verfügung: eine nördliche, über eine offene, gehügelte, aber nur spärlich bewaldete Hochebene laufend, mit den Stationen Briey und Etain; eine mittlere auf hügel- und schluchtenreichem Boden über Gravelotte, Doncourt, Conflans und Etain; eine südliche über Gravelotte, Rezonville, Vionville und Mars la Tour durch eine Landschaft, welche mit Gehölzen und Schluchten durchsetzt ist und schmale Thäler hat, deren Bäche der Orne zufließen. Das Dreieck, welches man gewinnt, so man von Gravelotte nach Mars la Tour, von hier nach Jarny und von da nach Gravelotte Linien zieht, ist ein beholztes Hügelgelände, von Klüften durchschnitten, von Bächen durchzogen, mit Dörfern und Gehöften besiedelt. Dieses Dreieck wurde der Schauplatz der schrecklichen Schlacht vom 16. August, die „mehr ein Schlachten war zu nennen", der Schauplatz der Schlacht von Vionville-Mars la Tour.

Denn Bazaine hatte unter den drei Rückzugsstraßen die südliche gewählt, weil sie die kürzeste war und außerdem rechts und links vortreffliche Gelegenheit bot, rasch die günstigsten Vertheidigungsstellungen zu wählen und zu besetzen. Freilich war, wie er ja wissen mußte, auf dieser Straße seine linke Flanke durch einen Angriff der Deutschen von Pont-à-Mousson her bedroht oder konnte wenigstens von dorther bedroht werden. Allein von der Marschfähigkeit deutscher Truppen, welche allerdings am 15. und 16. August fast Uebermenschliches leistete, hatte der Marschall keine Vorstellung und dann glaubte er wohl auch, die von linksher mögliche Gefahr verachten zu dürfen, da er ja derselben schon am Morgen vom 16. August 3 vollständige Armeekorps entgegenzustellen vermochte und

---

schafts- und Aufklärungsdienste durchweg genommen haben, so erscheint die Erklärung des Marschalls keineswegs unglaubwürdig.

später noch 2 weitere ihm zur Verfügung sein mußten. Seine Zuversicht war auch keineswegs grundlos. Denn, in Wahrheit, er durfte glauben, überall auf seinem Rückzugswege mit erdrückender Uebermacht auftreten zu können, maßen ihm ja der Feind zunächst nur ganz unzulängliche Kräfte entgegenzuführen vermochte. Was er aber nicht in seine Berechnung mitaufgenommen hatte, war das Ungewöhnliche, was alles der Rüstigkeit und Ausdauer deutscher Truppen zugemuthet werden durfte, sowie das brennende Verlangen der Führer und Mannschaften von der 2. deutschen Armee, endlich auch einmal „rechtschaffen" an den Feind zu kommen. Das war nur mittels Gewaltmärschen zu erreichen. Diese wurden gemacht und das brennende Verlangen ward gestillt — mit Strömen von Blut, eigenem und feindlichem.

In der Nacht vom 15. auf den 16. August, vom Montag auf Dienstag, lagerten die Franzosen so: — Voran am linken Flügel das 2. Korps links der Straße von Gravelotte nach Vionville bei Rezonville, die Kavallerie-Division Forton gen Mars la Tour hin vorgeschoben; im Centrum das 6. Korps rechts der Straße auf gleicher Höhe mit dem 2. Korps; am rechten Flügel das 3. Korps zwischen Verneville und St. Marcel mit Vorschickung der Kavallerie-Division Du Barail bis gen Jarny zu. Hinter dem Centrum und dem linken Flügel war das Gardekorps gelagert bei Bazerieulles und Gravelotte, wo Bazaine sein Hauptquartier hatte. Das 4. Korps endlich war erst theils vor theils hinter Woippy angelangt.

Auf deutscher Seite konnte man im großen Hauptquartiere zu Herny, von wo es im Laufe des Dienstags nach Pont-à-Mousson übersiedelte, zur Stunde, wo die Weisungen für den 16. August an die Befehliger der 1. und der 2. Armee gegeben wurden, unmöglich wissen, in welchem Umfange der Abzug der Franzosen von Metz gen Verdun bereits ins Werk gesetzt wäre. Steinmetz wurde daher angewiesen, vorder-

hand mit den 3 Korps der 1. Armee vor der Ost- und Südostseite von Metz zu verharren, wogegen dem Prinzen Friedrich Karl, welcher in seinem Hauptquartier zu Pont-à-Mousson aus den Ergebnissen eifrig und erfolgreich betriebener Kundschaftung schon am 15. August die Ueberzeugung geschöpft hatte, daß der allgemeine Rückzug der Franzosen von Metz und gegen die Maas zu bereits in vollem Gange wäre, aufgegeben wurde, mit der 2. Armee, soweit dieselbe an die Mosel heranwar, nach Befund der Umstände zu handeln, um die Absicht Bazaine's zu durchkreuzen.

Nun war aber die Rechtsschwenkung der 2. Armee, welche diese Durchkreuzung zu ihrer Voraussetzung hatte, noch lange nicht vollendet und konnte trotz menschen- und pferdemöglicher Beeilung der Märsche auch am 16. August noch bei weitem nicht ganz vollendet sein. Der Prinz hatte demnach zur Ausführung seines großen Unternehmens von seinen Armeekorps nur 2 näher oder entfernter zur Hand, das 3. mit der 6. Reitereidivision und das 10. mit der 5. Reitereidivision, welcher auch eine Brigade Gardedragoner zugetheilt war. Alle übrigen Truppentheile der 2. Armee standen noch zu weit von der Mosel ab oder auch zu weit südlich von Pont-à-Mousson entfernt, als daß sie in die mörderische Schlacht von Vionville-Mars la Tour hätten eingreifen können. Nur am Abend war dies etlichen heraneilenden Korps zu thun gegönnt, doch nur mit ihren Vorhutspitzen. Es ist also klar, daß die Deutschen die Schlacht vom 16. August mit nur 2, noch dazu durch Gewaltmärsche strapazirten Korps gegen 3, beziehungsweise 5 französische, ausgeruhte und in starken Vertheidigungsstellungen stehende Korps ausgefochten haben, und wohl darf dieser Schlachttag ein hoher Ehrentag für das 3. und 10. Armeekorps, wie nicht minder für die genannten beiden Reiterharste, genannt werden. Er war theuer genug erkauft, dieser Ehrentag, entsetzlich theuer.

Zur siebenten Abendstunde vom 15. August hatte der Prinz Friedrich Karl die Befehle ausgegeben, das 3. Korps mit der 6. Reiterdivision soll sich, um auf die Rückzugslinie des Feindes zu gelangen, über Gorze gen Vionville und Mars la Tour wenden; das 10. Korps mit der 5. Reiterdivision soll sich, über Thiaucourt ausholend, ebenfalls auf Mars la Tour richten. In Befolgung dieser Befehle war die Vorhut des 3. Korps noch am späten Abend vom 15. August bei Novéant eingetroffen, während das 10. Korps mit einer Division Thiaucourt erreichte und die 5. Reiterdivision sogar bis hinter Mars la Tour voreilte. Die Spitzen der französischen Rückzugskolonnen hatten demnach schon in der Nacht vom 15. auf den 16. August deutsche Truppen vor sich, freilich ohne etwas davon zu merken.

Genau in demselben Maße, in welchem die Deutschen ihre Thätigkeit auf's äußerste anspannten, schien die Spannkraft der Franzosen wieder nachzulassen. Bazaine hatte befohlen, daß der Rückzug zur 4. Morgenstunde vom 16. August wieder aufgenommen werden sollte. Aber der „Erzbereit"-Leboeuf, welcher seit gestern das 3. Korps führte, war wieder einmal nicht bereit oder, genauer gesprochen, er beantragte, den Marschantritt bis zum Mittag zu verschieben, damit das noch weit zurückstehende 4. Korps Zeit zum An- und Aufschluß gewänne. Der Feldherr ertheilte seine Genehmigung und demzufolge erhielten die weiter vormarschirten Armeetheile die Weisung, in ihren Lagern zu bleiben, maßen der Aufbruch erst nach Mittag erfolgen würde.

Allein so lange warteten die Deutschen ihrerseits nicht. Um 9 Uhr des Morgens überraschten sie mit ihrem Angriff den Feind.

Diese Ueberraschung vollführte nach der Weisung des Generals Voigts-Rhetz der Führer der 5. Reitereidivision, General Rheinbaben, indem er die Husarenbrigade Redern

mit 4 Batterieen reitender Artillerie unter dem Major Körber von Tronville gegen Vionville vorschickte. Nichts von einer Wachsamkeit des Feindes zu spüren, trotzdem der Marschall den Führern der Vorhuttruppen ein scharfes Auslugen nach vorn und nach links noch ausdrücklich anbefohlen hatte. Der Batterieführer Schirmer ließ seine Geschütze auf einer Anhöhe nordöstlich von Tronville auffahren, abprotzen, Feuer geben und die deutschen Granaten saus'ten mitten in das Lager der schweren Kavallerie-Division Forton hinein. Eine richtige Panik barst aus unter den Franzosen, welche mit Pferdetränken, mit Kochen und Essen beschäftigt waren. Einige Minuten lang wimmelte alles rathlos durcheinander, dann warfen sich diese Reiterscharen in Unordnung fliehend auf hinter ihnen stehende Truppentheile und erschütterten durch ihren Fluchtritt namentlich das 2. Korps [1]. Zur gleichen Zeit ungefähr, wo die Truppen vom 10. deutschen Korps den Feind also kühn an der Stirne faßten, oder doch nur eine halbe Stunde später begann sich auch der Angriff zu entwickeln, welchen der Führer des 3. Korps, General Alvensleben II., von Gorze her auf die Hochebene von Rezonville vorgedrungen, auf die linke Seite der Franzosen machte. Die 6. Reiterdivision (Herzog Wilhelm von Mecklenburg), sowie die Infanteriedivisionen Stülpnagel und Buddenbrock waren die ersten am Feinde. Den ersten Kanonenkugelgruß sandte hier die Batterie des Hauptmanns Stöphasius den Franzosen zu.

Das war der Anfang einer Schlacht, die von 9 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends gewährt hat.

1) „Es ist dies ein ganz unerhörtes Faktum von Leichtsinn, Ungehorsam und Nachlässigkeit. Hätte General Forton den erhaltenen Befehlen nur insoweit Folge gegeben, daß er einen Sergeanten und 2 oder 3 Kavalleristen vorgeschickt hätte, er hätte schon einige Stunden vor dem Angriff von dessen Bevorstehen benachrichtigt sein müssen. Aber nichts, gar nichts ist geschehen.“ General Hanneken a. a. O. 21.

Bazaine war, sowie die ersten Kanonenschüsse der Deutschen erdröhnten, aus seinem Hauptquartier Gravelotte auf den Kampfplatz geeilt und that so furchtlos seine Schuldigkeit, daß er schon im 1. Akte der Schlacht ums Haar von deutschen Husaren niedergehauen oder gefangen wurde. Der französische Feldherr machte nämlich zuerst von jener schonungslosen Verwendung der Reiterei Gebrauch, welche ein so kennzeichnendes Merkmal dieses 16. Augusttages von 1870 war. Um die fluchtartige Rückwärtsbewegung des 2. Korps, welche in Folge der ersten deutschen Angriffe eingetreten, zu hemmen, schickte Bazaine 3 Kavallerieregimenter mit einer reitenden Batterie gegen die preußischen Bataillone vor. Er selbst folgte dem Anritt dieser Kavallerie, welcher mit ganzer französischer Bravour geschah, aber an dem vernichtenden Feuer der rasch gebildeten deutschen Vierecke scheiterte. Als die französischen Reiterscharen vor diesem Feuer zum zweitenmal umkehrten, warfen sich die schwarzen braunschweigischen Husaren von der Brigade Redern auf sie, sprengten sie auseinander und drangen in die Batterie ein, wo der Marschall hielt. Ins Handgemenge verwickelt, wurde er mit Noth durch seine herbeigeeilte Stabswache herausgehauen [1]).

Zur Zeit, wo der Vorschritt des 3. deutschen Korps auf Vionville erfolgte, hatte der Marschall auf dem Höhengelände zwischen Vionville, Rezonville, Villers aux Bois und Gravelotte das 2. und 6. Korps, die Garde, die Reserveartillerie der Armee und endlich die zwei schweren Kavallerie-Divisionen zur Hand, welche, durch den ersten Anprall der Deutschen geworfen, hinter den Infanteriemassen Schutz gesucht und sich

---

1) Bazaine hat sich nachmals bei erster Gelegenheit durch einen Parlamentär im deutschen Lager erkundigen lassen, zu welchem Regiment die tapfern Husaren gehörten, welche ihn beinahe gefasst oder getödtet hätten. S. den bezüglichen Brief eines braunschweigischen Husaren bei Fontane, I, 259.

wieder geordnet hatten. Daß er demnach an Truppenzahl seinen Angreifern ganz außerordentlich überlegen war, ist klar. Aber ihm selber war diese Ueberlegenheit eben nicht klar. Weil er von dem Stande der Dinge beim Feinde drüben so schlecht oder gar nicht unterrichtet war, konnte er sich durchaus nicht vorstellen, daß er es vorerst nur mit einem einzigen deutschen Korps zu thun hätte, dem 3., welches sich noch dazu kaum erst aus den von Gorze herführenden Hohlwegen herausgewunden hatte, während das 10. Korps noch weit abstand, im Marsch auf Mars la Tour und Tronville begriffen. Bei Kenntniß der Sachlage wäre es selbstverständlich gewesen, daß der Marschall sofort mit seiner Uebermacht angriffsweise vorging und die Truppen Alvenslebens wieder über den Höherand hinabwarf. In seiner Unkenntniß verhielt er sich dagegen rein vertheidigungsweise, beherrscht von der vorgefassten Meinung, die Deutschen wollten ihm die Verbindung mit Metz abschneiden, was das gerade Gegentheil der Wahrheit gewesen ist: die Deutschen wollten ihn ja auf Metz zurückwerfen. Wie aber nun einmal Bazaine die Sachlage ansah, d. h. falsch, so handelte er auch, indem er, um seiner Verbindung mit Metz ja sicher zu sein, das Gardekorps bei Gravelotte stehen ließ und mit seinen übrigen Truppen die feindlichen Angriffe abzuwarten und nach Möglichkeit abzuweisen sich begnügte. Der schicksalsschwere Fehler, welchen der Marschall an diesem Tage beging, war dieser, daß er die große, die sehr große Uebermacht, welche er bis zum Mittag besaß, nicht zu erkennen, zu benützen und auszunützen vermochte. Im übrigen that er alles, was ein in den Kreis falscher Vorstellungen eingeschlossener muthiger Mann und tüchtiger Bataillengeneral thun konnte.

Bis zum Nachmittag hielten die wackeren Brandenburger vom 3. Korps mit äußerster Kühnheit, Zähigkeit und Todesverachtung allein dem übermächtigen Feinde nicht nur Stand,

sondern verharrten auch im Vorschreiten. Zur Mittagsstunde waren sie nicht nur im Besitze von Vionville, sondern waren auch darüber hinaus, gegen St. Marcel hin, vorgedrungen. Ohne die große Ueberlegenheit der deutschen Artillerie wäre dieses Ergebniß zu gewinnen eine reine Unmöglichkeit gewesen.

Derweil wuchs den Franzosen noch immer mehr Uebermacht zu. Gegen 3 Uhr waren nämlich am rechten Flügel der französischen Aufstellung auch das 3. und 4. Korps soweit heran, daß sie vorwärts von St. Marcel und südwärts von Bruville gegen Mars la Tour hin in die Schlachtlinie eintreten konnten. Bald hernach hatten aber auch die Brandenburger das Geschick des Tages nicht mehr allein aufrecht zu erhalten. Voigts-Rhetz kam mit dem 10. Korps über Mars la Tour und that sofort von hier aus mit seinen tapfern Westfalen, was sein Waffenbruder Alvensleben von Gorze aus am Morgen mit seinen Brandenburgern gethan hatte: er verschritt ohne Bedenken und Zaudern zum Angriff auf den ihm nördlich und nordostwärts gegenüberstehenden übermächtigen Feind.

Zu Pont-à-Mousson im Hauptquartier der 2. Armee hatte man bis etwa um 2 Uhr Nachmittags den Zusammenstoß mit dem Feinde für einen nicht sehr ernstlichen gehalten, da vom General Alvensleben vor Mittag die Meldung eingegangen, die Franzosen schienen im Abzug nach nordwärts begriffen. Trotzdem richtete Prinz Friedrich Karl vorsichtshalber an die Armeetheile, welche, zur Zeit noch auf dem rechten Moselufer, im Anmarsch zu dem Strome waren, die Aufforderung, ihr Herankommen zu beschleunigen, um nöthigenfalls am linken Flügel des 3. Korps unterstützend einsetzen zu können. Die gemeinten Armeetheile waren das 9. Korps von der 2. und das 8. von der 1. Armee [1]). Als man so-

1) Eine anschauliche Schilderung des eiligen Marsches von Truppentheilen des 9. Korps zur Mosel, um dieselbe bei Novéant zu überschreiten

wieder geordnet hatten. Daß er demnach an Truppenzahl seinen Angreifern ganz außerordentlich überlegen war, ist klar. Aber ihm selber war diese Ueberlegenheit eben nicht klar. Weil er von dem Stande der Dinge beim Feinde drüben so schlecht oder gar nicht unterrichtet war, konnte er sich durchaus nicht vorstellen, daß er es vorerst nur mit einem einzigen deutschen Korps zu thun hätte, dem 3., welches sich noch dazu kaum erst aus den von Gorze herführenden Hohlwegen herausgewunden hatte, während das 10. Korps noch weit abstand, im Marsch auf Mars la Tour und Tronville begriffen. Bei Kenntniß der Sachlage wäre es selbstverständlich gewesen, daß der Marschall sofort mit seiner Uebermacht angriffsweise vorging und die Truppen Alvenslebens wieder über den Höherand hinabwarf. In seiner Unkenntniß verhielt er sich dagegen rein vertheidigungsweise, beherrscht von der vorgefassten Meinung, die Deutschen wollten ihm die Verbindung mit Metz abschneiden, was das gerade Gegentheil der Wahrheit gewesen ist: die Deutschen wollten ihn ja auf Metz zurückwerfen. Wie aber nun einmal Bazaine die Sachlage ansah, d. h. falsch, so handelte er auch, indem er, um seiner Verbindung mit Metz ja sicher zu sein, das Gardekorps bei Gravelotte stehen ließ und mit seinen übrigen Truppen die feindlichen Angriffe abzuwarten und nach Möglichkeit abzuweisen sich begnügte. Der schicksalsschwere Fehler, welchen der Marschall an diesem Tage beging, war dieser, daß er die große, die sehr große Uebermacht, welche er bis zum Mittag besaß, nicht zu erkennen, zu benützen und auszunützen vermochte. Im übrigen that er alles, was ein in den Kreis falscher Vorstellungen eingeschlossener muthiger Mann und tüchtiger Bataillengeneral thun konnte.

Bis zum Nachmittag hielten die wackeren Brandenburger vom 3. Korps mit äußerster Kühnheit, Zähigkeit und Todesverachtung allein dem übermächtigen Feinde nicht nur Stand,

sondern verharrten auch im Vorschreiten. Zur Mittagsstunde waren sie nicht nur im Besitze von Vionville, sondern waren auch darüber hinaus, gegen St. Marcel hin, vorgedrungen. Ohne die große Ueberlegenheit der deutschen Artillerie wäre dieses Ergebniß zu gewinnen eine reine Unmöglichkeit gewesen.

Derweil wuchs den Franzosen noch immer mehr Uebermacht zu. Gegen 3 Uhr waren nämlich am rechten Flügel der französischen Aufstellung auch das 3. und 4. Korps soweit heran, daß sie vorwärts von St. Marcel und südwärts von Bruville gegen Mars la Tour hin in die Schlachtlinie eintreten konnten. Bald hernach hatten aber auch die Brandenburger das Geschick des Tages nicht mehr allein aufrecht zu erhalten. Voigts-Rhetz kam mit dem 10. Korps über Mars la Tour und that sofort von hier aus mit seinen tapfern Westfalen, was sein Waffenbruder Alvensleben von Gorze aus am Morgen mit seinen Brandenburgern gethan hatte: er verschritt ohne Bedenken und Zaudern zum Angriff auf den ihm nördlich und nordostwärts gegenüberstehenden übermächtigen Feind.

Zu Pont-à-Mousson im Hauptquartier der 2. Armee hatte man bis etwa um 2 Uhr Nachmittags den Zusammenstoß mit dem Feinde für einen nicht sehr ernstlichen gehalten, da vom General Alvensleben vor Mittag die Meldung eingegangen, die Franzosen schienen im Abzug nach nordwärts begriffen. Trotzdem richtete Prinz Friedrich Karl vorsichtshalber an die Armeetheile, welche, zur Zeit noch auf dem rechten Moselufer, im Anmarsch zu dem Strome waren, die Aufforderung, ihr Herankommen zu beschleunigen, um nöthigenfalls am linken Flügel des 3. Korps unterstützend einsetzen zu können. Die gemeinten Armeetheile waren das 9. Korps von der 2. und das 8. von der 1. Armee [1]. Als man so-

1) Eine anschauliche Schilderung des eiligen Marsches von Truppentheilen des 9. Korps zur Mosel, um dieselbe bei Novéant zu überschreiten

er sich von seiner Rückzugsfrist hatte abziehen lassen. Denn sonst wäre nicht leicht zu erklären, daß sich Bazaine das Kompliment, womit ihn am Abend vom 14. August in Longeville Napoleon der Dritte empfing: „Sie haben also den Zauber gebrochen?" so wohlgefällig gefallen ließ.

Meinte der Schemen von Kaiser dieses „Vous avez donc rompu le charme —" aufrichtig und ehrlich? Glaubte er an den „Sieg", welchen Bazaine ihm zu melden kam? Schwerlich. Der gealterte Fuchs war doch immer noch Fuchs genug, um der Sache nicht zu trauen, und er hat sich dann auch, wie wir gesehen, am folgenden Morgen bei Zeiten davongemacht. Wenn aber der Marschall seinerseits an die Aufrichtigkeit, an die Wahrheit des Schmeichelwortes geglaubt hat, so sollte er bald zu seinem Schaden erfahren, daß der „Zauber" der deutschen Ueberlegenheit keineswegs gebrochen wäre. Ihm war ja bestimmt, fünf Tage später die umstrickende Macht dieses „charme" eigenhändig bezeugen zu müssen.

5.

Was durch die Schlacht von Colombey-Nouilly-Borny unterbrochen worden, der Rückgang von Bazaine's sämmtlichen Streitkräften von der Frontseite von Metz auf die Rückseite, vom rechten Ufer der Mosel auf das linke, ward in der Nacht vom 14. auf den 15. August wieder aufgenommen und so gefördert, daß am Abend dieses Tages das Gardekorps, sowie das 2., 3. und 6. Armeekorps westlich, das 4. nordwestlich von der Festung standen. Weiter war der Rückzug gen Verdun noch nicht gelangt, nachdem Metz der Obhut des Generals Coffinières überlassen worden.

Man hat dem Marschall vorgeworfen, seine Anordnungen inbetreff des Abzuges seiner Truppen durch die große und aus der großen Moselfestung wären schwerfällig gewesen und er hätte zu wenig gethan, um die Verlangsamung der Ausführung dieser Anordnungen zu hindern. Er hätte müssen alles daran setzen, seine Nachhut schon am Morgen statt erst am Abend aus Metz herauszubringen. Vortheilhaft wäre das schon gewesen, ob es aber auch möglich war? Bazaine konnte für sich anführen, daß die 2 seiner Armeekorps, welche vom Kampfe am vorigen Tage hart mitgenommen waren, unmöglich schon bis zur Morgenfrühe des 15. August marschfertig gemacht werden konnten. Sodann war der Marsch durch die Stadt und deren westliche Vorstadt schon an und für sich eine leidige Verzögerung, welche zu stundenlangen Stockungen verbösert wurde durch das Mitschleppen eines ungeheuren Trosses, dessen zahllose Fuhrwerke sich in einander verfuhren und oft für eine geraume Weile die Straßen geradezu sperrten [1]. So kam es, daß frühmorgens am 16. August die Truppen vom 3. und 4. Korps noch nicht ganz aus Metz herauswaren, während das 2. Korps schon am Abend zuvor einen vollen Marsch weit westlich von der Festung in der Gegend von Mars la Tour angelangt war.

Begründeter scheint ein anderer dem Marschall gemachter Vorwurf. Dieser nämlich, daß er seinen Generalstab nicht angewiesen hätte, über die Bodenbeschaffenheit der Landschaft, durch welche hin sein Rückzug gehen mußte, und über die Straßen, auf welchen er marschiren sollte, genaue Erkundungen anzustellen [2].

---

1) Fay, Journal, 71. Frossard, Rapport, 80.

2) D'Andlau, Metz, campagnes et négociations, 137. Bazaine hat jedoch der betreffenden Behauptung widersprochen und erklärt, seine bezüglichen Befehle wären gar nicht oder doch nur nachlässig befolgt worden. Wenn man bedenkt, wie lässig und leichtsinnig es i. J. 1870 französische Generale, Stabs- und Subalternoffiziere mit dem Kund-

Die auf Metz ziehenden deutschen Heere stießen bei ihrem Vorrücken auf keinen nennenswerthen Widerstand mehr, bis sie in der unmittelbaren Umgebung der Festung angelangt waren. Der erste deutsche Soldat, welcher — und zwar schon am 11. August — die Mosel überschritt, war der Leutnant Neumeister vom Ingenieurkorps, welcher mit etlichen Husaren über die von den Franzosen unbesetzt gelassene Brücke von Dieulouard ritt und drüben die von Metz nach Nancy gehenden Telegraphendrähte durchschnitt[1]). Drei Tage später hob jene Reihe mörderischer Schlachten an, welche vom 14. bis 18. August in der Umgebung von Metz gewüthet und mit dem Siege der Deutschen geendet hat. Mit dem Siege der Deutschen, weil diese ihre Absicht, das Fortwollen der Franzosen von Metz zu vereiteln, vollständig erreichten. Die strategischen Grundmotive des furchtbaren Schlachtendrama's in 3 Akten waren demnach auf der französischen Seite das Fortwollen und auf der deutschen das Festhaltenwollen.

Am Morgen vom 14. August war die 1. deutsche Armee so im Osten von Metz aufmarschirt, daß das 1. und das 7. Korps in einem ostwärts ausspringenden Bogen den Außenwerken der furchtbaren Moselfestung gegenüberstand, während das 8. Korps als Rückhalt 1 Meile weiter zurück hinter der deutschen Nied seine Stellung hatte. Dem Feinde am nächsten war die eine Division (die 13., Glümer) vom Korps Zastrow und die Vortruppen derselben, die 26. Infanteriebrigade, 1 Jägerbataillon, 3 Husarenschwadronen und 2 Batterieen, waren unter der Führung des Generalmajors von der Goltz über die französische Nied und bis Laquenexy vorgeschoben. Dem genannten Offizier war es bestimmt, die Exposition des ungeheuren Kampfspiels von Metz zu eröffnen. Seine Rolle am 14. August ist jener sehr ähnlich gewesen, welche Kameke

1) Borbstädt, 266.

am 6. bei Spicheren so muthig erfasst und so standhaft durchgeführt hatte.

Während der Morgenstunden von diesem Sonntag hatten die deutschen Vorposten und Streifwachen drüben beim Feinde nichts Auffallendes wahrgenommen. Es herrschte Sonntagsruhe in den französischen Lagern unter den Kanonen der Ostforts von Metz. Von 11 Uhr an aber änderte sich das. Von den deutschen Vorposten ging Meldung auf Meldung ein, daß die Franzosen, also zunächst die Truppen vom 3. französischen Korps, sich aufgemacht hätten und im Abmarsch nach der Stadt begriffen wären. Von der Goltz fasste blitzschnell die Bedeutung dieser Bewegung, wobei ihm höchst dienlich war, daß er zuvor erfahren, die 2. Armee hätte ihren Uebergang über die Mosel bei Pont-à-Mousson bereits begonnen und der Prinz Friedrich Karl in der genannten Stadt sein Hauptquartier aufgeschlagen, um das Herankommen seiner Streitkräfte an die Mosel und ihr Vorrücken jenseits des Flusses energisch zu beschleunigen. Der Führer der deutschen Vorhut folgerte ganz richtig, der Feind gäbe seine außerordentlich günstigen Vertheidigungsstellungen vor der Ostseite von Metz mit einmal auf, weil er das Vorgehen der Truppen des Prinzen Friedrich Karl erfahren haben und durch dieses Vorgehen seine Rückzugslinie nach Verdun bedroht glauben müßte. Und weiter, es könnte von äußerster Wichtigkeit sein, mittels eines kräftigen Angriffsstoßes die Rückwärtsbewegung der Franzosen zu stören und ins Stocken zu bringen, sie dadurch am rechten Moselufer festzuhalten und also der 2. Armee die nöthige Zeit zu verschaffen, westlich von Metz auf Bazaine's Rückzugsstraßen sich zu stellen [1]).

---

1) Daß die deutsche Heerleitung den Abzug Bazaine's gen Verdun und Chalons hindern wollte, wird schon durch die Bewegungen der 2. Armee am 13. und 14. August klargestellt. Warum sie das wollte, leuchtet von selber ein. Nämlich nicht allein darum, weil sie hoffen

Kaum gefasst, wurde der Gedanke zur That. Von der Goltz nahm sich nur noch Zeit, die Befehliger des 1. und 7. Korps von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen und ihre Unterstützung nachzusuchen, dann warf er die 4 Musketirbataillone vom 15. und vom 55. Regiment auf Colombey, lenkte die Füsilirbataillone der beiden Regimenter rechts auf Coincy und das 7. Jägerbataillon links auf Ars Laquenexy.

Dies war der Anfang der Schlacht, welche die Deutschen die von Colombey-Nouilly — beim ersten Dorfe focht das 7., beim zweiten das 1. Korps — die Franzosen dagegen die von Borny nennen und in welcher nur Infanterie und Artillerie zur Verwendung kamen. Denn von der Reiterei gelangten bloß etliche Schwadronen ostpreußischer Dragoner nur flüchtig zum Schlagen, indem sie ein zum Angriff vorgetrabtes Regiment Chasseurs d'Afrique mit ihrem ersten Anprall zurücktrieben. Die Deutschen brachten nur die 2 genannten Armeekorps ins Gefecht und hatten es mit dem 3. und 4. französischen Korps zu thun, hinter welchen als Rückhalt das Gardekorps stand. Wiederum wie bei Weißenburg, Wörth und Spicheren hatten die Franzosen den großen Vortheil wohlgedeckter und stark verschanzter Stellungen, gegen welche die Deutschen im freien Felde angehen und folglich erst das Feuer ihrer Gegner aushalten mußten, bevor sie ihrerseits zum Fechten kommen konnten. Dadurch wurde auch die Fechtart bedingt. Die Franzosen lagen gedeckt in ihren Schützengräben und konnten nur, wenn sie den Oberleib herausstreckten, um zu feuern, von ihren Gegnern gesehen und gefasst werden. Daher die Erscheinung, daß die am 14. August gefallenen oder verwundeten französischen Soldaten fast ausschließlich an den Köpfen, Schultern oder Händen verletzt waren.

---

konnte, dadurch die beste und zahlreichste französische Armee in Metz einzuschließen, sondern auch desshalb, weil die von den Franzosen beabsichtigte Vereinigung ihrer Streitkräfte bei Chalons verhindert werden mußte.

Der Marschall Bazaine hatte zweifelsohne sofort errathen, was der Angriff vonseiten der Deutschen bedeutete und wollte: die Störung und Stockung seines Abzugs von Metz, welcher ja zur Stunde, wo dieser Angriff geschah, in vollem Gange sich befand, indem das Gardekorps hinter dem Fort Queleu hart an die Umwallung der Stadt herangezogen und das 4. Korps schon im Marsche durch Metz begriffen war. Als nun nach Mittag von der Goltz zum ernstlichen Vorstoß auf das 3. Korps verschritt, so brauchte sich dieses nur leicht abwehrend zu verhalten, um dann, wann das 4. Korps ganz innerhalb der Stadtumwallung sich befand, unter dem Schutze der Riesengeschütze der beiden Fort Queleu und St. Julien, die jede Verfolgung den Deutschen unmöglich gemacht hätten, ebenfalls abzuziehen. Wäre die Sache so verlaufen, so hätten, wie Sachkenner bestimmt aussagen, die Deutschen, der größtmöglichen Anstrengungen ungeachtet, den Abmarsch der Franzosen gen Verdun nicht wesentlich zu stören, geschweige ganz zu hindern vermocht[1]). Allein die Sache verlief eben anders. Die französischen Korpsführer, Decaen und Ladmirault, nahmen den Angriff auf die Truppen des erstgenannten ernster, viel ernster, als sie hätten thun sollen, ließen sich, sogar den ausdrücklichen Weisungen vonseiten ihres Oberbefehlshabers schnurstracks entgegen, in ein ernsthaftes, sehr verbissenes und blutiges Gefecht ein und verloren dadurch für sich und für die ganze französische Armee eine unschätzbar kostbare Zeit, welche nicht wieder hereinzubringen war. So handelten sie denn als sehr tapfere Soldaten, aber als sehr ungeschickte Generale, welche von den Absichten des Feindes nicht den blassesten Hochschein hatten.

---

1) General H. v. Hanneken, Marschall Bazaine und die Kapitulation von Metz, 17.

Bazaine war nach den ersten Kanonenschüssen, welche vor Borny fielen, zum 3. Korps herausgeeilt. Er gab in richtiger Würdigung der Verhältnisse dem General Decaen den Befehl, die Angriffe des Feindes zwar abzuweisen, aber seinerseits sich durchaus nicht zum angriffsweisen Vorgehen hinreißen zu lassen; denn der Abzug der Armee von Metz dürfte nicht gestört werden [1]. Zu seinem Unglück glaubte der Marschall der Befolgung seines klaren und bestimmten Befehls sicher sein zu können und eilte durch einen feindlichen Schuß leicht gequetscht, in die Stadt zurück zum Kaiser, welcher eben im Begriffe war, dieselbe zu verlassen [2]. Decaen jedoch, welcher sich an diesem Tage eine Todeswunde holte, scheint es nicht mit der französischen Gloire vereinbar gehalten zu haben, die Angriffe der Deutschen bloß abzuweisen, was er ja sehr leicht zu thun vermocht hätte. Er brauchte seine Truppen nur hinter die Feuerlinie der Forts und Schanzwerke auf der Ostseite von Metz zurückzuziehen, denn diese Feuerlinie hätte der Feind gar nicht überschreiten können [3]. Statt dessen beeilte sich der General, seine gesammten Truppen möglichst vorwärts und ins Gefecht zu bringen, und als von linksher Zastrow mit Truppentheilen vom 7., von rechtsher Manteuffel mit solchen vom 1. Korps ihren fechtenden Landsleuten nach und nach zur Hilfe kamen, sah sich auch Decaen nach Unterstützung um und verlangte solche vom Gardekorps. Allein der Kommandant desselben, Bourbaki, welcher die Absichten des Marschalls kannte und billigte, weigerte sich entschieden, die Garde zurückmarschiren und ins Gefecht eingreifen zu lassen. Dagegen vermochte der General Ladmirault seine Kampfluft nicht zu zügeln, was ihm seine Landsleute später

1) Colonel Fay, 68.

2) Bazaine, L'armée du Rhin, 53.

3) Junck, I, 347.

nicht verdacht haben, obzwar diese plan- und urtheilslose Kampflust zur Grundlegung der späteren Riesenkatastrophe von Metz höchst beträchtlich beigetragen hat. Ladmirault also kehrte mit dem 4. Korps um und trat eben so hitzig als ausdauernd in das Gefecht ein.

Dieses ging mörderisch hin und her bis ein Viertel nach 8 Uhr Abends. Da war das 3. französische Korps vom 7. deutschen nach Borny, das 4. französische vom 1. deutschen unter die Wälle von St. Julien zurückgedrängt. Etwas vor 8 Uhr war der Führer der 1. Armee, Steinmetz, auf der Walstatt eingetroffen und hatte die Meldungen vonseiten der Korpsbefehliger empfangen. Er lobte die Tapferkeit der Truppen, aber er tadelte, daß man sich in einen so hartnäckigen Kampf eingelassen, dessen Erfolg auszunützen die den Feind deckenden Werke von Metz ja doch unmöglich machten [1]. Dann ordnete er an, daß die Truppen in die Stellungen zurückgehen sollten, welche sie vor der Schlacht innegehabt, welche Anordnung nur theilweise zur Vollziehung kam. Denn während das 1. Korps zurückging unter den von den Musikbanden der Regimenter angestimmten Tönen des Chorals „Nun danket alle Gott!“ blieb das 7. Korps die Nacht über auf dem von ihm erstrittenen Grund und Boden zwischen La Planchette und dem Bois de Borny stehen [2]. Die Truppen hatten kein Holz und kein Stroh und es klang daher absonderlich, als in einer der feuchtkalten Beiwachten ein Soldat zu singen anhub „Wir sitzen so fröhlich beisammen“ — und seine Kameraden, dann Regiment auf Regiment und Brigade auf Brigade einfielen. Mit der „Fröhlichkeit“ wird es freilich nicht allzu weit hergewesen sein. Schon im Hinblick auf die

1) Fontane, I, 241.

2) Weil Steinmetz „mit Rücksicht auf die Verwundeten und auf das Siegesgefühl der Truppen ein Verbleiben derselben auf dem eroberten Schlachtfelde gestattete“. Generalstabswerk, I, 505.

Bei der Wahl und Zubereitung dieser Aufstellung waren, wie schon erwähnt worden, zuvörderst Absichten der Vertheidigung maßgebend gewesen, was auch aus der Weisung des Marschalls an die Korpsführer erhellte, ihren Stand bis zur äußersten Möglichkeit zu behaupten. Jedoch glaubte Bazaine, daß es ihm möglich sein würde, in einem gegebenen Augenblick, d. h. wann der erwartete feindliche Angriff an der Festigkeit seiner Stellung und an der Tapferkeit seiner Truppen gescheitert wäre, von der Abwehr zum Angriff überzugehen und, wenn nicht auf der mittleren oder südlichen der von Metz nach Verdun ziehenden Straßen, so doch auf der nördlichen über Woippy, St. Privat und Ste. Marie seinen Abmarsch zu bewerkstelligen. Dieser Gedanke war also noch nicht aufgegeben.

Drüben auf deutscher Seite war man in der Nacht vom 16. auf den 17. August auch nicht müssig gewesen. Man hatte sich ja gestehen müssen und wirklich gestanden, daß bei Vionville-Mars la Tour ein entscheidender Schlag nicht geführt worden und demnach ein solcher erst noch zu führen wäre. Daraufhin zielten alle im großen Hauptquartier zu Pont-à-Mousson und im Hauptquartier der 2. Armee zu Gorze getroffenen Maßnahmen. Es galt, den Riegel von Eisen und Feuer, welcher am 16. dem Abmarsch der Franzosen von Metz nach Verdun vorgeschoben worden, so stark zu machen, daß er nicht allein einem allfälligen neuen Anprall vonseiten des Feindes standhielte, sondern auch diesen endgiltig auf und nach Metz zurückdrängen könnte. Hierzu bedurfte es der eiligen Herbeiziehung weiterer Streitkräfte von der 1. und von der 2. Armee auf die Hochfläche von Vionville, Rezonville, Gravelotte, Verneville und Batilly. Dies ward im Laufe des 17. August so zuwegegebracht, daß mit Zurücklassung des 1. Armeekorps auf der Ostseite von Metz 7 Korps bereitgestellt wurden, um auf der Westseite, beziehungs-

weise auf der Südwest- und Nordwestseite am folgenden Tage in Thätigkeit treten zu können.

Die deutsche Aufstellung gestaltete sich demzufolge der angegebenen französischen gegenüber so: — Am linken Flügel stand, zwischen Mars la Tour und Purieux, das 12. Korps (Sachsen unter ihrem Kronprinzen) und, zwischen Mars la Tour, Hannonville und Suzemont, die preußische Garde[1]). In der Mitte, um Tronville und Vionville, waren das 3. und das 10. Korps geschart, südwärts von Rezonville das 8. und das 9. Armeekorps und am rechten Flügel, südlich von Gravelotte bis gen Ars an der Mosel hinunter, hatte das 7. Korps seinen Stand. Für alle Fälle wurde auch noch das 2. Korps als ein Rückhalt bereitgehalten, da dem Führer desselben, General Fransecky, befohlen wurde, in der ersten Morgenfrühe am 18. August von Pont-à-Mousson aufzubrechen und auf Buxières zu marschiren.

Am Morgen vom 17. August waren die deutschen Feldherren inbetreff der Absichten des Feindes noch unklar und folglich inbetreff der eigenen noch unschlüssig gewesen. Sie ließen es aber an Bemühungen, sich aufzuklären, nicht fehlen.

---

1) „Das Generalkommando (der Garde) verbrachte die Nacht vom 17. auf den 18. in Suzemont. Dort liefen auch die ausführlichen Berichte über die Schlacht am vorhergegangenen Tage ein. Man hörte von dem Tode manches Braven; die Offiziere und Mannschaften, die in kleinen Gruppen auf der Brücke zwischen Suzemont und Hannonville standen und sich über die letzte Vergangenheit und nächste Zukunft unterhielten, sprachen leise und sahen ernst und nachdenklich aus. Die Poesie des Krieges findet keine Stätte in der unmittelbaren Nähe blutgetränkter Schlachtfelder. Dort liegen die verstümmelten Leichen gebliebener Freunde und Brüder, dort hört man das Stöhnen und Wehklagen der Verwundeten und niemand, der einen Tropfen von Menschlichkeit in seinen Adern hat, kann Aehnliches ertragen ohne den grausamen Krieg zu verwünschen und den Segen des Friedens herbeizuwünschen“. Rudolf Lindau, die preußische Garde im Feldzuge von 1870—71, S. 14. (Lindau machte den Feldzug im Hauptquartier des Gardekommando's mit.)

Schon im ersten Morgengrauen kam der Prinz Friedrich Karl von Gorze her nach Flavigny herauf und zwei Stunden später, um 6 Uhr, folgte ihm König Wilhelm. Die Herren besuchten die Lager und Lazarethe der Truppen, welche gestern so muthig gestritten und so blutig gelitten hatten. Hierauf ritten der Bundesfeldherr und sein Neffe mit den Generalen Moltke und Stiehle gen Rezonville und Gravelotte hin, um Einsicht in das zu bekommen, was dort drüben in den französischen Zeltlagern auf den Höhen vorginge. Man bemerkte dort viel Regung und Bewegung. Husaren und Ulanen wurden vorgeschickt, und kamen zurück mit der Meldung, daß die Thätigkeit der Franzosen weniger auf die Rüstung zu einem Angriff als vielmehr zur Vorbereitung auf eine Vertheidigung hinzuweisen schiene. Die deutschen Heerführer erwogen jedoch auch die Möglichkeit, daß die französische Armee sich zum Aufbruch rüstete, um jetzt, nachdem ihr durch die Schlacht vom vorigen Tage die südliche und die mittlere Straße nach Verdun verlegt worden, den Versuch zu machen, auf der nördlichen über Briey zu entkommen[1]. Im Hinblick auf dieses Entweder — Oder wurde in einem unter freiem Himmel gehaltenen Rathschlag dieser Beschluß gefasst: Verharrt der Feind in seinen jetzigen Stellungen, so muß er in denselben angegriffen, geschlagen und nach Metz zurückgetrieben werden. So er dagegen in nördlicher (nordwestlicher) Richtung aufbricht, muß er auf dem Marsch angegriffen und die Weiterführung desselben verhindert werden. Um diesem Beschlusse die Ausführung zu sichern, ergingen sofort die bezüglichen Weisungen an die Korpsführer der 2. Armee und an den General Steinmetz, Weisungen und Befehle, welche die schon gemeldete Scharung von mehr als 200,000 Deutschen am Abend des Tages den fran-

1) „Diese Ansicht war noch bis zum Vormittag des 18. in den maßgebenden Berichten vorherrschend". Horn a. a. O. I, 117.

zösischen Stellungen gegenüber zur Folge hatten. Am nächsten Tage sollte der große Schlag gethan werden [1]). Der Bundesfeldherr sagte, als er auf der Rückkehr nach Pont-à-Mousson an einer Beiwacht der hessischen Division vorüberkam, in seiner schlichten Redeweise zum General Wittich: „Heute müssen wir uns stärken, morgen wird es ernst" [2]).

Und so ward es: blutströmend ernst. Die „Katastrophe" der Schlachtentrilogie von Metz war wohlgeeignet, „Schrecken und Mitleid" zu wirken.

Beim Frühlicht erschien der Prinz Friedrich Karl auf der Stätte, wo heute, an diesem 18. Augusttage von 1870, dem sprachfehlerhaften, aber nur allzu traurig-wahren Ausdruck eines englischen Schlachtenbummlers zufolge „geschlachtet" werden sollte. Um 6 Uhr schon traf sodann der deutsche Bundesfeldherr auf der Anhöhe zwischen Flavigny und Rezonville ein und übernahm den obersten Heerbefehl. Die Sachlage war zur Stunde noch nicht geklärt genug, um den Truppenmassen, welche in Bewegung gesetzt werden sollten, sofort ein festes Ziel zeigen zu können. War man doch frühmorgens noch ungewiß, ob die Hauptstärke der Franzosen zur Stunde in ihrer gestrigen Stellung dicht westlich von Metz stände oder ob sie sich aufgemacht hätte, um über Etain auf Briey zu marschiren. Darnach mußten sich folglich die Verfügungen des deutschen Feldherrn richten. Sie zielten auf eine Entscheidung. Man mußte demnach jedenfalls an den Feind kommen. Darum war es zuvörderst nöthig, den linken deutschen Flügel vorzustrecken, nämlich gegen die vermuthete Abmarschlinie des Feindes. Traf man diesen wirklich auf dem Marsche und griff ihn wie selbstverständlich an, so sollte der rechte deutsche Flügel als Rückhalt nachrücken. Falls dagegen

1) Junck, I, 399.

2) Wittich, Tagebuch, 15.

Bazaine seine feste Stellung auf der Hochfläche über dem linken Thalrande der Mosel nicht verlassen hatte, so sollte der linke deutsche Flügel rechts einschwenken, um den am angreifbarsten erscheinenden Punkt der französischen Schlachtlinie anzugreifen, einen Punkt, auf welchen gleichzeitig auch der während der Rechtsschwenkung des linken stehen gebliebene rechte Flügel losgehen würde [1]).

Die zweite Voraussetzung traf ein. Der französische Feldherr wollte und konnte angesichts der gewaltigen gegen ihn anrückenden feindlichen Massen einen Abmarschversuch nicht wagen, blieb also, wo er war, und nahm „stehenden Fußes“ die Schlacht an. Das war in der Ordnung. Aber der falsche Zug, den Bazaine machte, war dieser, daß er nicht rechtzeitig erkannte, der schwache Punkt seiner Stellung oder doch der gefährdetste wäre sein rechter Flügel und dort müßten daher ausreichende Kräfte geschart werden. Und über solche hatte ja der Marschall zu verfügen, falls er das Gardekorps, statt dasselbe hinter seinem linken Flügel in Reserve zu halten, bei Zeiten vielmehr seinem rechten zur Verstärkung geschickt hätte. Als er das schließlich dann noch thun wollte, war es zu spät.

Auf deutscher Seite war man, sowie es gewiß geworden, daß die Franzosen dem Angriff stehen wollten, rasch entschlossen, den Angriffsplan zu entwerfen und zur Ausführung desselben zu verschreiten. Das 7. und das 8. Korps halten den linken Flügel der Franzosen fest, das 9. Korps greift ihr Centrum an, die preußische Garde packt den rechten feindlichen Flügel und das 12. Korps (die Sachsen) holt über Jarny,

---

1) Wilhelm Blume (1870 Major im Großen Generalstab), Die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Krieges nach den Operationsakten des Großen Hauptquartiers dargestellt, S. 3.

Batilly, Auboué und Roncourt zu einer Umfassung dieses Flügels aus.

Zur Mittagsstunde, als das 9. Korps von Caulre Ferme auf Verneville und das 8. Korps von Rezonville auf Gravelotte vorging, begann die Schlacht, welche, trotzdem daß verschiedene mörderische Fußvolkskämpfe stattfanden — der furchtbarste war der Sturm der preußischen Garde auf St. Privat — ganz wesentlich eine Kanonenschlacht gewesen ist. 920 Feuerschlünde brüllten einander an, Tod und Verderben speiend. Aber die preußische Artillerie trug es auch hier wieder über die französische davon, nicht allein durch die Zahl ihrer Stücke, sondern auch durch ihre Kühnheit, Geschicklichkeit und Standhaftigkeit [1]).

Die von Bazaine kommandirte Armee lieferte übrigens an diesem Tage den vollwichtigen Beweis, daß sie mit Recht die „beste" hieß, welche Frankreich besaß. Sie hat sich während der ganzen Dauer der Schlacht ohne Furcht und Tadel geschlagen, und als sie sich als besiegt erkennen mußte, zog sie sich nicht fliehend, sondern fechtend zurück.

---

1) „Wie diese preußische Artillerie arbeitet", schrieb am Abend des 19. August von Pont-à-Mousson aus ein östreichischer Berichterstatter an die „Neue Freie Presse" in Wien — „das muß man gesehen haben, um sich davon die richtige Vorstellung machen zu können. Es ist wahrhaft bewunderungswerth, mit welcher Präcision sie operirt. Die Schnelligkeit, mit welcher die Hinterladerkanonen gehandhabt werden, ist erstaunlich, die Treffsicherheit überraschend. Ebenso zeugt die Wahl der Schußobjekte von großem Verständniß vonseiten der Offiziere. Ich kann nicht umhin, schon heute ausdrücklich zu konstatiren, was die militärischen Fachblätter nachträglich bestätigen werden, daß sich die preußische Artillerie in der gestrigen Schlacht der französischen, die man für die vortrefflichste der Welt hielt, überlegen bewies, und mehr als das, daß nämlich der preußischen Artillerie die Palme des Tages von Gravelotte gebühre, da sie durch ihre außerordentlichen Leistungen den Kampf entschied und sich als die einzige Waffengattung erprobte, in welcher die Preußen den Franzosen überlegen waren."

Die Entscheidung fiel, wie jedermann weiß, am linken Flügel der Deutschen und wurde durch die preußische Garde und die Sachsen gebracht. Jene erwies herrlich, daß sie keineswegs eine Parademarschtruppe, sondern ein Schlachtsturmharst. Niemals ist — so darf nicht nur, sondern so muß auch gesagt werden — niemals ist der Wunden und Tod verachtende Muth eines Truppenkörpers, niemals das Pflichtgefühl der Führer von den Generalen bis zu den Fähnrichen und Unteroffizieren herab, niemals die Mannszucht der Soldaten einer grimmigeren Prüfung unterzogen worden, als die preußische Garde beim wiederholten und endlich, endlich siegreichen Sturm auf St. Privat eine bestanden hat. Unwidersprechliches Zeugniß hierfür legten ab die nahezu 8000 Todten und Verwundeten, welche die Garde auf diesem Feld ihrer Ehre ließ, ein volles Drittel ihres Gesammtbestandes [1]).

Aber eine andere Frage ist, ob eine solche Blutverschwendung nöthig gewesen, ob die oberste Führung des Gardekorps von dem Vorwurf zu entlasten sei, die Truppen zum

1) Das Generalstabswerk verzeichnet (I, Beilagen zum 6. Heft, 199) an Todten 127 Offiziere und 2313 Soldaten, an Verwundeten 180 Offiziere und 5431 Soldaten. Lindau gibt an a. a. O. 15—23 eine ergreifende Schilderung des Sturmes auf St. Privat. Er sagt auch: „Wohl durfte die Garde stolz auf ihre Führer sein. An jeder Stelle gaben sie, vom General bis zum jüngsten Offizier, ein leuchtendes Beispiel von männlicher Ruhe, Pflichttreue und Tapferkeit. Der Oberst Röder vom 1. Garderegiment zu Fuß, der Major Blecken-Schmeling vom Gardefüsilirregiment, der Major Rotz vom 3. Garderegiment, der Major Prinz Salm vom Regiment Augusta, sie fielen mit dem Degen in der Hand an den Spitzen der stürmenden Kolonnen. Außerdem wurden 2 Brigadekommandanten, 4 Regimentskommandanten und der größte Theil der übrigen Stabsoffiziere verwundet. In gleichem Verhältnisse stehen die Verluste an Hauptleuten und Subalternoffizieren. Aber an keiner Stelle zeigte sich Entmuthigung. Die Gefallenen blieben liegen und tränkten den fremden Boden mit ihrem Blute oder sie schleppten sich aus dem Schlachtgetümmel, während die Lebenden ihre Anstrengungen verdoppelten.

Sturm auf eine so furchtbar feste, von dem Korps Canrobert unter den günstigsten Verhältnissen mit äußerster Zähigkeit vertheidigte Stellung gehetzt zu haben, bevor die 80 Feuerschlünde, welche der Prinz Kraft von Hohenlohe den Franzosen droben in St. Privat so nachdrucksam zusprechen ließ, ihre Schuldigkeit hatten thun können und lange bevor die Sachsen dem Ziel ihres Umgehungsmarsches nahegekommen sein konnten. Daß dies ein Fehler, ein großer Fehler gewesen, kann gar keinem Zweifel unterstellt werden. Zur Rechtfertigung oder wenigstens zur Entschuldigung des Prinzen August von Wirtemberg wurde angeführt, daß er die Stellung Canroberts durch das Feuer der Gardeartillerie erschüttert gewähnt hätte, als sie es noch lange nicht war. Oder auch, daß er den rechten Flügel der Franzosen habe festhalten wollen, weil ihm geschienen, daß derselbe im Abzuge begriffen wäre. Endlich soll sich der verfrühte und darum gräßlich verlustvolle Sturmangriff auf ein „Mißverständniß" hinausgespielt haben, wie ja ein solches bekanntlich in zweifelhaften Fällen immer herhalten muß. Der Kronprinz von Sachsen habe nämlich einen Boten an den Prinzen von Wirtemberg gesandt mit der Meldung: „Ich breche (mit dem 12. Korps) um 5 Uhr gegen Roncourt auf" — der Prinz von Wirtemberg aber habe verstanden: „Ich werde um 5 Uhr vor Roncourt sein" — was allerdings auf einen starken Gehörmangel hinweisen würde [1]).

Junge Offiziere, Fähnriche standen an der Spitze von Kompagnien, an der Spitze eines Bataillons sogar, und die starken, männlichen Garden durften ihnen mit demselben Vertrauen folgen, das sie ihren älteren Führern gezeigt hatten, sicher, daß die jugendlichen Gestalten ihnen auf dem Wege der Gefahr und Ehre unverzagt vorangehen würden."

1) Bismarck äußerte am Abend des 19. Septembers tischgesprächsweise zu Ferrières: „Den Stier bei den Hörnern fassen ist leichte Strategie. Der 16. August bei Metz war ganz in der Ordnung, denn hier mußten die Franzosen aufgehalten werden, wenn auch mit Opfern. Die Opferung der Garde am 18. war nicht nöthig. Man hätte bei St. Privat

Wie dem sei, der Sturm auf St. Privat begann um nahezu 2 Stunden zu früh, weil die Sachsen so viel Zeit nöthig hatten, um nach Vollendung ihres Umgehungsmarsches von Roncourt her in die Handlung einzugreifen. Sowie sie das im stande, war die Entscheidung da, St. Privat wurde erstürmt, Canrobert mußte zurück und damit hatten die Franzosen die Schlacht verloren, weil sich ihr linker Flügel nach dem Weichen des rechten nicht mehr zu behaupten vermochte.

Bazaine hat das alles nicht so offen herausgesagt, aber doch auch nicht abgeleugnet. Während pariser Journale von einem ungeheuren Siege faselten, welchen der Marschall „abermals" davongetragen habe, während sie ihn ganze Divisionen, ja ganze Armeekorps von Prussiens in die Steinbrüche von Jaumont rettungslos hinabstürzen ließen, meldete er in seinem summarischen amtlichen Rapport: „Am 18. August griff die ganze deutsche Armee unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen mit zahlreicher Artillerie und einer bedeutenden Infanteriemasse meine Stellungen an. Den ganzen Tag blieb der Kampf unentschieden; aber am Abend warf sich der Feind mit einer äußersten Kraftanstrengung auf St. Privat und machte diesen Punkt für unsern rechten Flügel unhaltbar. Ungeachtet der hingebungsvollen Tapferkeit des Marschalls Canrobert und seiner Truppen mußte die Stellung aufgegeben werden. Der Rückzug geschah aber in fester Ordnung."

Seltsam, fast unglaublich ist, daß Bazaine am Schlusse seines Berichtes erklärte, die Absicht der Deutschen wäre gewesen und wäre noch immer, ihn von Metz abzuschneiden. Oder wollte er damit der am Abend des 18. August unausweichlichen Nothwendigkeit, endgiltig auf Metz zurückzugehen, ein anständiges strategisches Mäntelchen umhängen? Gewiß ist, er ließ in seinem Rapport und auch später in seiner Recht-

warten sollen, bis die Sachsen ihren Umgehungsmarsch vollendet hatten". M. Busch I, 175.

fertigungsschrift („L'armée du Rhin“) nichts davon merken, daß im Verlaufe des Tages von Gravelotte eine Stunde gekommen war, wo er, Bazaine, so er ein genialer Feldherr gewesen, das Geschick der Schlacht zu wenden vermocht hätte. Es war die Stunde, wo der erste Ansturm der preußischen Garde auf St. Privat gescheitert und auch der rechte Flügel der Deutschen bedenklich erschüttert war. Dazumal, also zwischen 4 und 5 Uhr, hätte der Marschall mit seinem linken Flügel, unterstützt von der noch ganz frischen Kaisergarde, einen Angriffsstoß machen sollen und können, dem zu widerstehen für die Deutschen äußerst schwierig gewesen sein würde, wenn überhaupt möglich. Allein Bazaine wußte den „Moment“ nicht zu erfassen [1]).

Abends 9 Uhr erging aus der Beiwacht des Bundesfeldherrn bei Rezonville diese Drahtbotschaft an die Königin Augusta: „Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und auf Metz zurückgeworfen. Wilhelm.“ Am folgenden Tage schrieb der König von Rezonville aus an seine Frau einen seiner Feldzugsbriefe, denen um der Wahrhaftigkeit ihres Inhalts und der Schlichtheit ihrer Form willen der Vollwerth geschichtlicher Urkunden zukommt. „Das war ein neuer Siegestag gestern, dessen Folgen noch nicht zu ermessen sind“. Der Bundesfeldherr zeichnet sodann den Gang der Schlacht und berichtet, wie schließlich St. Privat von der Garde, Verneville vom 9. Korps, Gravelotte von Truppen des 7. und 8. Korps genommen wurde, wie die Artillerie vom 3. und das 12., zu allerletzt auch noch das 2. Korps in das Gefecht eingegriffen. „Ich scheue mich, nach den Verlusten zu fragen.“

---

1) General Hanneken a. a. O. 27.

Ach, er wußte, warum. Mit 178,818 Fußsoldaten und 24,584 Reitern waren die Deutschen in die Schlacht von Gravelotte=St. Privat gegangen. Am Abend zählten die Sieger mehr als 20,000 Streiter weniger [1]).

Jedem, welcher ein Herz in der Brust trägt, muß es mitleidsvoll aufquellen, so er, die deutschen Zeitungen vom Ende des August und vom Anfang des Septembers 1870 durchblätternd, die endlosen Trauerbriefe ansieht, in welchen Väter, Mütter, Gattinnen, Töchter, Brüder, Schwestern den Tod ihrer Lieben in den Schlachten um Metz anzeigten [2]). Alle diese Schmerzen und Klagen muß man zusammenzählen,

1) Todt oder tödtlich getroffen 328 Offiziere und 4909 Soldaten, verwundet 571 Offiziere und 13,858 Soldaten. Verlustsumme: 899 Offiziere und 19,260 Soldaten. Da nun Bazaine den Gesammtverlust der Franzosen auf 609 Offiziere und 11,705 Soldaten geschätzt hat, diese Ziffer aber höchst wahrscheinlich ziemlich weit unter der Wahrheitslinie geblieben ist, so stellt sich die Schlacht von Gravelotte als eine der blutigsten in der Kriegsgeschichte heraus.

2) Fontane hat (I, 361) viele dieser Anzeigen zusammengestellt. „Am 16. August fiel mein ältester Sohn bei Vionville, am 18. nahm Gott mir den zweiten und letzten beim Sturm auf St. Privat. Sie waren meine Herzensfreude und meine Hoffnung.“ — „Es hat Gott gefallen, unsere beiden jüngsten, inniggeliebten und hoffnungsvollen Söhne abzuberufen. Sie starben beide den Heldentod in gleicher Stunde an gleicher Stelle, ein Grab deckt sie.“ — „Er folgte seinem bei Vionville gefallenen Bruder. Gott gebe seiner Seele Frieden und wolle unser Gebet für unsere drei übrigen im Felde stehenden Söhne erhören.“ — Eine ganze Reihe von Todesanzeigen betrifft Fähnriche, von welchen keiner älter als achtzehnjährig gewesen. „Er war die Freude und der Stolz der Seinen.“ — „Er war das Licht unseres Lebens.“ — „Sein Tod war der erste Kummer, den er uns bereitet.“ — „Es muß mir zum Trost gereichen, daß er als ein Held erlegen; die Kugel traf ihn mitten ins treue Herz.“ — „Sein Tod besiegelte die Ehre seines Lebens.“ — „So fiel der jüngste Fähnrich bei Vertheidigung der ältesten Fahne der Armee.“ — „Er war noch ein Kind, aber er starb wie ein Mann.“ Fontane fügt mit Recht hinzu: „Jede Zeile wie ein Gedicht!“

so man eine richtige Verlustliste herausbringen will [1]). Nachspiele zu den Schlachtentragödien, Auftritte von eigenartiger Düsterniß waren es, wenn Mütter, Bräute, Witfrauen oder Schwestern aus Deutschland herbeieilten, um geliebte Todte aus den Massengräbern der Walstätten in deutsche Erde heimzuholen [2]).

---

1) Zu vergessen auch nicht die Herzenspein, welche es aus den Schlachten lebend und heil Fortgekommenen verursachen mußte, so sie sofort erfuhren, daß ihnen Väter, Brüder, Söhne gefallen. Einen hierher gehörenden kennzeichnenden Zug bringt Horn (I, 129 fg.) bei und zwar aus Doncourt vom 19. August. „Welche Masse von Menschen, welche Bewegung, welches Fluten, Wogen und Schwirren durcheinander! Dort vor dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl stehen kriegsgefangene Franzosen, in den bunten, halbzerrissenen und zerschossenen Uniformen so fröhlich und wohlgemuth dreinschauend, als wären sie die Sieger des gestrigen Tages, während unsere Landsleute ernst und bewegt auf die Züge der Verwundeten schauen, die noch immer nicht enden wollen, auf die schwer Blessirten, die vorläufig nach der Dorfkirche gebracht werden. Nach den Soldaten die in Marschkolonnen durch das Dorf ziehen, streckt sich da und dort aus dem Stroh der Transportwagen ein Arm aus, mit dem Namensruf der Vorbeimarschirenden. Der Angerufene tritt aus dem Glied. „Herrgott du, Junge, bist's! Na, haben sie dich auch angekrepelt?" — „Es geht! Ich kann noch immer zufrieden sein. Immer besser noch so, als da draußen eingebuddelt zu werden wie so viele." — „Hör' mal, weißt du nichts von meinem Bruder?" — „Todt!" — „Todt? So, so, hm, na, lebwohl und halt' dich wacker!" Und der Soldat, der eben die Todesnachricht erhalten, tritt in das Glied zurück und über seine Lippen, seine Züge zuckt etwas, was bisher in seinem deutschen Herzen geschlummert hat, was aber jetzt aus den klaffenden Wunden, aus dem Blute des Schlachtfeldes, aus dem Todesröcheln der Sterbenden aufgestiegen ist wie ein Engel mit dunkeln Fittigen — der Geist des Hasses und der Rache."

2) So that auch die Frau des beim Sturm auf St. Privat tödtlich getroffenen Prinzen Felix zu Salm-Salm, vormals Adjutant des unglücklichen Schattenkaisers Max von Mexiko. Die Prinzessin hat in ihren Denkwürdigkeiten („Zehn Jahre aus meinem Leben", 3 Bde. 1875, III, 182 fg.) das schmerzvolle Abenteuer beschrieben. Am 25. August war sie in

Noch in der Nacht vom 18. auf den 19. August wurde von den Deutschen zur Ausnützung ihres Sieges geschritten. Die auf Metz zurückgeworfene französische Armee sollte darin eingeschlossen werden. Diese große und schwierige Aufgabe wurde dem Prinzen Friedrich Karl zugewiesen und als Mittel zur Lösung derselben erhielt er das 1., 2., 3., 7., 8., 9. und 10. Armeekorps, sammt der 1. und 3. Reiteredivision, sowie das im Heranzug aus Deutschland begriffene 13. Korps und die ebenfalls heranrückende 3. Reservedivision. Er hatte also, alles in allem, etwas mehr als 8 Korps, aber mit diesen war eine Einschließungslinie zu ziehen und zu hüten, welche sich ungefähr 5 Meilen weit im Kreise dehnte, zweimal durch den Lauf der Mosel unterbrochen wurde und an allen Punkten mit überlegenen Kräften angegriffen werden konnte, maßen der Feind seine Angriffskolonnen im Schutze der vorgeschobenen

---

Ars an der Mosel angelangt, wo es ihr mit vieler Mühe gelang, zwei Zinksärge anfertigen zu lassen, einen für ihren Mann, den andern für einen Verwandten desselben, den jungen Prinzen Florentin, der ebenfalls vor St. Privat gefallen. „Sonntags den 28. waren endlich die Zinksärge fertig und ich fuhr mit ihnen nach Sainte Marie aux Chênes. Es war ein regnerischer kalter Tag, ein Wetter, welches zu meinem traurigen Geschäfte passte. Als ich in einer Art von Schuppen Unterkunft fand, den die Johanniter erbaut hatten, sah ich in einem anstoßenden Raum eine ziemlich starke Frau von mittleren Jahren in einem einfachen schwarzen Anzug emsig mit Kochen beschäftigt. Das war die „Mutter Simon", wie sie von den dankbaren Soldaten genannt wurde, die alle ihres Lobes voll waren. Wir fanden bald das Grab auf, in welchem die Offiziere des Augusta-Regiments bestattet waren. Ganz oben stand der rohe Brettersarg, in welchen man meinen Felix zusammen mit Florentin gelegt hatte. Als die Leute den Sarg freigemacht hatten, bestand ich darauf, daß sie den Deckel abnähmen, trotz der Vorstellungen meines Schwagers und anderer. Ich wollte noch einmal das Gesicht meines geliebten Gatten sehen. Ich hatte aber meine Kräfte überschätzt. Als die Leute meinen Wunsch erfüllten und ich anstatt des theuren Antlitzes nur eine unförmliche schwarze Masse erblickte, fiel ich in Ohnmacht."

Forts ungesehen zu scharen und zu ordnen vermochte[1]). Am 22. August war die Einschließung der französischen Armee innerhalb der Linien von Metz und seiner Außenforts eine vollendete Thatsache und hatten die Deutschen schon emsig begonnen, in den von ihnen eingenommenen Stellungen für einen längeren Aufenthalt sich einzurichten, sowie diese Stellungen rings um die gewaltige Moselfestung, welche von sich rühmte und rühmen durfte: „Die Metz' ist noch Jungfer" — nach Möglichkeit fest zu machen[2]).

Der Prinz Friedrich Karl führte demnach jetzt den Generalbefehl über die sämmtlichen zu einem Heere vereinigten Truppen der vormaligen 1. und 2. deutschen Armee. Ausgenommen hiervon waren aber die preußische Garde, sowie das 4. und das 12. Korps mitsammt der 5. und 6. Reitereidivision. Diese Truppentheile nämlich wurden sofort zu einem neuen Heere zusammengethan, welches in einer Gesammtstärke von nahezu 80,000 Mann den Namen „Maasarmee" erhielt und dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen unterstellt wurde.

In dem Satze: „Die Schlachten vom 14., 16. und 18. August stellen sich in ihrem inneren Zusammenhange und in ihren Folgen thatsächlich als die Vorbereitung, Einleitung und Durchführung einer einzigen großen Handlung dar, welche schließlich dazu führte, daß ein eiserner Ring um die französische Hauptarmee geschlossen wurde, den sie nur durch Niederlegung der Waffen wieder öffnen sollte"[3]) — dürfen wir wohl das Urtheil des deutschen Großstrategen über diese großartigen Geschehnisse erblicken. Dieselben haben jedoch nicht nur an-

1) Blume a. a. O. 4.

2) Forbes (My experiences, I, 167) gibt einen guten Ueberblick der Bewegungen und Stellungsnahmen, wodurch die Schließung des deutschen Ringes um Metz bewerkstelligt wurde.

3) Generalstabswerk, I, 920.

erkennende, sondern auch tadelnde Kritiker gefunden. Solche haben gemeint, das Ergebniß der drei Schlachten hätte dem Aufwand von Mühe und Blut, welchen sie von deutscher Seite gefordert, nicht entsprochen. Allerdings sei durch die Einschließung Bazaine's in Metz die zahlreichste und beste Armee Frankreichs lahmgelegt worden, aber um diese Lahmlegung zuwegezubringen und bestehen zu machen, habe es einer entsprechend großen deutschen Streitmacht bedurft. Prinz Friedrich Karl habe den Marschall Bazaine zwar in Metz festgemacht, aber Bazaine habe auch seinerseits den Prinzen bei Metz festgehalten. Rathsamer wäre es daher gewesen, den Marschall am 14. August von Metz abziehen zu lassen und zu trachten, die vereinigten französischen Streitkräfte mit der deutschen Gesammtmacht bei Chalons oder unter den Mauern von Paris aufzusuchen, zur Entscheidungsschlacht zu zwingen und mit einem Vernichtungsschlag zu treffen.

Als ob solche Vernichtungsschläge ebenso leicht thatsächlich zu führen als kritlich auszutifteln wären!

III.

Sedan.

1.

Daheim in Deutschland verschwanden die zu Ehren des Schlachtendreispiels von Metz gehißten Flaggen fast ganz hinter Trauerflören und die Aeußerungen der Siegesfreude, wo solche überhaupt laut wurden, hatten etwas von dem gedämpften Trommelklang bei Kriegerbestattungen.

Vionville-Mars la Tour und Gravelotte-St. Privat haben sich für allzeit jenen geschichtlichen Schmerzensnamen angereiht, deren Wirkungen von Geschlecht zu Geschlecht nachzucken und der Kunst des Vergessens spotten.

Wenn nun aber nach den Anstrengungen und Mühsalen, nach dem heldischen Streiten und stromweisen Bluten der fünf Augusttage vor und hinter Metz die kriegerische Arbeit der Deutschen keinen Tag, ja keine Stunde rastete, so muß das als eine Probe von Thatkraft anerkannt werden, welche im Buche der Geschichte kaum noch ihres Gleichen finden dürfte. Es ist buchstäblich wahr, daß die riesige Schlacht vom 18. August kaum ausgedonnert hatte, als die deutsche Heerleitung schon daran ging, nicht allein den um Metz und die Armee Bazaine's gelegten Stahlring zu schließen, sondern auch die deutschen Waffen weiter vorwärts und gegen Paris hin zu tragen.

Das hatte zur Bildung der „Maasarmee“ geführt, welcher die Aufgabe zugewiesen wurde, zuvörderst auf Verdun zu marschiren, um sich, wo möglich, dieser Festung zu bemächtigen, jedenfalls aber dort herum die Maas zu überschreiten und über Saint-Menehould gen Chalons vorzugehen, um nach gesuchtem und vollzogenem Anschluß an die 3. deutsche Armee gemeinsam mit dieser die große Bewegung auf Paris, d. h. zunächst auf Chalons auszuführen. Man hatte ja die Ansammlung beträchtlicher französischer Streitkräfte am letztgenannten Orte in bestimmte Erfahrung gebracht.

Am Vormittag vom 21. August erging aus dem großen Hauptquartier zu Pont-à-Mousson der Vormarschbefehl an die Kronprinzen von Preußen und von Sachsen und zwar für den 23., an welchem Tage dann auch die Reitereidivisionen der Maasarmee schon die Marne ober- und unterhalb von Verdun erreichten. Der am folgenden Tage durch Truppen vom 12. Korps gegen die Festung unternommene Handstreich misslang, wodurch sich aber die Maasarmee in ihrem Marsche nicht aufhalten ließ, wie ja auch die 3. Armee durch den mehrmaligen Fehlschlag einer Berennung der Festung Toul nicht aufgehalten wurde. Toul war aber um seiner beherrschenden Lage an der großen Eisenstraße vom Rhein gen Paris willen ein so hochwichtiger Punkt, daß bald zu einer förmlichen Belagerung desselben geschritten werden mußte, um dieses ungemein störsame Hinderniß zu beseitigen, d. h. Toul in die Hände der Deutschen zu bringen.

Die 3. Armee war auf ihrem Marsche durch den alten Wasichen- oder Wasgau-Wald, allwo in der Sagendämmerung deutscher Vorzeit Gunther und Hagen den kühnen Walther und die schöne Hiltgund zu fangen versuchten, zwar nicht aufgehalten, aber doch nicht wenig verunbequemt worden durch die verschiedenen noch von den Franzosen besetzten Vogesenfestungen. Der Lützelstein freilich stand beim Herankommen

des 5. deutschen Korps offen und verlassen und der Lichtenberg wurde von den vorbeimarschirenden Wirtembergern mittels einer kurzen Beschießung zur Uebergabe gezwungen. Allein gerade die zwei stärksten und wichtigsten Straßen- und Eisenbahnensperren, Bitsch und Pfalzburg, wehrten sich wacker und hatten auch die Mittel dazu. Bitsch blieb von den Deutschen umschlossen, aber unerobert bis zum Frieden, die ausgehungerte Pfalzburg mußte ihr tapferer Vertheidiger Taillant am 14. December den deutschen Landwehrbataillonen, welche die Felsenveste umschlossen gehalten, mittels Kapitulation aufthun.

Bevor die 3. Armee den Marsch durch die Vogesen angetreten hatte, war, wie wir gesehen, die badische Division unter dem General Beyer von ihr abgezweigt und linkshin gen Straßburg entsandt worden, um die große Rheinfestung, deren tückische Wegstehlung von Deutschland durch den vierzehnten Ludwig die Deutschen niemals verschmerzt hatten, zu beobachten und zu umzingeln. Man durfte hoffen, sie würde sich nicht lange halten können, da es ja nicht unbekannt, daß die Festung, wie so ziemlich alle französischen, beim Ausbruch des Krieges auf eine Belagerung schlecht vorbereitet war. In welchem Umfange dies der Fall, wußte die deutsche Heerleitung bei weitem nicht und dennoch täuschte sie sich anfänglich über die Widerstandsfähigkeit Straßburgs. Daß die Gegenwehr, welche es leistete, standhaft und bis zum äußersten leistete, in erster Linie auf die glückliche Wahl des Festungskommandanten zurückgeführt werden mußte, untersteht keiner Frage. Diese Wahl war auf den General Uhrich gefallen, einen geborenen Elsässer, welcher alle Verhältnisse der Festung von früher her ganz genau kannte. Sein Name war dazu bestimmt, von den Franzosen erst in den Himmel erhoben, dann als der eines „traître“ durch den Lästerkoth der Hölle geschleift zu werden. Das war schließlich der Lohn eines deutschen Soldaten, welcher die deutsche Stadt Straßburg bis

zur äußersten Möglichkeit gegen die Deutschen vertheidigt hat. Die Zustände, welche Uhrich beim Antritt seines Amtes in der Festung vorfand, waren trostlos. Die Ein- und Umsicht des Generals, sein organisatorisches Talent und seine Thatkraft machten Straßburg, das vonseiten der Kriegsverwaltung sträflich vernachlässigt worden war, erst vertheidigungsfähig. Schon das war ja eine bedeutende Leistung, daß der General aus dem zufällig und bunt zusammengewürfelten Soldatenhaufen von 17,000 Mann — darunter etwa 5000 Versprengte von Wörth — welchen er in der Stadt getroffen, die wehrhafte und ausdauernde Besatzung einer hart belagerten Festung zu machen verstand.

Die Badenser waren am 7. August in Hagenau vereinigt, wo sie neben einer beträchtlichen Beute an Waffen und Feldgeräthe auch 2000 verwundete Franzosen vorfanden, welche hier ohne irgendwelche ärztliche Pflege ihrem Schicksal überlassen worden. Am folgenden Tage streiften badische Dragoner schon bis vor die Wälle von Straßburg. Am 9. August ließ der General Beyer den Festungskommandanten zur Uebergabe auffordern, wurde aber entschieden abschlägig beschieden. Als er mit seinen Brigaden heranwar, verschritt er am 11. August zur Umzingelung der Stadt. Seine Meldungen überzeugten die oberste deutsche Heerleitung, daß zur Bezwingung Straßburgs beträchtlichere Mittel aufgeboten werden müßten und daß diese Bezwingung, von welcher ja der Besitz des Elsasses abhing, nur mittels einer regelrechten Belagerung zu erzielen wäre. Die erforderlichen Weisungen ergingen alsbald. Das mit der Belagerungsarbeit betraute Truppenkorps sollte bestehen aus der badischen Division, aus der im Anrücken befindlichen 1. preußischen Reservedivision und aus der Gardelandwehrdivision. Den Oberbefehl über die Belagerer erhielt der General Werder, welcher demzufolge am 13. August aus der Marschlinie der 3. Armee austrat und über die Vogesen

zurückeilte, um das Kommando vor Straßburg zu übernehmen. Damit hob das Drama jener Belagerung an, welche die uns Deutschen am nächsten gehende Episode der Geschichte des großen Jahres ausmacht. Es wird später ein Blick darauf zu werfen sein .....

Das Hauptquartier des 3. deutschen Heeres war in Nancy, während die Truppen der 1. und der 2. Armee die Schlachten von Mars la Tour und Gravelotte schlugen. Im Morgengrauen vom 19. August brachten der Major Hahnke und der Rittmeister Lanken, welche am Tage zuvor nach Pont-à-Mousson entsendet worden, dem Kronprinzen die Kunde von dem bei Gravelotte Geschehenen. Sie waren Zeugen der Schlacht gewesen und dann die Nacht durch geritten, um den hart erstrittenen Sieg zu melden. Die Bewohner von Nancy erspähten, daß die Siegesbotschaft ernst, feierlich und nicht ohne einen Beisatz von Wehmuth aufgenommen wurde. Sie zogen daraus den Schluß, die Deutschen müßten bei Metz geschlagen worden sein. Bald ging demnach in der Stadt ein Geraune, 50,000 Preußen wären vor Metz gefallen, sammt dem „rothen" Prinzen. Am Abend wurden die Nanziger eines anderen belehrt, für sie freilich nicht bessern. Baierische Hornmusik ertönte in der Straße de la Poissonnerie vor dem Hôtel de France, wo der Kronprinz wohnte. Er kam herab und wurde von den in Menge herbeigeströmten Soldaten mit einem brausenden Hoch! empfangen. Da trat er mitten unter sie und erzählte, was am Tage zuvor drüben bei Gravelotte und St. Privat von ihren Landsleuten vollbracht worden. Ein siegesfreudiges Hoch! war die Antwort, die Hörner stimmten die Melodie der „Wacht am Rhein" an und der tausendstimmige Soldatenchor fiel dröhnend ein. Von Stund' an glaubten die Nanziger nicht mehr an die 50,000 todten Preußen und an den Sieg Bazaine's [1]).

---

1) Hassel a. a. O. 172.

Die Truppen des 3. Heeres und der Maasarmee hatten auf ihrem Vormarsch gegen Chalons viel von jener Witterung zu leiden, welche der „grünangestrichene“ Winter unseres „gemäßigten“ Klima's auch 1870, wie so ziemlich in jedem Jahre, mit sich zu bringen pflegt. Mit den sommerlichen Regenströmen verbanden sich die herbstlichen Nebelschwaden und spürbare Vorwehen winterlichen Frostes zu einem leidigen Ganzen. In solcher Plackerei standhaft auszudauern, ist kein Spaß und setzt den Soldatenmuth nicht selten auf härtere Proben, als eine Schlacht es thut. Sind ja überhaupt die „kleinen“ Leiden des menschlichen Lebens mitunter größer als die „großen“ und hat der witzigste deutsche Dichter mit gutem Grunde behauptet, eine boshafte Wanze sei schrecklicher als ein zorniger Elephant .... Bei sehr schlechtem Wetter also marschirte die 3. Armee vorwärts. Am 23. August brach der Kronprinz von Vaucouleurs auf, allwo im Januar oder Februar von 1429 Jeanne d'Arc zum Antritt ihrer Heldinbahn von dem Burgvogt Baudricourt mit Rüstung und Schwert und von den Bürgern mit einem Roß ausgestattet worden war, und gelangte über St. Aubin nach Ligny, wo er bis zum 26. blieb. Massenhafte Truppenzüge bewegten sich durch das Städtchen, dessen Bewohner in höchster Verblüffung meinten, das ginge nun schon seit drei Tagen so und dieses Deutschland müßte ja eine unerschöpfliche Fundgrube von wehrhaften Männern sein.

Am 24. August erwartete der Kronprinz den Besuch seines königlichen Vaters, welcher auf dem Wege von Commercy nach Bar-le-Duc, wohin am Abend dieses Tages das große Hauptquartier verlegt wurde, mit Bismarck und Moltke über Ligny kommen sollte. Diesen Besuch zu empfangen stand der Kronprinz mit seinem Stabe Mittags 12 Uhr vor der Thüre seines Quartiers, als ein Husar über den Marktplatz dahergejagt kam mit einer dringlichen Meldung in der Säbeltasche.

Einer der Adjutanten reicht die Depesche dem Kronprinzen, über dessen Züge beim Lesen ein Leuchten der Ueberraschung geht. Warum? erfahren sofort der General Blumenthal und der Generalquartiermeister Gottberg. Nachbar theilt dann dem Nachbar die Neuigkeit mit und Rufe des Erstaunens kommen aus den Reihen der Offiziere [1]).

Der Eilbote hatte die erste oder wenigstens die erste bestimmte Nachricht gebracht, daß die Franzosen von Chalons abgezogen wären.

Diese Botschaft kam von der 4. Reitereidivision, welche der 3. Armee stets um etliche Tagmärsche voranwar, um nach allen Seiten hin das Land aufzuklären. Sie hatte am Frühmorgen des Tages ihren Vortrab über den Marnekanal vorgeschickt und der Major Klocke war mit 2 Schwadronen rheinischer Dragoner kundschaftend auf Chalons losgeritten. Zu ihrer nicht geringen Verwunderung fanden die deutschen Reiter die Stadt vom Feinde geräumt und das Lager verlassen. Dieses und die in den Magazinen aufgehäuften Vorräthe aller Art waren von den eilends abgezogenen Truppen und von dem Pöbel der Stadt geplündert worden, doch war das Verheerungswerk selbst mittels Zurhilfenahme von Feuer kaum halb gethan und demnach die von den Deutschen vorgefundene Beute an Kriegsgeräth und Mundvorrath immerhin noch eine beträchtliche.

Daß in Chalons etwas wichtiges vorgegangen sein mußte, hatte man übrigens im großen Hauptquartier schon am Tage zuvor mit Bestimmtheit annehmen können. Denn zu Commercy hatte man ja die Meldung erhalten, Napoleon der Dritte befände sich mit ansehnlichen Streitkräften bei Reims. Gleichzeitig war aus dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl vor Metz ein aufgefangener Brief eingegangen, dessen Schreiber,

1) Hassel, 189.

ein Offizier der eingeschlossenen Armee Bazaine's, die zuversichtliche Erwartung aussprach, Metz und die Rheinarmee würden bald durch die Armee von Chalons Entsatz erhalten. Den Führern des 3. Heeres und der Maasarmee war sofort hiervon Mittheilung gemacht worden, damit sie die nöthigen Schlüsse daraus zögen. Am Nachmittag vom 24. August war auch noch ein vom Prinzen Albrecht (Vater) von Preußen, dem Befehlshaber der 4. Reitereidivision, gesandtes pariser Journal in Ligny eingetroffen, welches die Angabe enthielt, der Marschall Mac Mahon hätte mit 150,000 Mann bei Reims Stellung genommen.

So lag denn Stoff genug vor, einen ernsten Rathschlag zu halten, als der Bundesfeldherr um 2½ Uhr in Ligny angelangt war. Der König und der Kronprinz, Moltke und Blumenthal tauschten ihre Ansichten aus. Klar war, daß die Veränderung welche mit dem Marschobjekt der Deutschen, d. h. mit der Armee von Chalons vorgegangen, auch eine entsprechende Aenderung der deutschen Marschrichtung zur Folge haben müßte. Aber eine deutliche Anschauung dessen, was denn eigentlich der Kaiser der Franzosen und Mac Mahon jetzt wollten und planten, war in Ligny noch nicht vorhanden. Einer der hierselbst am 24. August Rathschlagenden ahnte allerdings schon ganz bestimmt die Absicht des Feindes. Das war der Generalquartiermeister des Bundesfeldherrn, General Podbielski. Der sprach es aus, daß Mac Mahons Aufbruch von Chalons gen Reims den Entsatz Bazaine's in Metz zum Ziele hätte, — ein, militärisch angesehen, freilich bedenkliches Unternehmen, das aber durch politische Erwägungen geboten sein dürfte und welches — setzte der genannte Offizier hinzu — „für den weiteren Vormarsch des deutschen Heeres eine Verschiebung desselben nach dem rechten Flügel hin empfehle“ [1]).

---

1) Generalsstabswerk, I, 971.

Ein guter Rath, der jedoch an diesem Tage noch nicht durchdrang. Auf Grund der bislang eingegangenen Meldungen glaubte man nämlich annehmen zu sollen, daß Mac Mahon nach Reims gezogen wäre, um dort oder noch weiter nordwestlich bei Laon eine Flankenstellung zur Deckung von Paris zu nehmen. Es wurde daher beschlossen, den deutschen Vormarsch in der bisher eingehaltenen Hauptrichtung fortzusetzen, aber mit erhöhter Beschleunigung.

Demnach siedelte das Hauptquartier des Kronprinzen am folgenden Tage nach Révigny aux Vaches über und am Abend stand das 3. Heer zum größten Theil auf dem nördlichen Ufer des Ornain[1]), in einer Frontausdehnung von 3 Meilen geschart und bei Nettancourt mit dem linken Flügel der Maasarmee (4. Korps) in Verbindung getreten. Denn das von dem Kronprinzen von Sachsen befehligte Heer war, mit breiter Front gen Westen vorgerückt, an der Straße zwischen Clermont und St. Menehould aufmarschirt und streckte seine Spitzen bis zum und in den Argonnerwald vor.

So standen die Sachen, als dem General Podbielski die Genugthuung zutheil wurde, am Tage zuvor richtig gesehen und recht gerathen zu haben.

2.

Wie hatten aber derweil im Lager von Chalons und in Paris die Geschehnisse sich abgespielt?

Was am 17. August im kaiserlichen Pavillon des Lagers von Chalons berathen und beschlossen und wie der Ueber-

1) Nur das 6. Korps und die 2. Reitereidivision waren noch weiter zurück.

bringer dieser Beschlüsse, der wohlmeinende und vielredende General Trochu, in den Tuilerien von der Kaiserin-Regentin und im Kriegsministerium vom alten Cousin-Montauban-Palikao empfangen worden, wissen wir. Der General, welcher ja felsenfest an sich selbst glaubte und in seinen eigenen Augen einer der größten Männer aller Zeiten war, ließ sich dadurch nicht irremachen, sondern trat mittels einer an die „Soldaten der Armee von Paris“ gerichteten und nach allen Regeln der Emphase stilisirten Proklamation sein Amt als Generalgouverneur an. Die Hauptthaten, welche er als solcher vollbracht hat, waren und blieben Deklamationen und Proklamationen.

Am 19. August hatte Mac Mahon den Oberbefehl über die in Chalons schon versammelten und während der nächsten Tage noch anlangenden Truppen übernommen, in dem Sinne jedoch, daß er sich als unter das Generalkommando von Bazaine gestellt ansah. Die Lage des Marschalls — von dem im Hauptquartier trübsälig spukenden Kaiserschemen gar nicht zu reden — war ungewiß und sorgenvoll. Er sah sich, auch nachdem die Sendung Trochu's der Hauptsache nach gescheitert war, noch immer vor das Dilemma gestellt, mit den Streitkräften, über welche er verfügte, entweder die Hauptstadt zu decken oder aber den Versuch zu wagen, die Vereinigung mit der „Rheinarmee“ herzustellen, um im Falle des Gelingens mit vereinter Macht auf die Deutschen zu fallen. Zweifelsohne besaß Mac Mahon Einsicht und Erfahrung genug, um alle Schwierigkeiten dieses zweiten Unternehmens zu ermessen und einen schlimmen Ausgang desselben zu ahnen. Allein da er eben auch nur ein Charakterschwächling war, so ließ er sich gegen sein besseres Wissen von den Umständen beherrschen und beugte schließlich seine strategische Ueberzeugung vor einer politischen Berechnung, die schon völlig in der Luft stand oder vielmehr nur noch darin flatterte.

Die Meldung Bazaine's über den Ausgang der Schlacht

von Mars la Tour war am Abend vom 18. August in Chalons eingetroffen. Am Schlusse derselben war, wie wir wissen, die bestimmte Absicht ausgesprochen, daß die Rheinarmee den unterbrochenen Marsch gen Westen bald wieder aufnehmen werde. Daraufhin konnte Mac Mahon allerdings die Hoffnung bauen, daß, wenn Bazaine wirklich seinen Marsch westwärts fortsetzte und er selbst, Mac Mahon, mit der Armee von Chalons ostwärts vorginge, die beiden Heere binnen vier Tagen an der Maaslinie sich vereinigen könnten, um einen gemeinsamen Schlag gegen die Deutschen zu führen. Der Marschall hatte sofort nach der Uebernahme des Befehls in Chalons bei Bazaine, als seinem Vorgesetzten, telegraphisch angefragt, welche Weisungen dieser ihm zu geben hätte. Am 19. August kam die Antwort, welche lautete, er, Bazaine, wäre zu weit entfernt, um Mac Mahon Weisungen geben zu können; selbiger sollte demnach sein Verhalten nach eigenem Ermessen regeln.

An demselben Tage kam aber von Paris der ganz bestimmte Befehl Palikao's an Mac Mahon, die Verbindung mit Bazaine zu suchen und zu bewerkstelligen.

Man muß so gerecht sein, offen zu sagen, daß der kaiserlichen Regierung ihre unheilvollen Entschlüsse und Beschlüsse, welche schließlich die Armee von Chalons nach Sedan geführt haben, von der sogenannten öffentlichen Meinung, welche hier wieder einmal als der souveräne Unverstand, als die allmächtige Dummheit sich kundgab, förmlich aufgedrungen wurden. In Paris schwärmte alles, von den Mitgliedern des Gesetzgebenden Körpers bis herab zu den Gamins von Belleville, für „le vaillant soldat de Metz", von dem man steif und fest wähnte, er hätte das Kriegsglück Frankreichs wiederhergestellt [1]). Diesem großen Nothhelfer nun müßte vor allem und um jeden

1) Sogar das ernsthafte und hochanständige Journal des Débats sprach in seiner Nummer vom 20. August in diesem Sinne.

Preis Beistand gebracht werden. Um die Unlogik, daß Bazaine, obzwar Sieger über die dreimal vermaledeiten Prussiens, dennoch der Hilfe dringend bedürfte, kümmerte sich natürlich die allmächtige Dummheit nicht. „Sic volo, sic jubeo; stat pro ratione voluntas!“ Was, die Armee Mac Mahons sollte nach Paris zurückgeführt werden statt dem Sieger von Borny und Rezonville zur Hilfe zu eilen? Warum? Wozu? Nur darum und dazu, um dem unfähigen Badinguet von Empereur, welcher das Kanonenfieber gekriegt hat, bei seiner Rückkehr in die Hauptstadt zum Schutze gegen den gerechten Volkszorn zu dienen [1]).

Nun ist es freilich wahr, daß die kaiserliche Regierung mittels offener und ehrlicher Darlegung der Sachlage die falschen Voraussetzungen, auf welche die öffentliche Meinung ihre Anschauungen, Urtheile und Forderungen gründete, hätte zerstören können und der Bevölkerung von Paris die strategische Nothwendigkeit, Mac Mahon mit seiner Armee unter die Mauern der Hauptstadt zurückkommen zu lassen, hätte darlegen sollen. Aber diese Regierung war ja von ihrem Anfang an eine große Lüge gewesen, war es 18 Jahre lang geblieben und hatte sich vollends jetzt, im Jahre 1870, so ganz in das Netz der Lügenhaftigkeit verstrickt, daß sie gar nicht mehr anders konnte als lügen und fortlog bis zu ihrem unseligen Ende.

Am Nachmittag vom 20. August erschien der Ministerpräsident im Gesetzgebenden Körper und brachte diese Erklärung vor: „Die Preußen haben Gerüchte in Umlauf gesetzt, welche glauben machen sollen, daß sie am 18. einen großen Erfolg erlangt hätten. Ich will Ihnen sagen, wie es sich damit verhält. An dem genannten Tage haben sich 3 preußische Korps gegen den Marschall Bazaine vereinigt; allein statt einen

1) Aussage Rouher's vor der parlamentarischen Untersuchungskommission (Enquête parlementaire, I, 243).

Erfolg davongetragen zu haben, wie sie glauben machen wollen, sind sie vielmehr in die Steinbrüche von Jaumont zurückgeworfen worden.“ Zwei Tage darauf hieß es ziemlich geheimnißvoll und etwas schüchtern im „Journal officiel“: „Man muß glauben, daß der Plan des Marschalls Bazaine noch nicht völlig zur Ausführung gelangt sei.“ Allein etliche Stunden darauf gab Palikao im Gesetzgebenden Körper die beruhigende Versicherung: „Ich habe Nachrichten von Bazaine und zwar gute.“

Damit noch nicht genug. Der chinesische Graf, französische General, Kriegsminister und Kabinettspräsident verzierte sein System der Lügnerei noch mit allerhand mehr oder weniger geschmackvollen Arabesken. Nach Beendigung der Kammersitzungen pflegte er etliche „vertraute“ Deputirte beiseite zu nehmen und denselben geheimnißvolle Räthselworte zuzuflüstern wie dieses: „Wüßte Paris, was ich weiß, es würde heute Abend illuminiren. Bst!“ Und dazu legte er bedeutsam den Finger auf den Schnurrbart. „Bst!“ wiederholte am Abend ganz Paris vom Boulevard Montmartre bis zur Chaussée d'Antin. Wenn dann, was häufig vorkam, in der Kammer ein über das amtliche Schweigen empörtes Mitglied der Opposition den Minister um eine bestimmtere Auskunft anging, so erklärte er hoch herab: „Ich darf nichts sagen, aber alles geht gut.“ Drang man trotzdem in ihn, so hieß es: „Ich habe zu thun, ich muß gehen“ — oder auch: „Es ist mir unmöglich, mehr oder lauter zu reden; ich habe seit 20 Jahren eine Kugel in der Brust, die mir das lange Sprechen verwehrt.“ Dann sagten Abends die guten Pariser, welche ihren Patriotismus auf den Boulevards flaniren führten, höchlich erbaut und begeistert zu einander: „Welch ein Mann! Er hat seit 20 Jahren eine Kugel in der Brust!“ [1])

Das vorschreitende Geschick ließ sich aber mit Phrasen

1) Sarcey, l. c. 18.

nicht hinhalten. In Chalons mußte man sich für etwas entscheiden; aber man kam doch nicht dazu, einen ganzen Entschluß zu fassen und denselben ganz auszuführen. Mac Mahon hatte am 19. August ein Telegramm an Bazaine abgehen lassen, worin die ganze Verlegenheit des Mannes sich abspiegelte: „Wenn Sie, wie ich glaube, genöthigt sind, sehr bald zurückzugehen, so weiß ich bei der großen Entfernung zwischen uns nicht, wie ich Ihnen zur Hilfe kommen könnte, ohne Paris bloßzustellen. Urtheilen Sie anders, so lassen Sie mich es wissen." Da nun weder an diesem noch am folgenden, noch am zweitfolgenden Tag eine Antwort kam und Mac Mahon schon am 20. August die bestimmte Meldung vom Anmarsch des 3. deutschen Heeres auf Chalons erhielt, so mußte schlechterdings etwas gethan werden. Aber was? Den Angriff vonseiten der Deutschen in der Ebene von Chalons abzuwarten, mußte durchaus unthunlich erscheinen. Also rückwärts gen Paris? Aber das durfte man ja nicht und man wollte es auch nicht recht, da Mac Mahon der Hoffnung auf eine Vereinigung mit Bazaine doch nicht schon ganz entsagen mochte. Demzufolge beschloß er, den bekannten „goldenen Mittelweg" einzuschlagen, welcher gar häufig, der Sprichwörterweisheit zum Trotz, nichts ist als eine Eselsbrücke. Er wollte dem Angriff vonseiten des 3. deutschen Heeres ausweichen, indem er in nordwestlicher Richtung abzog und eine Stellung aufsuchte, von welcher aus er entweder der bedrohten Hauptstadt rechtzeitig zur Hilfe eilen oder aber dem herankommenden Bazaine die Hand reichen könnte. Die gewählte nordwestliche Richtung deutete aber doch darauf hin, daß des Marschalls eigenste Neigung mehr rückwärts auf Paris als vorwärts auf Metz zielte[1]).

---

1) Wie auch die besonnensten französischen Urtheiler angegeben haben. Vgl. De Mazade, I, 189: „Au fond, il avait fait son choix; Reims n'était pour lui à ce moment que la première étape de la retraite définitive sur Paris."

Am 21. August wurde von Chalons aufgebrochen, obzwar das 5. und 7. Armeekorps kaum erst daselbst angelangt waren. Der Marschall hat später vor der parlamentarischen Untersuchungskommission — also nach dem Sturze des Kaiserreichs und nach dem Kriege — ausgesagt, daß ihm Napoleon der Dritte ganz freie Hand gelassen in der Führung des Heerbefehls, und es ist durchaus kein Grund vorhanden, diese Aussage anzuzweifeln. Das Hauptquartier kam nach Courcelles, die Armee bis in die Umgegend von Reims. In Courcelles aber erschien am Abend desselben Tages einer der „Vertrautesten" des Bonapartismus, der „Vicekaiser" Rouher, aus Paris herbeigeeilt, als hätte man dort errathen, was Mac Mahon am liebsten wollte und mittels des Marsches gen Reims ins Werk zu setzen begonnen hatte. Freilich wußte man in den Regierungskreisen der Hauptstadt gar nicht, wie denn eigentlich die Lage und Stellung der „Rheinarmee" zur Stunde wäre. Allein dessenungeachtet forderte Rouher im Auftrage der Kaiserin und des Ministeriums bestimmt und dringend, daß Mac Mahon dem Marschall Bazaine zur Hilfe eilen müßte. Der Führer der Armee von Chalons erhob, seiner Einsicht gehorchend und seiner Verantwortlichkeit gedenkend, entschiedenen Widerspruch und stützte denselben darauf, daß den zuletzt eingegangenen Meldungen zufolge Bazaine von 200,000 Deutschen umschlossen wäre, die deutsche Maasarmee unter dem sächsischen Kronprinzen in einer Stärke von 80,000 Mann zwischen Metz und Verdun stünde und der Kronprinz von Preußen mit 150,000 Mann auf Vitry marschire. Er zog daraus den Schluß, daß ein weiterer Vormarsch seiner Truppen ostwärts dieselben ins Unglück führen müßte, und darum würde er am 23. August, so bis dahin vonseiten seines Vorgesetzten Bazaine nicht anders bestimmt würde, den Marsch gen Paris antreten. Hiergegen vermochte Rouher nicht aufzukommen; um so weniger, als auch der Schatten von Kaiser

stillschweigend dem Marschall beistimmte. Der Schemen von Vicekaiser konnte demnach weiter nichts thun als mit einer von ihm entworfenen Kundmachung, welche ein Beruhigungs-tränklein für die Pariser sein sollte, nach der Hauptstadt zu-rückeilen.

Vormittags am 22. August erließ Mac Mahon die auf den Rückzug bezüglichen Weisungen an seine Generale. Nach-mittags sollten die Befehle zum westwärtsigen Abmarsch er-folgen, allein sie blieben aus. Denn unterweilen war die entscheidende Wendung eingetreten. Nicht so sehr darum, weil man den von Rouher geltend gemachten politischen Bedenken nachträglich doch hätte Rechnung tragen wollen, als vielmehr deßhalb, weil am Nachmittag eine vom 19. August datirte Depesche Bazaine's an Mac Mahon einlief [1]), worin jener in seiner Weise über die Schlacht von Gravelotte-St. Privat Bericht erstattete. Doch gestand er immerhin, daß seine Truppen „von den unaufhörlichen Kämpfen, welche ihnen nicht gestatten, für ihre materiellen Bedürfnisse zu sorgen, erschöpft sind, und es ist schlechterdings nöthig, ihnen eine Ruhe von 2 oder 3 Tagen zu gönnen." Dann folgte das Wichtigste. Denn Bazaine meldete: „Ich rechne immer noch darauf, die Richtung nach Norden einzuschlagen und über Montmédy auf der Straße von St. Menehould und Chalons durchzubrechen, so dieselbe nicht stark besetzt ist. Ist sie es aber, so werde ich nach Sedan und sogar nach Mézières ausbiegen, um Chalons zu erreichen (je compte toujours prendre la direction du nord et me rabattre ensuite par Montmédy sur la route de Sainte-Menehould et Châlons, si elle n'est pas fortement occupée; dans le cas contraire, je continuerai sur Sedan et même Mézières pour regagner Châlons)". Diese Auslassung konnte,

1) Anderen Berichten zufolge wäre diese Depesche Bazaine's nicht erst am Nachmittag, sondern „dans la matinée du 20 août" eingetroffen.

ja mußte den Marschall Mac Mahon zu dem Glauben bringen, es wäre möglich, daß Bazaine allbereits in der angegebenen Richtung sich auf dem Marsche befände und vielleicht oder sogar wahrscheinlich durch bedeutende feindliche Streitkräfte bedroht würde. Demnach müßte er der Rheinarmee Hilfe zu bringen versuchen. Hierzu endgiltig entschlossen, bedurfte er nicht mehr der Aneiferung durch eine vom Kriegsminister aus Paris kommende Depesche, welche im Ministerrath aufgesetzt worden war unter dem Eindruck von Rouhers Berichterstattung über seine Sendung ins Hauptquartier[1]).

In alle die Ungewissheiten, Schwankungen und Beklemmungen, welche im Hauptquartier zu Courcelles herrschten, mußte noch verwickelnder eine zweite Depesche Bazaine's hineinspielen, falls dieselbe dem Marschall Mac Mahon zu Handen kam, was derselbe verneint hat. Der Führer der Rheinarmee ließ nämlich am Abend vom 19. oder am Morgen vom 20. August abermals eine Depesche an den Führer der Armee von Chalons abgehen, worin er sagte: „Ich mußte bei Metz Stellung nehmen, um den Soldaten Ruhe und Lebensmittel zu geben. Der Feind vergrößert sich fortwährend rings um mich. Ich wende mich wahrscheinlich nordwärts, um mich mit Ihnen zu vereinigen, und ich werde Sie benachrichtigen, wenn mein Marsch unternommen werden kann ohne Gefährdung der Armee (je suivrai probablement pour vous joindre la ligne du nord et vous préviendrai si la marche peut être entreprise sans compromettre l'armée)". Wie bedeutsam der Abstand dieser zweiten Depesche Bazaine's von der ersten, ist augenfällig: dort kündigte der Führer der Rhein-

1) In dieser Depesche hieß es kategorisch: „Les résolutions prises hier soir (Rückzug auf Paris) devraient être abandonnées; ne pas secourir Bazaine, aurait à Paris les plus déplorables consequences. En présence de ce désastre, il faudrait craindre que la capitale ne se défendît pas."

armee seinen nordwärtsigen Abmarsch über Montmédy bestimmt an, hier machte er wieder alles zweifelhaft. Wenn Mac Mahon die zweite Depesche sah, mußte er nothwendig abermals stutzig werden, ja wohl gar seinen zur Handreichung mit Bazaine gen Montmédy angeordneten Marsch wieder innehalten. Aber hat er sie gesehen? Oder ist ihm ihr Inhalt vielleicht so unbedeutend vorgekommen, daß er denselben unbeachtet ließ und später ganz vergaß? Keine dieser Fragen ist mit aktenmäßiger Sicherheit zu beantworten, obzwar die Geschichte dieser Depesche später im Processe Bazaine's eine große Rolle gespielt hat[1]. Kennzeichnend ist auch noch dieser Umstand, daß Bazaine seine zweite Depesche, zwischen deren Zeilen deutlich genug zu lesen war, daß er sich nicht von Metz weggetraute, auch an den Kriegsminister in Paris geschickt, dieser aber die Mittheilung derselben an den Führer der Armee von Chalons für überflüssig gehalten hat. Darauf hat sich wenigstens Palikao später ausgeredet. In Wahrheit mochte er, welcher den Marschall Mac Mahon unaufhörlich gen Verdun und Metz hin drängte, es für sehr unzeitgemäß halten, diese sehr bedenkliche zweite Depesche Bazaine's nach Courcelles zu übermitteln.

Wie alledem sein mag, Mac Mahon kam den ihm von Paris her gegebenen Weisungen und Drängnissen nach und gab am Abend vom 22. August den Befehl zum Marsch auf Stenay. Mit welchen Vorgefühlen, verrieth sein nach der

1) Der bekannte Oberst Stoffel, dem Generalstab Mac Mahons beigegeben, ist bekanntlich beschuldigt worden, die verhängnißvolle Depesche unterschlagen zu haben, wußte aber in seiner Flugschrift „La dépêche du 20 août 1870“ die Richtigkeit dieser Beschuldigung darzuthun. Der Marschall selbst hat sich über diese Angelegenheit wörtlich geäußert: „Je ne me rappelle point avoir reçu cette dépêche, et il me semble impossible qu'elle m'ait echappé, parce qu'elle m'aurait permis d'arrêter le mouvement vers l'est si les circonstances m'avaient paru l'exiger.“

Unterzeichnung des Marschbefehls zu einem seiner Generale gesprochenes Klagewort: „Ich wollte lieber, der rechte Arm wäre mir abgeschlagen worden, als daß ich einen Befehl unterzeichnen mußte, welcher das Verderben unserer letzten Armee herbeiführen muß“ [1]). Er erkannte das und unterzeichnete dennoch diesen unglücklichen Befehl? Gehorsam ist zweifelsohne des Soldaten Schmuck, aber stark mag bezweifelt werden, ob man nur dazu Heerführer sei, Befehle zu unterfertigen, von welchen man zum voraus weiß, daß sie Heer und Land ins Verderben führen müssen.

Die Streitmacht, über welche der Marschall verfügte, war keineswegs so beschaffen, daß man mit ihr jedes Wagniß unternehmen, jedes Abenteuer bestehen konnte. Sie zählte 4 Armeekorps: das 1. (Ducrot), das 5. (De Failly), das 7. (Douay), das 12. (Lebrun) und die beiden Reservekavallerie-Divisionen Bonnemains und Margueritte. Die Gesammtstärke betrug in runder Summe 140,000 Mann mit 400 Kanonen und 85 Mitrailleusen [2]). Immerhin eine stattliche Zahl, aber die Menge thut es nicht immer, — auch dann nicht, wann sie nicht in Gefahr, es mit einer noch größeren zu thun zu bekommen. Alle französischen Urtheiler stimmen in der Bemängelung des technischen und moralischen Zustandes der Armee von Chalons überein. Das 1. Korps litt so sehr an den Nachwehen von Weißenburg und Wörth, daß es in einer Zerrüttung ins Lager von Chalons gekommen war, als ob es einen Krieg von 6 Monaten durchgemacht hätte. Das 5. Korps war durch seinen mühsäligen Zickzackrückzug, auf welchen es fast all sein Gepäck eingebüßt hatte, in eine nicht weniger traurige Verfassung gekommen. Das 7. hatte nur mittels Aufbietung der äußersten Energie seines Führers Douay seine verzettelten

1) De Mazade, I, 195.

2) Duret, I, 297.

Theile in Chalons wieder vereinigen können. Das 12. hatte 2 gute Divisionen, deren eine aus Marineinfanterie bestand, einer höchst vortrefflichen Truppe; aber die 3. Division bestand aus 4 Regimentern, auf welche kein Verlaß, weil die Leute kaum erst unter die Fahnen gerufen und sogar in der Handhabung der Waffen ungeschickt waren. Der Aufbruch der Armee aus dem Lager von Chalons gen Reims war so unordentlich, ja so tumultuarisch vor sich gegangen, daß er wohl für eine schlimme Vorbedeutung gelten konnte. Die Marschkolonnen hatten sich durchkreuzt, Geschütze und Wagenzüge in einander verfahren. Auf dem Marsche gab sich eine große Lockerung der Mannszuchtbande kund. Das Ansehen der Offiziere ward missachtet, die Soldaten, und zwar häufig regimenterweise, zerstreuten sich links und rechts von der Straße, gingen auf Raub aus, verübten allerhand Unfug, blieben zurück, und verloren sich einzeln oder in ganzen Banden, welche ihren Landsleuten, den Bauern dort herum, sehr spürbar klar machten, daß es im Kriege zuginge „comme à la guerre“ [1]).

Angesichts dieser Thatsachen muß man bewundern, daß die Franzosen bei Sedan sich schlugen, wie sie sich geschlagen haben.

Am Abend vom 22. August meldete Mac Mahon telegraphisch nach Paris, daß er am folgenden Tage den ostwärtsigen Marsch auf Montmédy antreten werde, und diese Depesche kreuzte sich mit einer aus der Hauptstadt kommenden ministeriellen, worin der Marschall noch einmal gebieterisch aufgefordert wurde, alles an die Rettung der Rheinarmee zu setzen. Der Imperialismus sah in dem Gelingen dieses Unternehmens fraglos die einzige Möglichkeit einer Rettung. Denn

---

1) Enquête parlementaire (Aussage des Generals Schmitz), II, 276, 281. Le prince G. Bibesco, Belfort, Reims, Sedan, 47—50. Enqpête parlem. (Aussage des Generals Martin des Pallières), III, 221. Un volontaire, Histoire de l'armée de Châlons, 84—85.

die sichtbar begonnene Agonie des Empire konnte nur noch durch einen außerordentlichen Glücksfall hintangehalten werden. Daß eine fluchtähnliche Rückkehr des Kaisers nach der Hauptstadt diese Agonie hätte beschleunigen müssen, war klar. Ging doch auf den Straßen und Plätzen schon laut die Rede um: „Mag Napoleon der Dritte" — (viele, die meisten gaben ihm schon nur noch seinen vermuthlichsten Vatersnamen Verhuell oder seinen Spottnamen Badinguet) — „hingehen, wohin er will; nur hierher soll er nicht wieder kommen!" Das Ministerium schwieg oder that wenigstens den Mund nur auf, um zu lügen. Von der Kaiserin-Regentin erzählte man sich, daß sie stundenlang vor einem auf dem Altar der Tuilerienkapelle aufgestellten Reliquienkästchen kniete, und maßen sie aftergläubig wie eine Kuhmagd der Bretagne, so mochte das nicht gelogen sein. Schon auch hatten die Ratten angefangen, nach Rattenart zu thun: das sinkende Glücksschiff des Bonapartismus leerte sich rasch. Die Weihrauchfässer hörten auf zu dampfen, das süße Lächeln der Schmeichler verschwand, die Rücken der Schranzen wurden gerade. In einem früher aus der kaiserlichen Handkasse halb oder ganz bezahlten Journal („Le Soir") erschien ein heftiger Anklageartikel gegen den „verbrecherischen Abenteurer vom 2. December", welchem die französische Nation nahezu 20 Jahre lang in knechtischer Niedertracht zu Füßen gelegen und welchem sie die souveräne Leitung ihrer Geschicke überlassen hatte. Ein nicht ganz unbedeutsames Zeichen der Zeit war es auch, daß die Prinzen des Hauses Orleans, die Söhne und Enkel des am 24. Februar von 1848 aus Paris kläglich hinausgefiakerten „Bürgerkönigs" Louis Philipp, bereits an den Gränzen Frankreichs umherflatterten, wie Geier, welche willig und bereit, auf das Aas des verendenden Kaiserreichs sich zu stürzen, so das nämlich ohne großen Geldaufwand geschehen könnte.

Zugleich mit seiner vorhin erwähnten Depesche an den

Kriegsminister richtete Mac Mahon auch eine an Bazaine des Inhalts: „Ich habe Ihre Depesche vom 19. August erhalten. Ich bin bei Reims, marschire auf Montmédy und werde übermorgen an der Aisne sein, wo ich den Umständen gemäß handeln werde, um Ihnen Hilfe zu bringen.“ Der Marschall gab den Kommandanten von Montmédy und Verdun, sowie dem Maire von Longwy Befehl, diese Benachrichtigung um jeden Preis an Bazaine gelangen zu machen, was aber nicht gelungen zu sein scheint.

In der 6. Morgenstunde vom 23. August brach die Armee von Chalons aus ihren Lagern auf, um nördlich vom Argonnerwalde gen Stenay und Montmédy vorzugehen. Mac Mahon hatte diese Marschrichtung ohne Zweifel gewählt, weil er hoffte, auf derselben die deutsche Maasarmee zurückwerfen zu können, bevor das 3. deutsche Heer nahe genug heranwäre, um im Stande zu sein, ihm die rechte Seite zu bedrohen oder zu fassen. Aber freilich legte die eingeschlagene Richtung auch die Gefahr nahe, im Falle eines Missgeschickes an und über die belgische Gränze gedrückt zu werden.

In 4 Kolonnen marschirend kamen die Franzosen an diesem Tage 3 Meilen weit, bis zur Suippe, einem Zufluß der Aisne. Im ganzen war dieser Tagmarsch in größerer Ordnung und Raschheit gemacht worden, als man hatte hoffen können; aber vom folgenden Tage an zeigte sich ein bedenkliches Nachlassen[1]. Der Marschall fand auch für nöthig, noch weiter nördlich auszubiegen, weil er sich bei der traurigen Unzulänglichkeit seiner Verpflegungsanstalten einer Eisenbahnlinie nähern wollte, um auf dieser Vorräthe heranziehen zu können. Er mochte zu dieser Ausbiegung nach Norden genöthigt sein, aber er büßte dadurch jedenfalls wieder einen

1) „Dès le second jour se produit un ralentissement dans la marche.“ Bibesco, 50.

Tag ein, welcher für sein Vormarschiren in östlicher Richtung, das will sagen für die Erreichung seines eigentlichen Zieles so unwiederbringlich kostbar gewesen wäre.

So gelangten die beiden Korps am linken Flügel der Armee, das 5. und das 12., am 24. August bis Rethel, von den beiden Korps am rechten rückte das 1. bis Juniville und das 7. bis Contreuve vor. Die Kavallerie-Division Bonnemains kam bis Pont-Faverget, die Kavallerie-Division Margueritte war bei Monthois. Mac Mahons Hauptquartier mit dem lästigen Kaisergespenst befand sich in Rethel.

Der folgende Tag wurde so ziemlich nutzlos verplempert, wohl hauptsächlich in Folge der rasch zunehmenden Zuchtlosigkeit der Truppen. Das 5. und 12. Korps mit der Kavallerie Bonnemains blieben in und bei Rethel stehen, das 1. Korps wurde nach Attigny, das 7. nach Vouziers vorgeschoben, die Kavallerie Margueritte als Vorhut nach Le Chesne-Populeux. Schon an diesem Tage verrieth das Kommando ein unsicheres Hin- und Hertasten und demzufolge ging auch in die Bewegungen des Heeres ein deutliches Schwanken und Zaudern ein. Zwar wurde am 26. August wieder aufgebrochen, allein das 1. Korps gelangte nur bis Voncq, das 5. bis Neuville, das 12. bis Tourteron und das 1. blieb gar bei Vouziers stehen. In Beziehung auf den Rechtsabmarsch gen Metz war demnach auch dieser Tag wieder ein verlorener. In seinem Hauptquartier zu Tourteron muß der Marschall den ersten deutlichen Einblick in das Bedrohliche seiner Lage gewonnen haben. Darauf deutet, daß er in den Kaiser drang, das arme „Kugel-Kind“ Louis wegzuschicken und in Sicherheit zu bringen, vorerst nach Mézières, was dann ungesäumt geschah[1]). Auch

1) An diesem 26. Augusttage ging es zu Paris im Gesetzgebenden Körper, insbesondere in einer geheimen Komité-Sitzung desselben, sehr stürmisch her. Favre bezichtigte die bonaparte'sche Mehrheit geradezu des Verrathes am Lande. In der öffentlichen Sitzung wurde beantragt, aus-

der nächste Tag, der 27. August, wurde durch die Lässigkeit der Vorwärtsbewegung auf Le Chesne und Buzancy zu einem vertrödelten. Mac Mahons Absicht ging offenbar auf eine Ueberschreitung der Maas bei Mouzon und Remilly. Allein auch bei weit thatkräftigerer Förderung seines Vormarsches an den Fluß wäre die gefahrlose Erreichung dieser Absicht sehr fraglich gewesen.

Der Marschall war ja schon nicht mehr Herr seiner Bewegungen und er fühlte das. Er sah, so zu sagen, die Maschen des deutschen Heernetzes schon über seinem Haupte schweben. Wenn er auch über den Stärkebetrag und die Zusammensetzung der gegen ihn heranziehenden feindlichen Streitkräfte im Unklaren sich befand, das wußte er doch, daß der Feind mit Macht vor ihm und an seiner rechten Seite stände. Wenn daher für die Armee von Chalons noch eine Rettung wäre, so müßte diese auf dem Wege eines schleunigen Rückzugs nordwärts auf Mézières zu gesucht werden. Abends 8 Uhr am 27. August sandte demzufolge Mac Mahon an den Kriegsminister Palikao ein Telegramm, worin er sagte: „Ich bin mit etwas mehr als 100,000 Mann in Chesne. Ich weiß nichts von Bazaine. Wenn ich zur Vereinigung mit ihm marschire, werde ich vorn durch Theile der 1. und

---

zusprechen, daß der Staat für die Schäden aufkommen müßte, welche die vom Feinde überzogenen Gegenden erlitten, und hierbei that der Deputirte Ordinaire — nomen et omen — die läppische Aeußerung: „Der Monsieur Bonaparte, welchem wir alle die Schrecken dieses Krieges verdanken, muß alles bezahlen.“ Das Ministerium schien endlich zur Einsicht gelangt zu sein, daß mit der Lügnerei allein nicht mehr weiterzukommen wäre. Chevreau, der Minister des Innern, erklärte von der Rednerbühne herab: „Die Bevölkerung von Paris muß sich darauf gefasst machen, eine Belagerung auszuhalten“ — und sein Amtsgenosse Jérôme David gab eine Absicht kund, welche man kurz darauf in Ausführung zu bringen suchte. Er sagte nämlich: „Wir werden genöthigt sein, rings um Paris eine Einöde zu schaffen.“

2. deutschen Armee angegriffen, während zur gleichen Zeit das Heer des Kronprinzen von Preußen meine Rückzugslinie durchschneidet. Ich werde mich daher morgen auf Mézières zu bewegen, von wo ich, so die Umstände es erfordern, meinen Rückzug westwärts fortsetzen will.“ Hier war denn doch der Regierung mit aller wünschbaren Deutlichkeit und Bestimmtheit erklärt, daß Mac Mahon seine Vereinigung mit Bazaine für unmöglich ansähe und, wenn, wie es schiene, die Rheinarmee verloren gegeben werden müßte, wenigstens die Armee von Chalons retten wollte.

Palikao jedoch und seine Amtsgenossen wollten weder sehen noch hören oder vielmehr sie sahen und hörten nur eins: die allerdings deutlich genug herangrollende Revolte von Paris. Darum telegraphirte der Kriegsminister an den Marschall zurück: „Geben Sie Bazaine auf, so haben wir hier die Revolution (si vous abandonnez Bazaine, la révolution est dans Paris) und Sie selbst werden von der Gesammtmacht des Feindes angegriffen werden.“ Dann phantasirte der chinesische Graf mit wahrhaft klassischem Leichtsinn: „Nicht der Kronprinz ist in Chalons, sondern einer der Brüder des Königs und nur mit Reiterei. Sie täuschen sich, Sie haben ja 36, vielleicht sogar 48 Stunden Vorsprung vor dem Kronprinzen. Sie haben nichts vor Ihnen als einen Theil der deutschen Truppen, welche Metz blockiren.“ Und das genügte dem Kriegsminister noch nicht. Denn am folgenden Morgen (28. August) sandte er an Mac Mahon diesen Blitzbrief: „Im Namen des Ministerrathes und des Staatsrathes fordere ich Sie auf, Bazaine Hilfe zu bringen, indem Sie den Vorsprung von 30 Stunden, welchen Sie vor dem Kronprinzen von Preußen haben, ausnützen. Ich bin im Begriffe, das 13. Korps (Vinoy) gen Reims zu schicken[1]). Die Dynastie ist hin und

1) Nur eine Division von diesem in der Hauptstadt neugebildeten Armee-

wir sind es mit ihr, so Sie den Wunsch der Bevölkerung von Paris nicht erfüllen."

Die Schemenhaftigkeit des in Mac Mahons Hauptquartier spukenden Kaiserschemens wurde nach dem Eintreffen dieses Befehls recht augenscheinlich. Denn Napoleon rieth dem Marschall dringend („pressait le maréchal"), seine Absicht eines nordwärtsigen Rückzugs auszuführen. Allein Mac Mahon, von dem in dieser Klemme offenbar ward, daß er nur ein Soldat, kein Feldherr und kein Charakterkopf wäre, wollte nur vom Dienstreglement hören und wissen. Der Kriegsminister hatte befohlen. „Zu Befehl, Excellenz."

Der Marschall gehorchte oder versuchte wenigstens zu gehorchen.

Die Würfel waren also geworfen.

3.

Im Hauptquartier des deutschen Bundesfeldherrn zu Bar le Duc wurde am Abend vom 25. August der entscheidende Wurf gethan.

Im Laufe des Tages waren Meldungen eingegangen, welche den Abzug Mac Mahons von Chalons auf Reims nicht nur bestätigten, sondern auch besagten, daß der Marschall mit seiner Armee von Reims ostwärts aufgebrochen wäre, Metz zu.

Die Absicht Mac Mahons, dem blockirten Bazaine Entsatz zu bringen und folglich die Armee von Chalons mit der

---

korps kam nach Reims. Die zwei andern Divisionen (22,000 Mann) wurden auf der Eisenbahn nach Mézières gebracht, von wo sie der General Vinoy etliche Tage darauf so rechtzeitig nach Paris zurückführte, daß sie der Katastrophe von Sedan entgingen.

von Metz zu einem großen Schlage gegen die Deutschen zu vereinigen, war klar. Nicht weniger klar aber die Einsicht der deutschen Heerleiter, daß diese Absicht des Feindes zunichtegemacht werden müßte.

Bei Gelegenheit eines Besuches, welchen der Kronprinz von Preußen auf der Fahrt nach seinem Hauptquartier Révigny am 25. August seinem königlichen Vater in Bar le Duc abstattete, traten die deutschen Generale zu einer vorläufigen Berathung zusammen[1]. Derweil mehrten und vergewisserten sich die Nachrichten über Mac Mahons Marsch auf Metz. Der Entwurf zu einem Rechtsabmarsch der deutschen Maasarmee und zur Bereitstellung des kronprinzlichen Heeres zu einer großen Rechtsschwenkung wurde gemacht. Dann, nach der Wegfahrt des Kronprinzen, gingen Moltke und Podbielski zum Könige, den Entwurf vorzulegen, zu erläutern, zur Genehmigung zu empfehlen[2]. Die bundesfeldherrliche Zustimmung erfolgte und ohne eine Minute zu verlieren wurde zur Ausführung des großen und schwierigen Unternehmens geschritten. Entwurf und Vollziehung desselben haben mitsammen das Schicksal der Armee Mac Mahons entschieden und den Tag von Sedan gemacht.

Bevor es nachtete, überbrachte der Oberstleutnant Bronsart ins Hauptquartier des Kronprinzen nach Révigny und der Oberstleutnant Verdy ins Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen nach Fleury die bezüglichen Zusammenziehungs- und Marschbefehle des Bundesfeldherrn und noch im Laufe der Nacht wurde zur Ausführung dieser Befehle alles vorgekehrt.

Um aber das dem 3. deutschen Heer und der Maasarmee vorgesteckte neue Ziel zu erreichen, d. h. Mac Mahons Truppen zu fassen und, wo möglich, zu vernichten, bevor sie zu einer

1) Hassel, 202.

2) Generalstabswerk, I, 981.

Vereinigung mit ihren in Metz eingeschlossenen Waffengefährten gelangten, mußte den deutschen Kriegsleuten wiederum Höchstbeschwerliches zugemuthet werden. Zuvörderst, daß sie mit Beseitigung jeden Rasttages etliche Tage nach einander von der 4. Morgenstunde bis zur 10. Abendstunde marschirten, welche Gewaltmärsche durch die plötzliche und wesentlich veränderte — namentlich für die 3. Armee wesentlich veränderte Marschrichtung bedingt waren und durch die gewöhnlichen Witterungstücken des bekannten „gemäßigten" Klima's noch anstrengender gemacht wurden. Aber sie wurden trotz alledem gemacht und zwar so, daß ein Sachkenner diese Märsche mit allem was drum und dran füglich eine „großartigste" Vollbringung nennen durfte[1]). Die 3. Armee bog von ihrer bislang von Nancy weg eingehaltenen westwärtsigen Marschrichtung auf Paris plötzlich ab und wandte sich mittels einer scharfen Rechtsschwenkung gen Norden, um sich über Suippes auf Vouziers zu richten, während die Maasarmee, welcher

1) „Mit mustergiltiger Umsicht wurde der Vormarsch der einzelnen zahlreichen Kolonnen in der neuen Operationsrichtung dergestalt geordnet und festgesetzt, daß während aller dieser anscheinend so verwickelten Marschbewegungen nicht eine einzige Kreuzung der Kolonnen vorkam, obschon mehrfach, je nach den allmälig klarer hervortretenden Absichten des Feindes, abändernde Befehle ertheilt werden mußten. Die schnell und pünktlich ausgeführte Rechtsschwenkung einer über 200,000 Mann starken Armee und deren rechtzeitige Koncentrirung auf dem entscheidenden Punkte zählt unter die großartigsten Leistungen einer alles vorausberechnenden Heeresleitung. Eine besonders große Schwierigkeit bot die Regelung und Sicherstellung der Verpflegung dar. Bisher waren sämmtliche Verpflegungsnachschübe auf den direkten Vormarsch gegen Paris berechnet; die plötzliche und unvorhergesehene Seitwärtsschiebung, namentlich der 3. Armee nach Nordosten, veränderte alle ihre Verhältnisse dergestalt, daß sie neugeordnet werden mußten. Auch diese Schwierigkeit wurde jedoch durch umsichtige und angestrengte Thätigkeit der mit der Verpflegung beauftragten Behörden soweit überwunden, daß die Truppen keinen Mangel zu leiden hatten." Borbstädt, 400.

man die 2 baierischen Armeekorps als Verstärkung zur Verfügung stellte, von Verdun her durch das obere Maasthal abwärts über Dun und Stenay zog, darauf achtend, daß die Spitzen ihres linken Flügels allfort Fühlung hatten mit den Spitzen des rechten Flügels der 3. Armee. Mitten zwischen den beiden Heeren bewegte sich das bundesfeldherrliche Hauptquartier vorwärts: am 26. August war es in Clermont, am 29. in Grand-Pré.

An ebendiesem 29. Augusttage beabsichtigte Mac Mahon den Maasübergang seiner Armee zu bewerkstelligen, nachdem dieselbe am Tage zuvor nur wenige Kilometer zurückgelegt hatte. Das Sturmregenwetter spielte auch den Franzosen übel mit, um so mehr, als ihr Verpflegungswesen nur ein Unwesen war. Die Truppen hatten vom Hunger und Durst zu leiden, die Unsicherheit der Führung benahm ihnen das Vertrauen, der Zwang der Disciplin ließ mehr und mehr nach, das ganze Fuhrwesen wurde zum hinderlichen Wirrsal und die augenscheinliche Verdrossenheit der Offiziere steigerte den Missmuth der Soldaten [1]). So war der Marsch vom 28. August nur ein richtiger Schneckenmarsch gewesen, während dessen die Nähe des Feindes sich schon sehr spürbar gemacht hatte. Schon umschwärmten ja deutsche Husaren und Ulanen die französischen Kolonnen, schon langten die Deutschen mit den Vorhutspitzen ihrer Heersäulen nach Vouziers, Grand-Pré und Buzancy. Also um jeden Preis vom linken Ufer der Maas hinüber auf das rechte! Und dann? Dann weiter nach Montmédy und Metz, so Gott es wollte und die Deutschen es geschehen ließen.

Wenn die französische Armee bewegungsfähiger gewesen wäre, als sie aus den vorhin erwähnten Gründen war, hätte

1) Siehe die Aussagen des Marschalls Mac Mahon über die Zustände und Stimmungen in seiner Armee vor der parlamentarischen Untersuchungskommission. Enquête parlem. I, 32—39.

sie am 29. August es unschwer dahin bringen können, die Maas zu überschreiten, was ja schlechterdings geschehen mußte, falls der Marschall nicht diesseits des Flusses eine Schlacht annehmen wollte. Denn er hatte ja jetzt die volle Gewißheit, daß er rück- und seitlängs von sehr bedeutenden feindlichen Streitkräften bedroht wäre und bald bedrängt sein würde. Hatte doch schon am 27. August beim Dorfe Buzancy eine sächsische Ulanenschwadron einen verwegenen Anfall auf zwei Schwadronen vom 12. Chasseursregiment gemacht, den Oberst desselben gefangen und die französischen Reiter in die Flucht gejagt und heute, am 29. August, hatte die Nachhut vom 5. französischen Korps bei Nouart ein hitziges Fechten mit der Vorhut des 12. deutschen Korps (Sachsen). Der Feind war also da und griff an, wo immer er auf Rothhosen stieß [1]). Hinüber demnach eilends über die Maas, hinüber! Aber das war eben nur eine Eile mit Weile. Nur ein einziges Korps der Armee, das 12., gelangte noch am Abend vom 29. August über den Fluß und zwar bei Mouzon. Frühmorgens am folgenden Tage ging dann das 1. Korps bei Rémilly hinüber. Das 5. Korps nächtigte bei Beaumont, das 7. bei Oches. Der 30. Augusttag dämmerte kaum, als Mac Mahon in den Beiwachten dieser beiden Truppenkörper erschien, um sie anzueifern, sich zu beeilen, ebenfalls über den Fluß zu kommen [2]). Das 5. Korps sollte geradenwegs nach Mouzon marschiren, das 7. über Stonne und Raucourt auf Mouzon und Villers. Mit dem letzteren brach sein Führer Douay ungesäumt auf,

---

1) An demselben Tage bestanden Vortrabsreiter von der 3. deutschen Armee ein für Reiter nicht gewöhnliches Abenteuer. Zwei auf Kundschaft gerittene Husarenschwadronen langten vor dem Dorfe Voncq an, welches sie von Turkos und Linieninfanteristen besetzt fanden. Unzögerlich stiegen sie von den Pferden, erstürmten zu Fuß das Dorf und machten viele Afrikaner zu Gefangenen.

2) Enquête parlem. I, 36.

kam aber doch durch den engen Thaleinschnitt von Stonne nur mühsälig voran. De Failly dagegen nahm sich Zeit, in Beaumont gemächlich zu frühstücken und ließ sich nach allen Regeln des Leichtsinns und der Lässigkeit von den Deutschen überraschen und schlagen [1]).

Uebrigens standen die Sachen am 29. August schon also, daß dem Marschall auch im glücklichsten Falle, d. h. wenn er alle seine Truppenkörper heil und ganz auf das rechte Maasufer brachte, keine andere Wahl mehr blieb, als zu einer Entscheidungsschlacht sich zu stellen. Ein Durchbrechen auf Montmédy, beziehungsweise auf Metz, war schon nur noch ein Phantasiebild, das die herbe Wirklichkeit rasch zerstören mußte. Denn maßen an diesem Tage die deutsche Maasarmee rechts von der französischen zwischen dieser und Metz und die 3. deutsche Armee links von der französischen zwischen dieser und Reims stand, so war die Umgarnung der Franzosen großentheils schon vollzogen und der Generalstabschef des Kronprinzen von Preußen, General von Blumenthal, konnte und durfte, als er am Abend die Summe der von den Korpsführern und den Vorpostenkommandanten eingegangenen Meldungen überschlug, das zuversichtliche Wort verlauten lassen: „Jetzt haben wir die feindliche Armee! Sie ist verloren."

Aber sie wehrte sich wacker, bevor sie zugestand, daß sie „verloren". Tausende der Treiber und Jäger beim großen „Kesseltreiben" von Sedan mußten bluten, bevor auf dem Hügel von Fresnois das Hallali geblasen werden konnte.

1) De Failly hat („Opérations et marches du 5e corps", 45) zu seiner Entschuldigung angeführt, daß seine Truppen erst in der Nacht, die Nachhut sogar erst um 5 Uhr Morgens in Beaumont angekommen seien, ausgehungert und ganz erschöpft. Das ist wahr. Aber wenn der General nicht im Stande war, frühmorgens von Beaumont aufzubrechen, so durfte er um so weniger alle Vorsichtsmaßregeln so sträflich vernachlässigen, wie er that.

Freilich, die deutsche Vorübung zum Kesseltreiben, die Schlacht von Beaumont, ist für die Franzosen nichts weniger als glänzend ausgefallen.

Die Geschichte dieser Schlacht vom 30. August ist, zum kürzesten Ausdruck gebracht, diese: Das 5. französische Armeekorps wurde von den Deutschen bei Beaumont überrascht und mitsammt dem ihm zur Hilfe kommenden 7. Korps unter großen Verlusten über die Maas geworfen [1]).

Der Marschall Mac Mahon war, nachdem er, wie erwähnt worden, in der Morgenfrühe vom 30. August den Uebergang seines 1., 5. und 7. Korps vom linken auf das rechte Maasufer angeordnet und betrieben hatte, in sein Hauptquartier Carignan gegangen, wo sich auch der Schatten von Kaiser befand. Es ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, aber doch als sehr wahrscheinlich zu bezeichnen, daß er schon jetzt, noch bevor das Unglück bei Beaumont geschah, jeden Gedanken, in der Richtung auf Metz weiterzukommen, aufgegeben hatte. Konnte es ihm doch dannzumal nicht mehr unbekannt sein, daß die vorsichtige deutsche Heerleitung, um jedem Vorkommniß begegnen zu können, 2 Armeekorps von der Blockirungsarmee um Metz ab- und bis Etain vorgeschoben hatte [2]). Aber auch davon ganz abgesehen, mußte er sich, so er sich nicht selber täuschen wollte, gestehen, daß seine Lage eine ver-

1) Blume, 6. Die Schlacht von Beaumont hat in dem Pfarrer des Ortes, dem Curé Defourny, einen wohlunterrichteten und wahrheitgetreuen Beschreiber gefunden („La bataille de Beaumont“). Mit dem Büchlein des geistlichen Herrn ist zusammenzuhalten das Kapitel „Beaumont“ in Theodor Fontane's höchst lehrreichem Buch „Aus den Tagen der Okkupation“, II, 86 fg. Fontane's topographische Schilderungen beruhen durchweg auf Selbstschau und auf genauer Untersuchung der Bodenverhältnisse und Oertlichkeiten.

2) Diese 2 Korps wurden übrigens schon am 30. August wieder zur Einschließungsarmee von Metz zurückbefehligt. So sicher war die deutsche Heerleitung der Sachlage an der Maas.

zweifelte. Denn er konnte ja nicht mehr vorwärts gen Osten, er konnte nicht mehr rückwärts gen Westen und der Weg gen Süden war ihm ebenso verlegt. Blieb demnach nur noch der Ausweg gen Norden, d. h. entweder mußte sich die französische Armee über die belgische Gränze jagen lassen oder aber sie mußte, gestützt auf die Festung Sedan, welche übrigens den neuzeitlichen Angriffsmitteln gegenüber nur eine schwache Stütze bot, den Deutschen zu einem Entscheidungskampfe die Stirne bieten. Was die Franzosen, so lange das Kämpfen überhaupt eine Möglichkeit, wählen würden, konnte nicht zweifelhaft sein. Wann im Laufe des Tages der Marschall die Wahl getroffen, ist nicht völlig klarzustellen; daß er sie gegen Abend zu traf, ist gewiß, obzwar etliche Truppentheile nicht früher als in den ersten Stunden vom folgenden Tage verständigt wurden, daß die ganze Armee auf Sedan sich zurückziehen müßte [1]).

Derweil waren am Abend vom 29. August aus dem bundesfeldherrlichen Hauptquartier zu Grand-Pré Weisungen für den weiteren Vormarsch der Deutschen am nächsten Tag ergangen. Die Maasarmee sollte — das 4. Korps voran, hinter demselben und theilweise auf gleicher Höhe mit ihm das 12. Korps, während die preußischen Garden den Rückhalt bildeten — zum Angriff auf Beaumont vorgehen. Von der 3. Armee wurde das 1. baierische Korps, unmittelbar gefolgt vom 2., über Buzancy auf Sommauthe gelenkt, das 5. Korps über Briquency und Authe auf Pierremont und Oches, das 11. Korps über Vouziers auf Le Chesne, die wirtembergische Division über Mouron und Longwé auf La Chesne und Chatillon. Das 6. Korps sollte westlich des Argonnerwaldes auf Vouziers

1) „C'est à deux heures du matin que le commandant de Bastard, attaché à l'état-major du maréchal, nous (das 7. Korps, während es im Maasübergange begriffen war) apprend que l'armée entière se porte sur Sedan.“ Bibesco, 116.

marschiren und dort haltmachen. Die 2. Reiterdivision wurde über Senuc auf Buzancy vorgeschickt, die 4. über Quatre Champs auf Chatillon, die 5. auf Tourteron, die 6. auf Semuy. Man erkennt leicht, daß alle diese Marschbefehle darauf berechnet waren, den Feind über die Maas und in den schmalen Landstreifen zwischen dem rechten Ufer des Flusses und der Gränze von Belgien hinein zu treiben.

Der Kronprinz von Sachsen hatte zum Vormarsch der in der angegebenen Ordnung ziehenden Maasarmee nur die eine von Stenay nach Beaumont führende Straße. Um jedoch „in breiterer Front" zum Angriff kommen zu können, scheuten Führer und Truppen die Misslichkeit und Mühsal nicht, nebenan laufende Berg- und Waldfußpfade zur Hilfe zu nehmen und sogar die Geschütze auf solchen Wegen vorwärts zu schaffen[1]).

Der General De Failly hatte keine Ahnung von dem, was für sein Korps hinter dem Waldvorhang südwärts von Beaumont sich entwickelte. Auf den Höhen nördlich von dem Orte hatte er seine Truppen gelagert, mit Ausnahme von einer halben Division, welche südlich von Beaumont gegen den erwähnten, von der Hochebene von Belval sich herabsenkenden Waldvorhang zu in ihrem Zeltlager stand. Da erst um Mittag zum Marsch auf Mouzon angetreten werden sollte, gaben sich Offiziere und Soldaten, die Sorglosigkeit ihres Generals theilend, der Ruhe oder auch der Bereitung und dem Genuß ihres Frühstückes hin. Infanteristen hatten ihre Gewehre behufs der Reinigung auseinander genommen, Artilleristen ritten ihre Pferde zur Tränke. Daß schon binnen wenigen Minuten deutsche Granaten störsam in dieses kriegerische Morgenidyll fallen würden, ließ sich keiner träumen.

1) Vgl. den anschaulichen Bericht eines Offiziers von der 8. Division über diesen Berg- und Waldmarsch bei Fontane, Der Krieg gegen Frankreich, I, 428 fg.

Mehr noch: selbst gewarnt, verharrten Generale und Soldaten in ihrem unverantwortlichen Leichtsinn[1]).

Hart am Waldsaume südlich von Beaumont liegen unweit von einander eine Ziegelei und das Hospiz Maison Blanche. Jene war im Besitze der Familie Burdo. Die Witwe Burdo war mit Brotbacken beschäftigt, als sie vom Walde her ein dumpfes Brausen vernahm. Sie trat vor das Haus und blickte zum Wald hinüber. Da sah sie zwischen den Stämmen Helmspitzen und Bajonnette blitzen und vernahm das Fußgestampf von Mann und Roß. Sie wendet sich, eilt den Abhang hinunter und stürzt in das Lager ihrer Landsleute mit dem Schreckensruf: „Die Preußen kommen über euch!" Lachend entgegnen die Soldaten: „Wir kochen ihnen ja schon die Popotte, Mütterchen." Der Sohn der Zieglerin, Jean Baptiste Burdo, war, während seine Mutter ins Lager lief, in das Städtchen gelaufen, in welches aber schon vor ihm seine Schwester Constance und sein Nachbar, der Pächter Jurion, den Alarmruf getragen hatten. Vergebens. Jurion begegnete einem General auf der Straße und trat ihn an mit der Warnung: „Die Preußen sind im Walde dicht bei der Ziegelei!" Der General sagte: „Ihr lügt!" und ging vorüber. Jean Burdo seinerseits eilte zum Hause des Maire, wo, wie er hörte, De Failly mit seinen Generalen beim Frühstück saß. Im Hausflur stieß er auf einen Brigadegeneral, dem er zurief: „Die Preußen sind im Bois Dieulet, 2 Kilometer von hier: ich habe sie mit diesen meinen Augen gesehen." Worauf der General: „Bah, lieber Freund, Ihr irrt euch; es sind wohl nur ein paar Ulanen gewesen." Burdo beharrte: „Nein, Herr General, es sind Massen, es ist eine ganze Armee."

1) Gewährsmann für das Nächstfolgende ist der Curé Defourny mit den bestimmten und genauen Angaben in seiner schon erwähnten, i. J. 1871 zu Brüssel erschienenen Monographie über die Schlacht von Beaumont.

Der General wußte hierauf nichts zu thun als zu fragen: „Wie weit ist's von hier nach Mouzon?“ Im Pfarrhause waren Militärärzte und Intendanturbeamte beim Frühstück, als Bauersleute von Sommauthe jammernd hereinkamen und klagten: „Die Feinde sind in unserem Dorf!“ Man hatte nicht Zeit, ihnen zu antworten, denn die Thüre wurde aufgerissen und eine erhitzte und athemlose Frau rief in das Zimmer herein: „Ihr Herren, die Preußen sind über euch!“ Es war die Vorsteherin von Maison Blanche, welche gesehen, was ihre Nachbarin von der Ziegelei sah, und wie diese als Warnerin herbeieilte. Der Pfarrer Defourny sagte: „Madame, eilen Sie nach der Mairie, wo die Generale versammelt sind, und rufen Sie mit derselben Entrüstung wie hier in den Speisesal hinein: Die Preußen sind über euch!“ Die Frau that so, konnte aber nur mit Mühe, ja fast nur mit Gewalt zu De Failly dringen, welchen seine Adjutanten und Ordonnanzen nicht beim Frühmahl gestört wissen wollten. Der General hörte dann die Warnerin an, ließ sich auf einer an der Wand hängenden Karte der Umgegend die Stelle zeigen, wo sie Preußen „gesehen haben wollte“, dankte für die Mittheilung und — frühstückte weiter.

Da, horch, eine andere Warnungstimme, eine Warnerin, auf die man hören, die man beachten mußte: — die erste deutsche Granate, von der 4., vom Hauptmann Wermelskirch befehligten leichten Batterie des 4. Feldartillerie-Regiments gefeuert, kracht 15 Minuten nach 12 Uhr vom Waldsaum her in das Franzosenlager hinein[1]).

1) Der Hauptmann Wermelskirch ist durch die ersten Chassepotschüsse, welche die Franzosen zum Waldrande heraufsandten, dreifach verwundet worden und lag 3 Wochen beim Curé Defourny, der den kranken Feind sorgfältig pflegte. Der Genesende erzählte seinem Wirthe: „Als wir die gänzliche Sorglosigkeit bemerkten, welche im französischen Lager herrschte, widerstand es uns eigentlich, so ohne weiteres unsere Granaten in das-

Der Schuß kam aus einem Geschütz vom 4. Armeekorps, welches an diesem Tage das meiste zu thun und zu leiden hatte. Die 5000 Franzosen im Lager südlich von Beaumont, deren General Lespart mit den meisten Stabsoffizieren drinnen im Städtchen war, wurden in der beschriebenen Verfassung so vollständig überrascht, daß die in ihre Mitte schlagenden preußischen und sächsischen Granaten von ihnen weggeleugnet worden wären, so das möglich gewesen. Aber auch in der gränzenlosen Verwirrung dieser Stunde verleugnete die französische Tapferkeit sich keineswegs. In kleineren und größeren Haufen, wie der Zufall sie zusammenwürfelte, warfen sich die Ueberrumpelten mit rasch aufgerafften Waffen den aus dem Walde hervorbrechenden Deutschen entgegen. Umsonst. Schon war das deutsche Fußvolk im Lager, schlug die zusammenhangslose Vertheidigung nieder und trieb die Franzosen nach Beaumont hinein, durch welches hindurch sie in wüstem Wirrwar nach den nördlich vom Orte gelegenen Anhöhen und unter den Schutz ihrer dort gelagerten Korpsgenossen sich retteten. Ihr Geschütz, ihr Gepäck und ihr Gezelt hatten sie zurück- und den Deutschen überlassen müssen, welche sich die namentlich in den Offizierezelten vorgefundenen guten Frühstücksbissen baß munden ließen.

De Failly, so unsanft dem Frühmahlsbehagen in der

---

selbe hineinzuschicken. Auch wurde wirklich der Vorschlag gemacht, zuvörderst einen bloßen Avis-Schuß zu thun. Allein von anderer Seite gab man zu bedenken, daß im Kriege alle Vortheile benützt werden müßten, und so ließ ich Feuer geben. Es ist schwer und peinlich zugleich, den Eindruck zu beschreiben, welchen dieser erste Granatschuß hervorbrachte. Ich wandte mich ab und ließ mein Pferd eine Wendung machen. Im selbigen Augenblick erhielt ich eine Chassepotkugel. Gleich darauf wurde mein Pferd getroffen und schleuderte mich 10 Schritte weit weg. Ich stand wieder auf und führte mein Kommando fort, allein sofort von einer zweiten und dritten Kugel getroffen, stürzte ich nieder und büßte das Bewußtsein ein."

Mairie entrissen, nahm in seiner Stellung nördlich von dem Städtchen den Kampf auf. Allein die ganz unleugbare Bravheit, womit seine Truppen geraume Weile sich schlugen, vermochte nicht zu hindern, daß Fortgang und Ende des Treffens dem Anfang entsprachen. In dem Maße, als die Deutschen mehr und mehr Truppentheile vom 4. und 12., sowie vom 1. baierischen Korps zum Angriff vorzuschicken vermochten, wurden die Höhen hinter Beaumont für die Franzosen unhaltbar und mußte sich Failly, um nicht links durch die Sachsen, rechts durch die Preußen und Baiern umflügelt und von der Maas abgeschnitten zu werden, zum Rückzug auf Mouzon entschließen, von woher ihm auf seine Bitten der General Lebrun nach und nach 3 Brigaden vom 12. Korps zur Hilfe sandte. Dieser Unterstützung hatte das hart mitgenommene 5. Korps es zu danken, daß es seinen Rückzug an und über die Maas wenigstens ohne völlige Zerrüttung zu bewerkstelligen vermochte. Ein Reiterregiment vom 12. französischen Korps, das 5. Kürassirregiment, opferte sich heldisch, um den letzten Andrang der deutschen Verfolger aufzuhalten[1]. Das 7. französische Korps, gleichfalls, wie wir wissen, auf dem Marsche zur Maas begriffen, vermochte zur Unterstützung des 5. soviel wie nichts zu thun, da es selber durch die von Beaumont herstürmenden Baiern, sowie von andern Truppentheilen der 3. deutschen Armee bedroht war, auch angegriffen wurde und alle Kräfte anspannen mußte, um an den Fluß zu kommen, den es endlich in großer Un-

1) Der Oberst des tapfern Regiments, Contenson, fiel bei dem Angriff, welchen dasselbe auf deutsches Fußvolk machte, um dem zur Flucht gewordenen Rückzug der Truppen vom 5. Korps Luft zu schaffen. Das Regiment wurde aufgerieben. Was von den Kürassiren nicht unter den deutschen Kugeln gefallen, wurde in die Maas getrieben und suchte schwimmend über den Fluß zu kommen. Aber in Folge der Erschöpfung der Pferde ertrank die Mehrzahl der Mannschaft.

ordnung erreichte. Hätte das hereingebrochene Nachtdunkel der deutschen Verfolgung nicht ein Ziel gesetzt, so mußte am Abend vom 30. August über das 5. und das 7. Korps der Armee von Chalons eine vernichtende Katastrophe ergehen. Denn wie wehrlos dazumal diese Truppen waren, das zeigt die wirrsälige Unbehilflichkeit, womit sie die Nacht hindurch ihren Maasübergang bei Mouzon und bei Rémilly bewerkstelligten [1]).

Auf beiden Seiten hatte der Tag beträchtliche Einbußen gebracht. Die Deutschen zählten 43 todte und 102 verwundete Offiziere, 622 todte und 2580 verwundete Soldaten. Die Franzosen verloren, ihren Angaben zufolge, an Todten und Verwundeten 1800 Mann, über 2000 unverwundete Gefangene, 42 Geschütze und viel anderes Kriegszeug.

Nur mit großen Opfern also war die Armee Mac Mahons dazu gelangt, die Maas zwischen sich und den Feind zu legen. Allein sie sollte bald innewerden, daß dieser Wasserlauf keine sichernde Linie für sie wäre, kein Hinderniß, das die deutschen Treiber und Jäger aufhielte.

Im Hauptquartier zu Carignan verstand man die Schicksalsschwere der Niederlage von Beaumont nicht oder wollte sie nicht verstehen. Oder auch konnte man aus dem Lügen gar nicht mehr herauskommen. Denn um 6 Uhr Abends sandte der „Kaiser“ nach Paris das Telegramm: „Heute hat es einen Zusammenstoß gegeben, der nicht von Bedeutung war (il y a eu un engagement aujourd'hui sans grande importance).“

Am Tage zuvor hatte sich in der französischen Hauptstadt etwas zugetragen, was drei Tage später dem Unglück Frankreichs ein nicht unwichtiges neues Element zuführte.

---

1) Zeugniß hierfür legt die Schilderung ab, welche der Augenzeuge Prinz Bibesko entworfen hat (Belfort, Reims, Sedan, 112—116).

Der General Wimpffen nämlich, eilends aus Algier berufen, um den endlich auch in den Augen seiner Mitbonapartisten unmöglich gewordenen General De Failly im Kommando des 5. Korps zu ersetzen, war im Begriffe, den Eisenbahnwagen zu besteigen, um sich über Soissons und Reims zur Armee zu begeben, als er von einem Adjutanten Palikao's angetreten wurde, welcher ihm diese Zuschrift von der Hand des Kriegsministers übergab: „Mein lieber General! Falls dem Marschall Mac Mahon ein Unglück begegnen sollte, so übernehmen Sie den Befehl über die Truppen, welche gegenwärtig unter seinem Kommando stehen. Ich will Ihnen einen Bestallungsbrief (une lettre de service) nachschicken, welcher diese Angelegenheit in Ordnung bringt und von welchem Sie, wenn es nöthig, Gebrauch machen werden" [1]).

4.

„Die Vorbewegung des Heeres soll morgen in aller Frühe fortgesetzt werden. Wo sich der Gegner noch diesseits der Maas stellt [2]), ist er energisch anzugreifen und auf möglichst engen Raum zwischen diesem Fluß und der belgischen Gränze zusammenzudrängen. Die Maasarmee erhält die

1) Le général de Wimpffen, „Sedan", 124. Zwei Seiten vorher gibt der General einen Wink, daß eine Hauptsorge des schon in seine Agonie getretenen Bonapartismus der eitle Phrasenmacher Trochu war. Palikao sagte zu Wimpffen: „Il est possible que le général Trochu cherche trop à grandir sa personnalité et qu'il agisse au détriment de l'ordre établi. Il est possible qu'il devienne un homme embarrassant; dans ce cas, votre valeur nous permettrait de vous confier sa place."

2) Er stellte sich „diesseits" nicht mehr.

Aufgabe, dem französischen linken Flügel ein Ausweichen in östlicher Richtung zu verwehren; es empfiehlt sich hierbei, daß zwei Korps auf dem rechten Maasufer vorgehen und einer etwaigen Aufstellung des Feindes bei Mouzon in Flanke und Rücken fallen. Die 3. Armee hat sich gegen die Front und die rechte Flanke desselben zu wenden, auch mittels Einnahme starker Artilleriestellungen auf den Höhen des diesseitigen Maasufers die Lager und Truppenbewegungen in der vorliegenden Thalniederung zu beunruhigen. Sollte der Feind auf belgisches Gebiet übertreten und nicht sogleich entwaffnet werden, so ist er ohne weiteres dorthin zu verfolgen" [1]).

Dies der erste Entwurf zum Kesseltreiben von Sedan, wie ihn zwischen 11 und 12 Uhr Abends am 30. August der Bundesfeldherr in seinem Hauptquartier zu Buzancy ausgab. Die Armeebefehle, welche der Kronprinz von Preußen um 3 Uhr des Morgens vom 31 August aus seinem Hauptquartier Pierremont und der Kronprinz von Sachsen 3 Stunden später aus seinem Hauptquartier Beaumont erließen, ordneten die Ausführung des bundesfeldherrlichen Entwurfes und wiesen jedem Truppenkörper seine Marschrichtung und Aufgabe genau und bestimmt an.

In Folge dieser Bestimmungen wurde der 31. Augusttag mit Marschiren verbracht. Einiges scharfe Fechten gab es nur da oder dort, wo deutsche Vorhutspitzen mit französischen Nachhuttruppen in Berührung kamen. So bei Carignan und Douzy. Der Tagmarsch aber brachte von der Maasarmee das preußische Gardekorps bis auf das rechte Ufer des Chiers

1) Schon am Nachmittag vom 30. August hatte der Bundeskanzler Bismarck vom großen Hauptquartier aus den deutschen Gesandten in Brüssel telegraphisch angewiesen, die belgische Regierung auf die Möglichkeit einer Ueberschreitung der Gränze vonseiten französischer Truppen aufmerksam zu machen und für diesen Fall die sofortige Entwaffnung der Ueberschrittlinge zu verlangen. Generalstabswerk, I, 1112.

bei Carignan, das 12. Korps bis Mairy, das 4. Korps bis Mouzon. Von der 3. Armee gelangte das 1. baierische Korps bis Rémilly, das 2. bis Raucourt, das 5. Armeekorps bis Chéhery, das 11. bis Donchery, die wirtembergische Division bis Boutancourt, das 6. Armeekorps erreichte Attigny und Semuy. Der Kronprinz von Sachsen nächtigte in Mouzon, der Kronprinz von Preußen in Chémery, der Bundesfeldherr in Vendresse. Während der Fahrt desselben von Buzancy nach Vendresse hatte unterwegs in Chémery ein kurzer Rathschlag des Königs und seines Sohnes mit Moltke, Podbielski und Blumenthal statt. Es galt, die letzten Anordnungen zur Fortsetzung und Vollendung der im größten Stil angelegten Treibjagd zu treffen, wie eine solche bislang noch niemals angestellt worden.

Dieselbe zum Ende zu führen, d. h. die französische Armee in den Kessel von Sedan hineinzutreiben und daselbst einzuschließen, dafür war am 31. August von den Deutschen viel gethan worden. Fasst man die Marschziele ins Auge, welche ihre Heersäulen an diesem Tage erreichten, sowie die Orte, allwo am Abend die drei Hauptquartiere sich befanden, so wird einleuchtend, daß die beiden Flügelenden der riesigen Fangzange, womit die Deutschen den Feind zu fassen trachteten, vom Osten, Süden und Westen her weitausgreifend schon in nordöstlicher und nordwestlicher Richtung sich verlängerten, um schließlich nördlich von Sedan zusammenzuklappen. Dieses Zusammenschließen eines undurchbrechlichen Ringes von Eisen und Feuer um die unglückliche, mit verzweiflungsvoller Tapferkeit gegen die zermalmende Umklammerung sich sträubende Streitmacht der Franzosen ist zweifelsohne eine der schönsten strategischen und taktischen Handlungen, welche im Buche der Geschichte verzeichnet sind, ja, um ihrer außerordentlichen Ergebnisse willen, geradezu einzig in ihrer Art. Ein an der Spitze einer Armee von 100,000 Mann mitsammt diesen ge-

fangen genommener Kaiser war noch nicht dagewesen und also gab es hier allerdings einmal etwas neues unter der Sonne.

Bei der Berathung in Chémery war festgestellt worden, daß die Franzosen das linke Ufer der Maas vollständig geräumt hätten und in der unmittelbaren Umgebung von Sedan gesammelt ständen. Die deutsche Heerleitung mochte sich aber nicht für überzeugt halten, daß der Feind unter für ihn so ungünstigen Verhältnissen, wie sie am Abend vom 31. August unverkennbar waren, eine Schlacht annehmen würde. Man ging in Chémery vielmehr von der Annahme aus, er werde trachten, so oder so der freilich schon nahebei vollendeten Umflügelung sich zu entringen, nämlich entweder mittels einer eiligen, westwärtsigen Fortsetzung seines Rückzugs über Mézières oder auch mittels eines freilich verzweifelten Vorbrechens gen Carignan oder endlich mittels der Flucht nach Belgien. Deutscherseits war man aber entschlossen und bereit, keine dieser Möglichkeiten zur Wirklichkeit werden zu lassen. Zu diesem Ende wurde angeordnet, daß am folgenden Tage, dem 1. September, der linke Heerflügel der Deutschen die Maas unterhalb von Sedan überschritte, um einen Rückzug der Franzosen auf Mézières zu verhindern. Also sollten frühmorgens das 11. und das 5. Korps über Donchery auf Brigne aux Bois rücken und sollten die Wirtemberger bei Dom le Mesnil über den Fluß gehen und sich bereithalten, nach Bedarf gegen Mézières Front zu machen oder den auf Brigne marschirenden Truppenkörpern zum Rückhalt zu dienen. Die Baiern wurden angewiesen, mit ihrem 1. Korps von Rémilly her das Vorgehen des rechten Heerflügels, der Maasarmee, zu unterstützen und mit ihrem 2. Korps am linken Maasufer das Hügelgelände gegenüber von Sedan und Donchery, den Raum zwischen den Dörfern Wadelincourt und Fresnois zu besetzen, um ein allfällig südwärtsiges Ausbrechen der feindlichen Armee zu verwehren.

Diese Weisungen erhielten aber noch am Abend vom 31. August eine bedeutsame Abänderung oder vielmehr Verschärfung. Erkundungsberichte, welche der Oberstleutnant Brandenstein vom Generalstab in Vendresse abstattete, schienen nämlich die Ansicht, daß die Franzosen so rasch wie möglich in der Richtung auf Mézières durchzubrechen beabsichtigten, dergestalt zu vergewissern, daß Moltke um 8 Uhr einen Eilboten nach Chémery sandte mit der Aufforderung, die Truppenbewegung über die Maas und jenseits derselben nordwärts nach Thunlichkeit noch im Laufe der Nacht vor sich gehen zu lassen. Um 10 Uhr wurden die bezüglichen Befehle von dem Führer der 3. Armee erlassen, worunter auch dieser, das 1. baierische Korps sollte die ihm zunächst gegenüberstehenden feindlichen Truppentheile angreifen, um sie festzuhalten und dadurch Stockung oder wenigstens Verzögerung in den Abzug der Franzosen gen Westen zu bringen. Von diesen seinen Maßnahmen setzte der Kronprinz von Preußen den von Sachsen sofort in Kenntniß und daraufhin wurde um 1 Uhr in der Nacht zu Mouzon beschlossen, noch vor Tagesanbruch die Truppen der Maasarmee zusammenzuziehen, um dieselben frühmorgens vorwärts und zum Angriff auf den Feind führen zu können, — zum Angriff, welcher den doppelten Zweck haben sollte, die Franzosen bei Sedan so lange festzunageln, bis die 3. Armee die nöthige Zeit gehabt, einem Abzug derselben in westlicher Richtung sich vorzulegen, und weiterhin mittels Vorstreckung des rechten Flügels der Maasarmee gen Norden und Nordwesten das Entweichen des feindlichen Heeres nach Belgien zu verunmöglichen. Demnach ging dem preußischen Gardekorps die Weisung zu, über Pouru aux Bois und Pouru St. Remy auf Villers-Cernay und Francheval, und dem 12. Korps der Befehl, von Douzy her über Lamécourt auf La Moncelle vorzugehen. Vom 4. Korps sollte eine Division auf dem linken Maasufer nach Rémilly rücken, um

zur Unterstützung des 1. baierischen Korps bereit zu sein, die andere Division sollte sich in dem Zwickel zwischen der Maas und dem Chiers aufstellen, um nach Bedarf diesem oder jenem Theile der Schlachtlinie zum Rückhalt zu dienen. Spätestens zur 5. Morgenstunde müßten die Waffen aufgenommen und die bezeichneten Bewegungen angehoben werden.

Der Art haben die Deutschen das große Kampfspiel vom 1. September 1870 in Scene gesetzt und zur Aufführung vorbereitet .....

Der Rückzug der Franzosen auf Sedan, welcher in großer Verworrenheit und unter häßlichen Scenen soldatischer Zuchtlosigkeit erfolgte, ist nicht, wie oberflächliche Urtheiler wollten, ein unglücklicher Zufall gewesen, sondern das logische Ergebniß des heimlichen Krieges, welcher seit dem Aufbruch der französischen Armee von Chalons zwischen dem Hauptquartier Mac Mahons und der Regierung in Paris geführt worden war. Urtheilsberechtigte Franzosen haben dies offen zugestanden [1]). Der größere Theil der Schuld fällt fraglos auf Palikao und Genossen. Sie haben aus selbstsüchtiger Revolutionsfurcht den ganzen Feldzug des Marschalls verdummheitet. Aber Mac Mahon hätte sich denselben eben nicht verdummheiten lassen sollen. Er mußte doch wissen, daß die Leitung der Armeen von Ministerkabinetten aus allzeit ein Unsinn gewesen.

Napoleon, welcher am Abend vom 30. August ganz gut wußte, daß er eine Lüge nach Paris telegraphirt hatte, weil er die „importance“ der Schlacht von Beaumont recht wohl kannte, brach um 7 Uhr desselbigen Abends von Carignan

1) „Sedan n'est plus un hasard, c'est la résultante de tout ce qui s'accomplit depuis huit jours. On dirait qu'un destin implacable a désigné d'avance la malheureuse ville comme le point mystérieux où doit expirer le dernier effort d'une armée française, où va s'achever la grande manoeuvre de l'ennemi, impatient de saisir et d'étreindre sa proie“. De Mazade, I, 217.

auf gen Sedan. Es war eine peinliche Fahrt, welche die ganze Nacht währte, weil alle Straßen durch Truppenkolonnen, Geschütz- und Wagenzüge, sowie durch die Scharen der blindlings flüchtenden Bewohner der Argonnendörfer verstopft waren. Der Kaiser mußte unterwegs sehr unliebsame Zurufe, rohesten Soldatenspott sich gefallen lassen. Warum er auf den Rath Mac Mahons, von Carignan geradenwegs nach Mézières sich zu retten, nicht geachtet hatte, erklärt sich aus der leichtbegreiflichen Scheu, die Armee zu verlassen. Er kam erst am Morgen vom 31. August in Sedan an und nahm in der dortigen Unterpräfektur Quartier. Gleichzeitig mit ihm traf der Marschall ein, welchen ein Zeuge, der ihn an diesem Morgen sah, als „très-surexcité“ bezeichnet [1]). Verschiedene Generale, erschreckt durch die Zerrüttung, in welcher die Truppen in der Umgebung von Sedan anlangten, machten dem Kaiser und Mac Mahon bemerklich, daß mit einer solchen Armee kein ausgiebiger Widerstand mehr möglich und es daher rathsam, ja nothwendig wäre, ohne eine Stunde zu verlieren entweder gen Mézières weiterzuziehen oder aber, was wohl die einzige Rettung, sofort zu versuchen, über die belgische Gränze zu kommen. Es untersteht gar keinem Zweifel, daß wenigstens der Kaiser für seine Person noch nach Belgien hätte gelangen können, so er sogleich nach seiner Ankunft in Sedan nordwärts den Ardennen zu weitergeflohen wäre. Er that es nicht. Er wollte denn doch, statt so schmählich sich selbst und alles verloren zu geben, lieber noch sein Kaiserthum und seine Person auf eine letzte Schlachtkarte setzen. Der Marschall, obzwar die Sachlage nicht weniger düster ansehend, als sie war, entschied sich ebenfalls für dieses Wagniß,

1) Dieser Augenzeuge war De Sesmaisons, ein Adjutant des Generals Vinoy. Er sagt bei Charles Yriarte, „La retraite de Mézières“, 23: „Mac Mahon était très-surexcité; il declarait n'avoir dans toute sa vie militaire aucun souvenir aussi sombre que celui de la veille“.

wennschon seiner nachmaligen Aussage zufolge seine ursprüngliche Absicht gewesen war, in und bei Sedan nur so lange anzuhalten, als schlechterdings nöthig, die Armee wieder zu sammeln, zu ordnen und mit Proviant zu versorgen[1]).

Napoleon scheint in der von Stunde zu Stunde zunehmenden Verwirrung um ihn her, inmitten des Getöses begonnenen Zusammensturzes doch die Nothwendigkeit gefühlt zu haben, zu versuchen, ob das seiner Hand entglittene Skepter sich wieder erhaschen ließe, ob die Schattenhaftigkeit seiner Kaiserei noch einmal in Wesenhaftigkeit umzuwandeln wäre. Der Tag von Sedan hat den gebrochenen Mann noch einmal in den geschichtlichen Vordergrund gestellt, weil eben Rollenträger vom Schlage der Mac Mahon, Ducrot und Wimpffen nicht das Zeug hatten, seine Figur hinter den ihrigen verschwinden zu lassen. Thatsächlich war demnach der Kaiser auf französischer Seite der Mittelpunkt der Vorgänge vom 31. August und vom 1. September, obzwar er die Generale gewähren ließ, bis sie vollständig rath-, that- und hilfelos geworden.

Einen Hoffnungsschimmer glaubte Napoleon aufleuchten zu sehen, als ihm unlange nach seiner Ankunft in der Unterpräfektur in Sedan ein Adjutant des Generals Vinoy vorgeführt wurde, welcher mit einem Trupp von 400 Zuaven auf der Eisenbahn von Mézières gekommen war, um zu melden, daß der genannte General mit einem Theile des 13. Korps daselbst eingetroffen und zur Verfügung des Kaisers wäre. Der Adjutant, De Sesmaisons, traf seiner Aussage zufolge Napoleon den Dritten in einem ärmlich ausgestatteten Zimmer vor einem kleinen Tische stehend, ruhig, kalt, räthselhaft wie immer. Auch das gewohnte fahle Lächeln („pâle sourire“) fehlte nicht. Wie ganz „unbekümmert um die auf

1) Enquête parlementaire, I, 37.

dem Lande lastenden Mißgeschicke", nahm er die Meldung des Offiziers entgegen [1]). Dieser vergaß auch nicht, beizufügen, daß der Bahnzug, welcher ihn von Mézières hergebracht, bei Wadelincourt bereits deutschen Geschützen zum Ziele gedient hätte. Die Deutschen waren demnach schon daran, ihre Vorbewegungen westlich von Sedan auszuführen, und in Folge dieser Bewegungen haben sich dann am folgenden Tage namentlich die Wirtemberger so zwischen Mézières und Sedan gestellt, daß jeder Versuch Vinoy's, von dorther seinen Landsleuten Verstärkung zu bringen, scheitern mußte. Das konnte Napoleon nicht vorauswissen; er durfte also auf ein Herbeikommen Vinoy's hoffen und ließ darum an den General diese Depesche abgehen: „Ich sah Ihren Adjutanten. Die Preußen rücken mit Macht heran. Versammeln Sie alle Ihre Streitkräfte in Mézières." Natürlich, um damit im gegebenen Augenblick gen Sedan vorzubrechen. Allein auch hier wiederum hieß es: Können muß man. Das einzige, was Vinoy konnte, war, daß er nach dem zerschmetternden Schlag, welcher am 1. September die französische Armee traf, sein Korps leidlich zusammengehalten nach Paris zurückrettete.

Im Laufe des Vormittags vom 31. August erging aus dem „Kaiserlichen Quartier von Sedan" eine Proklamation an die Armee, worin Napoleon, beharrlich weiterlügend, den Soldaten weiszumachen suchte, daß „kein Grund zur Entmuthigung vorhanden". Denn „die Armee Bazaine's hat sich unter den Wällen von Metz erholt und die Armee Mac Mahons ist gestern nur leicht beschädigt worden". Weiterhin: „Wir haben den Feind verhindert, bis zur Hauptstadt vorzudringen, und ganz Frankreich steht auf, um die Eindringlinge zurückzuwerfen". Von sich selber sagte der Kaiser: „Da die Kaiserin in Paris mich würdig vertritt, so habe ich die

1) Yriarte, 4.

Rolle eines Soldaten der des Souveräns vorgezogen. Keine Mühe wird mir zu groß sein, um unser Vaterland zu retten". Schließlich die Trostspendung: „Gott wird unser Land nicht verlassen". Diese Kundgebung fand übrigens nur geringe Verbreitung und ging spurlos vorüber, erwähnenswerth nur als das letzte Wort, welches der Decemberkaiser an die französische Armee gerichtet hat.

Diese nahm in den Nachmittagsstunden die Stellungen um Sedan ein, in welchen sie am folgenden Tage dem Angriff der Deutschen stehen sollte. Es ist gewiß, daß der Marschall, sein Hauptquartier, sowie die Korpsführer und ihre Stäbe vollauf zu thun hatten, in dem Truppenchaos, wie es sich von Mouzon und Carignan hergewälzt, wieder Sichtung und Ordnung zu schaffen, und jedes Korps, jede Division, jede Brigade in die angewiesene Stellung zu bringen und daselbst leidlich einzurichten, sowie mit Eß-, Trink- und Schießbedarf zu versehen. Aber dabei hätte man, so man einmal entschlossen war, bei Sedan eine Vertheidigungsschlacht zu schlagen, doch solche wichtigen Vertheidigungsmaßregeln wie die Zerstörung der Maasbrücken bei Bazeilles und Donchery nicht außeracht lassen sollen [1].

Einen guten Blick über den Schauplatz des erschütternden Drama's vom 1. und 2. September 1870 gewährt die bei dem Dorfe Fresnois ins Maasthal vorspringende Höhe, einen bessern noch die links davon gelegene, schon einigermaßen bergähnliche Kuppe, welche gegenüber dem Städtchen Donchery

1) Zur Zerstörung der Brücke bei Donchery wurde zwar eine Pionirkompagnie befehligt; aber an Ort und Stelle angekommen, zeigte es sich, daß sie weder mit den nöthigen Werkzeugen noch mit Sprengpulver versehen war. Als sie dann, besser ausgerüstet, zum zweitenmal sich der Brücke näherte, befand sich diese schon in der Gewalt der Deutschen. Aehnlich ging es mit der Brücke von Bazeilles, welche zu sprengen der Marschall ausdrücklich befohlen hatte. Vgl. Bibesko, 128.

vom linken Ufer der Maas emporsteigt. Beide Höhen waren bestimmt, „geschichtliche Punkte“ zu werden[1]). Auf dem Hügel bei Fresnois hat man das Maasthal mit dem vielfach gewundenen Strom und dem Schienenstrang der von Douzy nach Sedan und Donchery führenden Eisenbahn unmittelbar unter sich. Von Donchery bis Bazeilles bildet das Thal einen unregelmäßigen Halbbogen, in dessen nicht ganz genau gemessener Mitte die Stadt und Festung Sedan am rechten Maasufer liegt. Den bezeichneten Aussichtspunkt festhaltend, gewahrt man rechts von Sedan die Dörfer Balan und Bazeilles, links Glaire, Villette und Dancourt. Südlich von Sedan, der Stadt gerade gegenüber, ist am linken Stromufer das Dorf Wadelincourt gelegen, linkshin über demselben das Dorf Fresnois. Sedan selbst ist zwischen aus dem Maasthal nordwärts terassenförmig ansteigenden, von schmalen Thaleinschnitten durchzogenen und mit Laubwald bekrönten Höhenzügen eingebettet. Zwischen der großen Krümmung, welche die Maas vom Dorfe Glaire aus nordwärts und dann mit scharfer Kurve bis an den Fuß der Anhöhe von Fresnois wieder südwärts macht, und dem Gehölz von Villers-Cernay im Osten liegen auf und zwischen den erwähnten Höhenzügen im Dreieck die Dörfer Floing, Fleigneux und Givonne und so ziemlich in der Mitte dieses Dreiecks das Dorf Illy auf einer Hochebene, welche in Gestalt eines abgestumpften Kegels über die Wiesenthälchen, dörflichen Häusergruppen, Obstgärten, Weinberge und Waldkuppen der ganzen Umgebung sich erhebt. Hinter Fleigneux schließen die bewaldeten Berglinien der

1) Eine anschauliche Beschreibung der Lage von Sedan gibt Hassel, 222 fg., eine einlässliche Untersuchung der Oertlichkeiten, bei und in welchen das Drama von Sedan sich abspielte, Fontane, Aus den Tagen der Okkupation, II, 70—98, 118—142. Vgl. auch A. Forbes, My experiences, I, 187—89, und L. Kayßler, Aus dem Hauptquartier und der Kriegsgefangenschaft, 74 fg.

Ardennen den Gesichtskreis ab. Rechts vom Dorfe Fleigneux senkt sich auf tiefeingeschnittenem Waldboden eine Straße nach Givonne, von da nach Daigny und von hier nach Bazeilles herab. Rechts von Givonne und der Straße liegt das Gehölz von Villers-Cernay, links, unterhalb des „Calvaire d'Illy", der Wald von Garenne. Diese Landschaft ist in ihrer Gesammtheit ein behäbiges Idyll, ihr Anblick ein friedsamer, ein lachender. So war sie auch noch am 30. August, aber 48 Stunden später der tosende Schauplatz von Brand und Gewürge, von allen Schrecken des Todes und der Verwüstung. Die eigentliche Bühne des furchtbaren Stückes hatte die Gestalt eines ziemlich regelmäßigen Dreiecks, dessen Basis durch die Maas, dessen rechte Seite durch den Bach von Givonne, dessen linke Seite durch den Bach von Floing dargestellt wird.

Auf diesem Raume, dessen Peripherie markirt wurde durch Bazeilles, Balan, Sedan, Floing, Illy, Givonne, Daigny, La Moncelle und La Platinerie, hatte die französische Armee sich aufgestellt und war, nach drei Seiten Front machend, des Angriffs vonseiten des deutschen Heeres gewärtig. Die Aufstellung der einzelnen Truppenkörper aber ist so gewesen: — Ducrot stand mit dem 1. Korps am östlichen Saume des Waldes von Garenne, von oberhalb Givonne's bis nahehin zu Daigny. Hier hatte sein rechter Flügel Fühlung mit dem 12. Korps (Lebrun), welches La Moncelle, Bazeilles und Balan hielt. Die Trümmer des 5. Korps hatten unter der Nordseite der Wälle von Sedan ihren Platz gefunden und die Rolle einer allgemeinen Reserve zugetheilt erhalten. Douay endlich bedeckte mit den 3 Divisionen des 7. Korps die Hochebene, welche von Floing bis zum Calvaire von Illy hinzieht. Die beiden Kavallerie-Divisionen Margueritte und Bonnemains waren zwischen Floing und der Maas geschart.

Aus dieser Aufstellung erhellt, daß der Marschall seine Armee in den Raum eingepferchte hatte, welche man die

Innenseite des Kreises von Sedan („le cercle interieur autour de Sedan“) zu nennen pflegt. Mehrere seiner Generale hatten ihre Bedenken inbetreff der Lage nicht verhehlt. Ducrot war schon in Carignan der Meinung gewesen, man sollte bei Sedan gar nicht anhalten, sondern den Rückzug unverweilt auf Mézières richten und, um einen gesicherteren Rückzug dorthin zu haben, über die Hochfläche zwischen Fleigneux, Illy, Floing und St. Menges marschiren. Er hatte daher, wie er erzählt, nur „mit Wuth“ dem Befehl, auf Sedan zu marschiren, gehorcht[1]. Am 31. August gab seinerseits der General Douay dem Marschall zu bedenken, ob es wohl nicht rathsam wäre, die Armee statt in dem „inneren“ Kreise vielmehr im „äußeren“, d. h. gegen St. Menges und Brigne aux Bois hin Stellung nehmen zu lassen, worauf Mac Mahon die sonderbare Antwort gab: „Ich will mich überhaupt nicht in Linien einschließen; ich will freie Hand zum manövriren haben“. Traurig entgegnete Douay: „Ach, Herr Marschall, der Feind wird Ihnen dazu keine Zeit lassen“. Mac Mahon scheint also den ganz wirrsäligen Gedanken gehegt zu haben, er würde trotz der erwarteten Schlacht den unterbrochenen Rückzug wieder aufnehmen können, so es ihm gefiele[2]. Ueberhaupt ist der eigentliche Generalissimus der Franzosen bei Sedan der General Wirrwar gewesen, welcher sonst in den Diensten Oestreichs seine weltbekannten strategischen und taktischen Meisterstücke machte. Der General Wimpffen — wie es scheint, ein Sippe des zuletzt Genannten — war in der Nacht vom 30. auf den 31. August in Sedan eingetroffen und stellte sich am folgenden Morgen dem Marschall vor, welcher ihn „assez froidement“ empfing, als hätte

1) „J'entrevoyais si bien le danger que je n'obéis qu'avec rage.“ Ducrot, La journée de Sedan, 6e édit. 19.

2) Wenigstens hat er sich später in diesem Sinne geäußert. Enquête parlementaire, I, 38.

er geahnt, was für ein Schreiben Palikao's der General in der Tasche trug. Wimpffen ließ aber davon kein Sterbenswörtchen verlauten, sondern ging, das 5. Korps aufzusuchen. Vor der Stadt begegnete er dem General De Failly, dem er zu dessen nicht geringem Erstaunen mittheilte, daß er käme, ihn im Kommando des 5. Korps zu ersetzen. „Das ist eine grobe Ungerechtigkeit“, sagte Failly; „ich besitze die aktenmäßigen Beweise, daß ich im ganzen Verlaufe des Feldzuges nur Befehlen und Gegenbefehlen gehorchte, die allerdings üble Folgen haben mußten. Ich werde darthun, daß ich unter allen Umständen meine Pflicht gethan“. In die Stadt zurückgekehrt, ließ sich Wimpffen bei dem Kaiser melden. Dieser empfing ihn mit Thränen in den Augen („les larmes aux yeux“), nahm ihn bei der Hand und sagte: „Aber, General, erklären sie mir doch, warum wir immerfort geschlagen wurden und was das verderbliche Ereigniß von Beaumont herbeiführen konnte“. — „Sire, ich vermuthe, daß unsere Armeekorps zu weit auseinanderstanden, um sich gegenseitig unterstützen zu können, und daß die Befehle entweder schlecht gegeben oder schlecht ausgeführt worden sind“. Eine spottwohlfeile Weisheit, fürwahr! Im übrigen fügt der General hinzu, daß ihm weder der Kaiser noch der Marschall ihren Feldzugs- oder Schlachtplan mitgetheilt hätten, daß er aber aus gewissen Umständen geschlossen, Mac Mahon habe in der Nacht vom 31. August auf den 1. September den Weg in der Richtung auf Mézières noch frei geglaubt [1]).

Wie reimte sich aber mit diesem Glauben die Thatsache, daß der General Douay schon vor 3 Uhr Nachmittags am 31. August ins Hauptquartier meldete, die Deutschen schickten sich an, bei Doncherh über die Maas zu gehen, d. h. sich auf die Rückzugslinie der Franzosen zu stellen? Sie reimte gar

1) Wimpffen, Sedan, 141—145.

nicht, wie sich eben während der „année terrible“ auf französischer Seite gar wenig mitsammen gereimt hat.

Düstere Vorgefühle gingen am Abend von diesem Tage in den Lagern der Franzosen um und machten sich da und dort in bangen Worten Luft. Im Bivouac bei Floing sagte der General Doutrelaine zu seinem Vorgesetzten Douay: „Ich fürchte, wir sind verloren!“ Worauf der Angeredete: „Das ist auch meine Meinung. Es bleibt uns nur noch das Eine: unser Bestes zu thun, bevor wir zu Grunde gehen.“ Sorgenvoll durchschritt der General Ducrot die Beiwachtlinien seiner Truppen bis spät in der Nacht. Dann warf er sich bei einem Wachtfeuer des 1. Zuavenregiments auf die Erde nieder. Sein Schlummer währte nicht lange. Denn kurz nach 4 Uhr des Morgens weckten Gewehrfeuersalven den General und seine Waffengefährten. Durch die Nebelschwaden, welche das Maasthal und den Tobel von Givonne bedeckten, kam der Schall von Bazeilles herauf[1]). Dort hatte Von der Tann mit dem Angriff seiner Baiern auf das 12. französische Korps das große Kesseltreiben angehoben und bald rührte es sich auch vor der Front des 1. Korps.

Die Schlachtfurie von Sedan war los.

Sie fiel zuerst auf Bazeilles.

Noch waren die Schatten der Nacht dem Schimmer des Morgens nicht gewichen, als in den Beiwachten der Baiern um Rémilly angetreten und zu den Waffen gegriffen wurde. Von der Tann sollte, auf der unberührt stehen gebliebenen Eisenbahnbrücke die Maas überschreitend, Bazeilles mit stürmender Hand angreifen und nehmen, damit der Feind hier, wo er eine höchst günstige Vertheidigungsstellung hatte, festgehalten würde, bis die anderen, nach dem oben mitgetheilten

---

1) Der bezügliche amtliche Rapport des Generals Lebrun besagt: „A quatre heures et demie, une vive fusillade s'engageait près de Bazeilles, et l'ennemi passait la Meuse sur le pont du chemin de fer.“

Entwurfe handelnden, d. h. zuvörderst marschirenden und dann fechtenden, deutschen Truppenkörper ihre Umschließungsstellungen erreicht hätten. Kurz nach 4 Uhr gingen, wie schon gemeldet, die Baiern vom 1. Korps zum Sturm auf den wohlverschanzten und verbarrikadirten, von französischer (dem 12. Korps zugetheilter) Marineinfanterie mit höchster Ausdauer vertheidigten Ort vor, dessen Umgebung und dessen Gassen der Schauplatz von einem solchen Mordkampf wurden, wie der ganze Krieg nur wenige gesehen hat. Bazeilles ging während desselben in Flammen auf. Erst gegen 11 Uhr nach stundenlangem mörderischem Kampfe von Haus zu Haus und nachdem Von der Tann sein ganzes Korps ins Gefecht gebracht hatte, auch durch das Feuer der auf den Hügelabhängen des linken Maasufers errichteten Batterieen, sowie durch die Handreichung der Sachsen von rechtsher unterstützt worden war, vermochten sich die Baiern des Dorfes endgiltig zu bemächtigen und zwischen den brennenden Ruinen sich festzusetzen[1]). Sie erkauften

1) Die Erstürmung von Bazeilles durch die Baiern vom 1. Korps wie die spätere von Balan durch die vom 2., hat Veranlassung zu den ausschweifendsten Verlästerungen und Verleumdungen der baierischen Soldaten gegeben. Der französische Herzog von Fitz-James wußte die londoner „Times" zu bestimmen, in ihrer Nummer vom 15. September sich zum Organ dieser Verleumdungen und Verlästerungen zu machen. Ein deutscher Augenzeuge, H. Voget, stellte aber in der „Allgemeinen Zeitung" vom 20. September die Thatsachen richtig. Später sodann erließ der General Von der Tann am 29. Juni 1871 von Nancy aus eine Erklärung, worin auf Grund amtlicher Untersuchung durch französische Behörden festgestellt war, daß Bazeilles in Folge der gegenseitigen Beschießung zum größten Theil in Flammen aufgegangen und daß während des Kampfes 39 Personen der Einwohnerschaft, darunter 3 Frauen und 3 Kinder, getödtet oder verwundet worden. (Die wichtigsten auf diese Sache bezüglichen Schriftstücke sind zusammengestellt bei Hirth und Gosen, II, 1711 fg.). Jedermann weiß, daß nichts Soldaten so sehr erbittert wie der hinterhältische Charakter von Straßenkämpfen, und es war daher geradezu läppisch, die Baiern als „Wilde" und „Kanibalen"

diesen Erfolg mit einem furchtbaren Verlust; denn derselbe betrug, der Aussage ihres Generals zufolge, an Todten und Verwundeten 2000 Mann.

Schon zur Zeit, wo die Truppen in den deutschen Lagern die Gewehre aufnahmen oder in die Sättel sprangen, waren auch die obersten Führer wach und bereit. Das Hauptquartier der Maasarmee war bald nach 4 Uhr in Bewegung und der Befehliger des 12. Korps, Prinz Georg von Sachsen, schickte seine Vorhut um 5 Uhr von Douzy auf La Moncelle vor, den nachfolgenden Gewalthaufen des Harstes zu möglichster Eile treibend. Der Kronprinz von Preußen befand sich noch vor 4 Uhr auf der Fahrt von Chémery nach Cheveuges, wo er zu Pferde stieg, um hügelan zu reiten und auf der früherhin markirten Kuppe gegenüber von Donchery unweit des den Gipfel krönenden kleinen Chateau-Donchery mit seinem Generalstab und der Adjutantur seinen Stand zu nehmen. Nicht viel später kam der Bundesfeldherr mit Bismarck und Moltke, mit Roon und Podbielski, mit einem Gefolge von deutschen Fürsten

zu verschreien, weil sie während des Straßenkampfes thaten, was Franzosen an ihrer Stelle sicherlich auch gethan hätten. Die Einwohner von Bazeilles und Balan haben sich, selbst Weiber nicht ausgeschlossen, an der Vertheidigung ihrer Dörfer gegen den Feind betheiligt. Gut, das war ihr Recht. Aber dann mußten sie nothwendig auch das Kriegsrecht, so hart es war, über sich ergehen lassen. Weiber, die schießen, müssen erwarten, daß auch auf sie geschossen werde. Zu fordern, daß in einem Gewürge, wie das zu Bazeilles und Balan eins gewesen, inmitten eines Kreises von Wunden, Tod, Feuer, Wuth und Entsetzen, daß da die Regeln der Galanterie beachtet werden sollten, ist Narrheit. Der Augenzeuge Wachenhusen schrieb am 1. September in sein Tagebuch (I, 132): „Von dem Fanatismus der Bevölkerung in dieser Gegend habe ich heute die ärgsten Proben gesehen. In dem Dorfe vor Sedan wurde nicht nur aus den Fenstern der Häuser, sondern auch von der Kirche herab, sogar aus den Kellern auf uns geschossen. Ein Dutzend Häuser habe ich selbst stürmen gesehen; ich war auch Zeuge, wie man die Patrone beim Genick herausholte und sie auf der Stelle füsilirte."

und Prinzen, denen auch der amerikanische General Sheridan sich angeschlossen hatte, von Vendresse her und gelangte über Malmy, Chémery und Chéhery auf die schon bezeichnete Anhöhe beim Dorfe Fresnois, von welcher herab die oberste Lenkung der Schlacht statthatte, welche rechts drunten im Maasthal und drüben bei La Moncelle ihre Blitze und Donner zu versenden begonnen hatte. In den hellen, sonnigen Tag hinein; denn ein solcher ging, nachdem die Morgennebel sich gehoben hatten, über der Walstatt auf, als über einem riesigen Amboß, auf welchem heute eine Kaiserkrone zerschlagen und eine Kaiserkrone geschmiedet werden sollte.

Die Schmiede waren an der Arbeit. Denn während die Baiern mit den Franzosen um den Besitz von Bazeilles rangen, waren rechts von ihnen die Sachsen in die Handlung des Tages eingetreten, indem sie auf La Moncelle vordrangen und weiter rechtshin auch Daigny in das Bereich ihres Angriffs zogen. In der rechten Flanke der Sachsen trug die preußische Garde ihre 13 Tage zuvor bei St. Privat mit Blut und Ruhm bedeckten Fahnen gegen die feindliche Stellung heran, indem sie, um 5 Uhr aus ihren Lagern aufgebrochen, ihre Divisionen im Schnellmarsch über Villers-Cernay und Francheval vorschob und auf Givonne als ihren Angriffszielpunkt losdrückte. Auf ihrer ganzen Angriffslinie, von Bazeilles hinauf bis Givonne, begegneten die Deutschen der unerschrockensten Gegenwehr. Die französischen Truppen, welche ihnen da entgegenstanden, die vom 12. und vom 1. Korps, schlugen sich wie es den Kriegern einer großen Nation geziemte. Sie hatten allerdings auch hier wiederum, wie oft in diesem Kriege, den Vortheil guter Vertheidigungsstellungen vor ihren Gegnern voraus, das ist wahr; aber dafür entbehrten sie einer einheitlichen, planmäßigen und folgerichtigen obersten Führung, wie sie drüben auf deutscher Seite gerade an diesem 1. Septembertage wahrhaft großartig hervortrat.

Mit der französischen Heerleitung war es nämlich an diesem Götterdämmerungstage des zweiten Empire ganz absonderlich beschaffen und im Hinblick auf diese Beschaffenheit muß man der Tapferkeit der französischen Generale, Offiziere und Soldaten nur um so lauter Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Mac Mahon war, sobald der Geschützdonner von Bazeilles nach Sedan hineinscholl, aus der Festung heraus- und gegen die Gefechtslinie bei La Moncelle hingeritten. Wie er da den Gang des angehobenen Kampfes betrachtete, traf ihn ein Granatsplitter oberhalb der linken Hüfte. Es war noch nicht ganz 6 Uhr. Der verwundete Marschall fühlte sich der Weiterführung des Heerbefehls unfähig, übertrug denselben auf den General Ducrot, als auf den ältesten General in der Rangliste der Armee, und ließ sich dann in die Stadt zurückbringen [1]). In Balan begegnete er dem Kaiser und hatte ein kurzes Gespräch mit demselben. Zweifelsohne setzte ihn der Verwundete von der Uebertragung des Oberbefehls an Ducrot in Kenntniß, was Napoleon schweigend hingenommen zu haben scheint. Er machte keinen Versuch, an den erledigten Platz Mac Mahons zu treten. Später erst, am Abend, werden wir ihn mit schlaffer Hand noch einmal in die Geschicke eingreifen sehen.

Alles zusammengehalten gewinnt es fast den Anschein, als hätte der Sohn von Hortense Beauharnais diesen letzten Tag seiner schon seit Wochen verblichenen Kaiserherrlichkeit nicht überleben wollen. Warum auch? Er mußte ja merken, daß sein „Stern“ im Begriffe wäre, in Blutlachen unterzu-

1) Wie bekannt, hat nachmals französische Parteiwuth sich nicht entblödet, zu behaupten, die Verwundung Mac Mahons wäre eitel Humbug gewesen. Der Marschall wäre gar nicht getroffen worden und hätte eine Wunde nur geheuchelt, um sich der Verantwortung für den Tag von Sedan zu entziehen, den er zum voraus als einen verlorenen erkannte.

gehen. Und er hatte alles durchgekostet, was das Leben zu bieten vermag, alle Süßigkeiten, ja, und auch viele Bitternisse. Die größewahnsinnigen Träume seiner Jugend waren zur glänzenden Wirklichkeit geworden. Er hatte das knechtische Europa zu den Füßen des verlachten Abenteurers von Straßburg und Boulogne, des verachteten Schuldenmachers von London gesehen. Er hatte erfahren, wie hoch oder niedrig die Ehre der Männer und die Tugend der Frauen im Preise stände. Die menschliche Niedertracht hatte ihm die Ueberzeugung beibringen müssen, daß die Wahrheit ein Wahn und das Recht ein Wind wäre. Er hatte das Ei der Lust, der Eitelkeits- und Herrschsuchtsbefriedigung ausgeschlürft bis zum Grunde — fort mit der Schale! Sollte er noch weiterleben, um sich von demselben Menschenpack verfluchen zu hören, welches sklavenhaft vor ihm gekrochen war? Nein! Und endlich ist es auch nicht ganz unmöglich, daß nach angehobener Entfesselung aller Schrecken des „dies irae" von Sedan der todte Sumpf der Seele des Decemberkaisers aufgerührt worden sein könnte durch die Erinnerung an die tausende von Opfern, welche sein Meineid und seiner Mitbanditen Mordlust in jenen Tagen und Nächten vom December, wo sein „Stern" aus Blutlachen aufgestiegen war, hingewürgt hatten. Konnte sich an diese Erinnerung nicht die Vorstellung von einem für ihn aufgeschlagenen Schaffot reihen? Besser immerhin, von einer deutschen Granate zerschmettert als auf das Fallbrett der Guillotine geschnallt zu werden, zumal wenn man von peinvollem und unheilbarem Siechthum heimgesucht ist.

Schon um 6 Uhr zu Pferde gestiegen, irrte Napoleon wie ein Gespenst mehrere Stunden lang auf der Walstatt umher. Er ritt nach seiner Begegnung mit dem verwundeten Marschall auf die Anhöhen vor La Moncelle, woselbst die dort errichteten französischen Batterieen von der deutschen Artillerie — der Baiern, der Sachsen und des 4. Korps —

mit Granaten überschüttet wurden. Hier, wie bei Givonne und Illy, wohinauf er sich später verfügte, schlugen die Wurfgeschosse in seiner nächsten Nähe ein und tödteten oder verwundeten Offiziere seiner Umgebung. Ihn selber traf keins, als ob die „geflügelte“ Nemesis ihn mit ihren Fittigen geschützt hätte, weil sie ihm den Tod auf dem Felde der Ehre nicht gönnen mochte. Sein körperliches Gebreste machte ihm das längere Verweilen im Sattel unleidlich. Er ließ Ducrot gewähren, dann Wimpffen und kehrte müde und erschöpft zwischen 11 und 12 Uhr, als die Krisis der Schlacht bereits begonnen hatte, in die Stadt zurück, deren Straßen schon voll waren von geflohenen Offizieren und Soldaten. Zu etlichen von jenen sagte er düsteren Blickes: „Ihr Herren, hier ist nicht Ihr Platz!“ Sie aber achteten seines Tadels nicht. Was war er ihnen noch zu dieser Stunde? Mit dem „Vive l'empereur!“ war es aus und vorbei . . . .

Der General Ducrot war gegen 7 Uhr zu beschäftigt, oberhalb von Givonne Brustwehren zum Schutze seiner Artillerie aufwerfen zu lassen, als der Kommandant Riff angeritten kam, ihm zu melden, daß der Marschall verwundet worden wäre und dem General die Oberbefehlshaberschaft übertragen hätte. Wenige Augenblicke nachher kam auch der Generalstabschef der Armee, General Faure, heran, um sich dem neuen Feldherrn zur Verfügung zu stellen. Ducrot, dem es an Selbstvertrauen niemals fehlte, sagte: „Es ist wohl spät und die Verantwortlichkeit sehr schwer. Thut nichts. Wir nehmen sie mit Entschlossenheit auf uns.“ Dann wandte er sich zu seinen Offizieren mit den Worten: „Es ist kein Augenblick zu verlieren. Wir müssen den Plan von gestern wieder aufnehmen. Der Feind vertreibt uns die Zeit im Centrum, während er unsere Flügel zu umfassen strebt. Das ist sein ewiges „„mouvement de Capricorne““; aber diesmal wollen wir nicht so dumm sein, uns damit fangen zu lassen“.

Sprach's und entsandte schleunigst Boten an die Befehlshaber der einzelnen Armeekorps mit der Weisung, das ganze französische Heer sollte unverweilt auf der Hochfläche von Illy zusammengezogen werden. Sobald dies geschehen wäre — so war Ducrots Plan — sollte der Rückzug begonnen und entweder über Floing und Vrigne aux Bois auf Mézières gerichtet oder aber sollte, falls auf dieser Seite der linke Flügel der Deutschen schon den Weg sperrte, nordwärts, gen Belgien zu („ressource in extremis") durchgebrochen werden [1]).

Ducrot hatte Mühe, den Abzug der Armee auf Illy in Gang zu bringen. Die Offiziere seines Stabes machten ihm bemerklich, daß ja zur Stunde alles gut ginge und es darum unräthlich wäre, die Truppenkorps ihre günstigen Stellungen aufgeben zu machen. Der General Lebrun, dem zu dieser Zeit die Baiern noch keinen Boden abgewonnen hatten, wollte vom Rückzuge nichts wissen und wich erst den persönlich von Ducrot an ihn gerichteten Ueberzeugungsgründen. Das 12. Korps begann dann, obzwar zögernd, die große Rückbewegung, und gegen 8 Uhr konnte Ducrot glauben, es würde ihm gelingen, die gesammte französische Streitmacht beförderlich auf der Hochfläche von Illy zu massiren, um sodann von dort weiter zu ziehen.

---

1) Ducrot, La journée de Sedan, 22—28. Der Durchbruch nach Belgien wäre Vormittags in der That noch eine Möglichkeit gewesen. Ducrot erzählt (27), daß er nach der Kapitulation von Sedan in Donchery den General Blumenthal gesprochen und dieser ihm gestanden habe, daß er, Blumenthal, am 1. September große Besorgnisse gehegt, die französische Armee würde nordwärts aus- und durchbrechen. „Auf dieser Seite — äußerte Blumenthal — hatten wir bis 1 Uhr nichts als 200 Feuerschlünde mit einer Bedeckung von etlichen Reiterschwadronen." Ducrot meinte: „Das war sehr tollkühn!" „Tollkühn? nein. Kühn? ja. Aber Sie wissen ja, daß man im Kriege die moralische Beschaffenheit des Gegners in Betracht ziehen muß. Wir wußten, daß ihr schwer mitgenommen waret, und konnten also viel wagen." Ducrots Erzählung ist freilich cum grano salis zu nehmen.

Aber schon war die Stunde um, während welcher er Feldherr gewesen. Der General Wimpffen hielt den Abzug auf Illy für verderblich, weil er, seiner Aussage zufolge, an die Möglichkeit eines Durchbruches gen Mézières oder zur belgischen Gränze nicht glauben konnte, da er ja gewußt hätte, daß 80,000 Deutsche von Doncherh aus auf Floing, Iges, St. Menges und Fleigneux marschirten[1]). Statt daher Ducrots Befehl gemäß die Truppen vom 5. Korps auf Illy in Bewegung zu setzen, hielt er es für seine „gebieterische Pflicht“, die ganze Abzugsbewegung aufzuhalten und rückgängig zu machen, und das konnte er nur, so er Palikao's Bestallungsbrief aus der Tasche zog und sich selber als Obergeneral entpuppte. Es mag sicher angenommen werden, daß er das nicht aus Eitelkeit gethan, sondern weil er sich in der That zum Nothhelfer in extremis berufen glaubte. Hätte er geahnt, daß er eigentlich nur General en Chef würde, um eine beispiellos furchtbare Kapitulation zu unterschreiben, würde er sein Brevet wohl in der Tasche behalten haben. Der Mann wiegte sich aber in einer seltsamen Täuschung, und daß Ducrot die Sachlage richtiger sah, ist fraglos[2]). Nicht fraglos dagegen, ob er ein wirklicher Nothelfer zu sein vermocht hätte.

Wimpffen that seine Oberbefehlhaberschaft dem General Ducrot schriftlich zu wissen und forderte diesen auf, mit aller Kraft seine Stellung zu behaupten und den General Lebrun zu unterstützen, welchem er, Wimpffen, bereits eine Division vom 5. Korps zur Verstärkung gesandt habe. Ducrot suchte Wimpffen auf, bei welchem er auch Lebrun traf, erklärte, daß

1) Wimpffen, Sedan, 159.

2) Der phantastische Plan Wimpffens ist in diesen seinen Worten p. 163 dargelegt: „J'espérais pouvoir écraser la gauche de l'ennemi formée des deux corps bavarois, puis les ayant battus et jetés à la Meuse, revenir avec les 12e et 1er corps vers les 5e et 7e pour combattre, avec toute l'armée réunie, l'aile droite des Allemands.“

er jenem die Feldherrnschaft nicht bestreiten wollte, setzte die Sachlage auseinander und schloß: „Im Namen des Heils der Armee beschwör' ich Sie, lassen Sie die Rückzugsbewegung ihren Fortgang nehmen. In 2 Stunden wird es nicht mehr Zeit dazu sein.“ Worauf Wimpffen: „Aber was soll uns denn ein Rückzug, da wir im Vortheil sind? Nicht wahr, Lebrun, das sind wir?“ Lebrun: „Allerdings, und jedenfalls kann man mit dem Rückzug noch zuwarten, falls derselbe nöthig werden sollte.“ Wimpffen: „Gewiß. Wir haben ja vom Feinde nur Reiterei in unserem Rücken und diese wird der General Douay schon im Zaume halten. Wir unsererseits wollen alle Kräfte zusammenthun, um niederzuwerfen, was Lebrun vom Feinde vor sich hat.“ Ducrot: „Aber wohin meinen Sie denn daß die feindliche Infanterie marschire, welche diesen Morgen durch Villers-Cernay und Francheval kam, wenn nicht auf die Hochebene von Illy?“ Wimpffen: „Illy? Was ist Illy?“ Ducrot: „Ach, Sie wissen nicht, was Illy ist? Sehen Sie dort hinauf! Das ist unser einziger Durchbruchspunkt zwischen der Maas und der belgischen Gränze. Wenn der Feind dieses Punktes sich bemächtigt, sind wir verloren.“ Wimpffen: „Wohl, wohl, das ist alles recht gut; aber zur Stunde ist Lebrun im Vortheil[1]) und den müssen wir ausnützen. Was wir brauchen, ist ja kein Rückzug, sondern ein Sieg.“ Ducrot: „Ah, einen Sieg brauchen Sie? Nun wohl, wir werden nur allzu glücklich sein, so uns heute Abend noch ein Rückzug möglich.“ Damit trennten sich die Generale. Ducrot („la mort dans l'âme“) und Lebrun begaben sich zu ihren Korps und Wimpffen folgte dem letztgenannten, getrieben von seiner fixen Idee, die Baiern in die Maas werfen zu

1) Thatsächlich schon nicht mehr. Die von dem General Ducrot angeordnete und vom 12. und 1. Korps begonnene Rückzugsbewegung hatte, wie den Sachsen bei La Moncelle, so den Baiern bei Bazeilles Luft verschafft und ihren Vorschritt begünstigt.

sehen. Im Tobel von Givonne begegnete der neue Obergeneral dem Kaiser, welcher aufwärts ritt und gerade von einem Offizier der Jäger zu Fuß angetreten worden war mit den Worten: „Sire, ich bin aus der Gegend und kenne sie genau. Wenn man dem Feinde gestattet, uns von Illy her zu fassen, so sind wir verloren.“ Napoleon theilte diese Aeußerung sofort Wimpffen mit und machte ihn zugleich aufmerksam, daß bereits beträchtliche feindliche Streitkräfte zwischen Sedan und Mézières ständen. „Eure Majestät braucht sich gar nicht zu beunruhigen“ — entgegnete der General mit wahrhaft erstaunlicher Zuversicht. „Es geht alles gut. Wir werden zuvörderst die Baiern in die Maas werfen und dann mit allen unsern Truppen den übrigen Feinden die Stirne bieten“ [1]). Der Kaiser sagte weiter nichts und setzte seinen gespensterhaften Umritt fort. Daß er aber stillschweigend dem General Ducrot und nicht dem General Wimpffen rechtgab, ist erwiesen [2]). Wimpffen spielte noch eine Weile mit seiner Idee, die Baiern in die Maas zu werfen und die Vertheidigungsschlacht von Sedan zu gewinnen. Dann aber verleidete ihm der mittlerweile immer drohender gewordene Ernst der Umstände dieses Spielzeug. Sofort jedoch griff er ein anderes auf. Es war

1) Ducrot, 31—34. Wimpffen, 164.

2) Durch die von Napoleon auf der Wilhelmshöhe diktirte oder doch unter seinen Augen verfasste Flugschrift „Des causes qui ont amené la capitulation de Sedan“, wo es p. 21 heißt: „Pour échapper à un investissement comme pour opérer une retraite assurée, il faillait occuper en force les hauteurs d'Illy et de Givonne, abandonner la ville de Sedan à ses propres ressources, faire volte-face et se retirer par les routes qui conduisent en Belgique. En se plaçant avec une nombreuse artillerie sur les hauteurs qui viennent d'être indiquées, on pouvait espérer contenir l'ennemi et protéger efficacement la retraite. Malheuresement les deux chefs qui se succédèrent dans le commendement de l'armée, après la blessure du maréchal, se proposaient chacun un but différent, de sorte que le plateau d'Illy qui était le point le plus important, ne fut que faiblement occupé.“

um 10 Uhr, als er in einer abermaligen Zusammenkunft mit Ducrot und Lebrun den Gedanken entwickelte, im Falle es nicht möglich sein sollte, die Schlacht zu gewinnen, müßte sich die Armee eine blutige Rückzugsgasse („un passage sanglant") in östlicher Richtung brechen, auf Carignan und Montmédy zu [1]).

Das alles ist aber nur noch eitel Phantasterei gewesen. Denn zur Stunde war es schon ganz gleichgiltig, was die Franzosen wollten, da nur die Deutschen konnten. Der französische Obergeneral mußte sich wohl oder übel sofort von der verzweifelten Sachlage überzeugen, als er sich zum 7. Korps verfügte und ihm da der General Douay von der Kammhöhe des Bois de Garenne aus den heranschwenkenden linken deutschen Heerflügel zeigte, auch von dorther die Wurfgeschosse schon mit furchtbarer Treffsicherheit in die französischen Reihen schlugen. „Wir kämpfen nur noch für die Waffenehre", sagte Douay.

So war es und mit dem Kämpfen selbst ging es rasch zu Ende. Bald gab es nur noch dort ein Treiben, hier ein Fliehen. Aber bis es soweit, hatte hart gerungen werden müssen.

Im Laufe des Vormittags hatten sich die Endgriffe der riesigen deutschen Fangzange mehr und mehr genähert, d. h. beide Heerflügel, in zwei mächtigen Halbbogen die Walstatt umspannend, waren in unaufhaltsamem Vorschritt begriffen. Gegen 12 Uhr waren die Baiern in Bazeilles, in Balan und schon darüber hinaus unter der südöstlichen Umwallung von Sedan, die Sachsen in Daigny, die Garde in Givonne, überall den Feind niederwerfend, in die Flucht jagend, massenhaft Gefangene machend — (die Garde allein 9300 unverwundete). Der linke Flügel, d. h. die Wirtemberger, die 4. Reitereidivision, das 5. und das 11. Korps, spannte sich von Donchery über Briancourt, Floing, Iges und St. Menges bis Fleigneux; aber diese Flügelspannung hatte viel Blut gekostet,

1) Wimpffen, 165.

namentlich dem 11. Korps, bevor die Franzosen Floing und Illy aufgegeben hatten. Sie standen jetzt zusammengedrängt zwischen dem Calvaire d'Illy und Sedan, zwischen den Anhöhen östlich von Floing und den Tobelwänden westlich von Givonne, um den Wald und in dem Wald von Garenne.

Um diesen Wald und in demselben wüthete Nachmittags noch der letzte Mordkampf, nachdem die Franzosen die Hochfläche zwischen Floing und Illy mit äußerster Zähigkeit nicht nur Schritt für Schritt gegen die Deutschen vom 11. und 5. Korps vertheidigt, sondern auch von dort wiederholte Angriffsstöße versucht hatten. Der General Douay insbesondere hat hier gezeigt, daß er der Mann dazu, „für die Waffenehre“ seines Landes zu kämpfen, obzwar hoffnungslos. Der Reitereiprall, welchen er zuletzt noch, nach Erschöpfung aller anderen Mittel, den unhemmbar vorschreitenden Deutschen entgegenwarf und den das deutsche Fußvolk in seiner Mauerfestigkeit in einen blutigen Klumpen von todten Reitern und Pferden verwandelte, ist wiederum eine jener glänzenden, aber vergeblichen Opferungen französischer Kavalleriemassen gewesen, welche in diesem Kriege so oft sich wiederholten. Nachdem dieses letzte Opfer gebracht, nachdem auf dem Calvaire von Illy die Flügelgriffe der mehrerwähnten Riesenzange zusammengeklappt waren und die deutschen Harste von Nord und Süd, von Ost und West an die Ränder des Sedan-Kessels heranpressten, gab es für die Franzosen kein Stehen und Halten mehr. In wirrem Mischmasch aller Korps und aller Waffengattungen wälzte sich der wilde Fluchtstrom von den Höhen herab unter die Wälle, in die Vorstädte, in die Mauern von Sedan, so viel die Stadt zu fassen vermochte. Was von der geschlagenen Armee nicht todt oder verwundet auf der Walstatt lag oder gefangen in den Händen der Sieger sich befand, wimmelte und wuselte in chaotischem Wirrsal, todmüde, hungrig, zuchtlos, meuterisch, in der Stadt und in ihrem Weichbild durch-

einander [1]). Dieses arme Sedan war jetzo eine „Höllenbolge“, zu deren Schilderung es eines Dante bedurft hätte. Ringsher aber von allen Höhenrändern des Kessels, auf dessen Boden die Franzosen getrieben waren, starrten hunderte und wieder hunderte von deutschen Feuerschlünden herab und hinter den Kanonen stand ringsum das deutsche Heer, eine Mauer von Männern so stark und brav, als welche jemals ein Schwert gegürtet, ein Gewehr geschultert oder ein Roß bestiegen haben.

Auf den Anhöhen ob Fresnois und ob Donchery waren die deutschen Heerleiter dem Verlaufe des furchtbaren Drama's, dessen einzelne Akte und Scenen in der klaren Herbstluft deutlich vor ihnen sich entrollten, mit einer Spannung gefolgt, welche alle Gefühle und Gedanken in den Augen zusammenzog [2]). Diese und jene Episode des Heldenspiels entriß den

1) Der Gesammtverlust der Franzosen in der Schlacht und durch die Schlacht von Sedan betrug 124,000 Mann. In der Schlacht nämlich waren gefallen 3000 Mann, verwundet worden 14,000 Mann, gefangen 21,000. In Folge der Kapitulation wurden 83,000 Mann die Kriegsgefangenen der Deutschen. 3000 Mann endlich waren nach Belgien entkommen und wurden dort entwaffnet. An Kriegsbeute fielen den Siegern zu 1 Adler und 2 Fahnen, 419 Kanonen und Mitrailleusen, 139 Festungsgeschütze, 1072 Fuhrwerke, 66,000 Gewehre und 6000 brauchbare Pferde. Sie hatten den Sieg erkauft mit einem Verlust von 187 gefallenen und 276 verwundeten Offizieren und von 2132 gefallenen und 5627 verwundeten Soldaten. Vgl. Generalstabswerk I, 1293 fg. und Beilagen, 342.

2) Wir sind über die Stimmungen, Aeußerungen und Vorgänge in den leitenden deutschen Kreisen am Tage von Sedan bei weitem nicht so ausführlich und authentisch unterrichtet wie über die Vorgänge, Stimmungen und Aeußerungen in den leitenden französischen. Unsere Staats- und Kriegsmänner sind eben nicht so mittheilsam und schreiblustig wie die Frankreichs. Das liegt im Nationalcharakter. Es mögen ja wohl auch Aufzeichnungen über den Tag von Sedan von deutschen Generalen oder sonst hochgestellten Augenzeugen und Mithandelnden vorhanden sein, allein bekanntgegeben wurden nur die zwei berühmten Briefe König Wilhelms und Bismarcks, beide am 3. September zu Vendresse

Schauern und Hörern kurze Aeußerungen des Mitleids oder des Triumphes. Als Douay drüben die Reiter Margueritte's in den Tod schickte, rief König Wilhelm bewundernd und bedauernd aus: „Oh, die tapferen Leute!" und der Kronprinz seinerseits, als er sah, wie das deutsche Fußvolk den feindlichen Reitersturm empfing und scheitern machte, sagte frohlockend: „Fürwahr, das war brav gemacht!" Was alles Sedan innerhalb seiner Mauern barg, davon wußte man auf den Hügeln von Fresnois und Donchery nicht viel. Man wußte nichts von der Verwundung Mac Mahons am frühen Morgen, nichts vom zweimaligen Wechsel des Armeekommando's beim Feinde. Man hatte gar keine Ahnung, daß sich unter den schließlich auf Sedan zurückgeworfenen und zum Theil in die Stadt eingekeilten Franzosen auch Napoleon der Dritte befände. Als einer der Herren von der Umgebung Bismarcks die Bemerkung hinwarf, ob es wohl sein könnte, daß der Kaiser selber da drunten in Sedan wäre, soll der Kanzler gesagt haben: „Nicht auch vollends! Napoleon hat zwar in der letzten Zeit manchen dummen Streich gemacht; aber für so thöricht, in der Stadt da geblieben zu sein, kann ich ihn doch nicht halten." Als vom Nordrande des Bois de Garenne das Gebrüll deutscher Geschütze zur Anhöhe von Fresnois herüberscholl, sagte der Kriegsminister Roon: „So, jetzt ist der Kessel geschlossen" [1]).

Der Bundesfeldherr selbst hat in einem Briefe an die

---

geschrieben. Eine sehr reiche Auswahl von Schilderungen, welche von anwesenden Kriegsbriefeschreibern über die Schlacht von Sedan und ihre nächsten Folgen verfasst worden, ist gedruckt bei Hirth und Gosen, II, 1660—1887. Damit sind zusammenzuhalten die bezüglichen Abschnitte bei Kayßler, Hassel, Wachenhusen, Lindau, Busch, sowie bei den Engländern Forbes (My experiences of the war) und Russel (My diary during the last great war).

1) Fontane, Krieg gegen Frankreich, I, 554.

Königin, welcher am 3. September, demnach noch ganz in der Frische der Eindrücke vom großen Schlachttage geschrieben wurde, die letzten Auftritte des weltgeschichtlichen Schauspiels also beschrieben: „Die Dörfer Illy und Floing wurden genommen und zog sich allmälig der Feuerkreis immer enger um Sedan zusammen. Es war ein grandioser Anblick von unserer Stellung auf einer dominirenden Höhe. Der heftigste Widerstand des Feindes fing allmälig an nachzulassen, was wir an den aufgelös'ten Bataillonen erkennen konnten, die eiligst aus den Wäldern und Dörfern zurückliefen. Die Kavallerie suchte einige Bataillone unseres 11. Korps anzugreifen, die vortreffliche Haltung bewahrten; die Kavallerie jagte durch die Bataillons-Intervallen hindurch, kehrte dann um und auf demselben Wege zurück, was sich dreimal von verschiedenen Regimentern wiederholte, so daß das Feld mit Leichen und Pferden besät war. Da sich der Rückzug des Feindes an vielen Stellen in Flucht auflös'te und alles, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, in die Stadt und nächste Umgebungen sich zusammendrängte, aber noch immer keine Andeutung sich zeigte, daß der Feind sich durch Kapitulation aus dieser verzweifelten Lage zu ziehen beabsichtigte, so blieb nichts übrig, als durch eine (schwere baierische) Batterie die Stadt bombardiren zu lassen. Da es nach 20 Minuten ungefähr an mehreren Stellen bereits brannte, was mit den vielen brennenden Dörfern in dem ganzen Schlachtkreise einen erschütternden Eindruck machte, — so ließ ich das Feuer schweigen und sendete den Oberstleutnant von Bronsart vom Generalstab als Parlamentär mit weißer Fahne ab, der Armee und Festung die Kapitulation antragend. Ihm begegnete bereits ein baierischer Offizier, der mir meldete, daß ein französischer Parlamentär mit weißer Fahne sich (bei den deutschen Vorposten vor dem Thore von Sedan) gemeldet habe".

Wie das so gekommen, wie die Dinge drüben bei den

Franzosen sich gestaltet hatten, zeigt schon die eine Thatsache, daß der General Wimpffen sich getrieben fühlte, um 1¹/₄ Uhr diese Zeilen an den Kaiser zu schreiben: „Sire, ich habe mich entschieden, lieber die vor Lebrun und Ducrot befindliche feindliche Linie zu durchbrechen, statt in der Festung Sedan gefangen zu werden. Möge sich Ew. Majestät in die Mitte der Truppen begeben, welche sich eine Ehre daraus machen werden, Ihnen einen Ausweg zu bahnen“ [1]).

Gegen 3 Uhr war der General Ducrot zur Stadt gekommen, um den Oberbefehlshaber aufzusuchen. „Das Innere von Sedan — erzählt er — war unbeschreiblich. Die Thore, die Straßen, die Plätze waren vollgestopft mit Geschützen, mit Fuhrwerken, mit all dem Getrümmer und Getrödel einer in Auflösung begriffenen Armee. Banden von Soldaten ohne Gewehre und Tornister kamen von allen Seiten herbei, stürzten sich in die Häuser und in die Kirchen. An den Stadtthoren drückte man sich todt, trat einander unter die Füße und mitten in das fürchterliche Gedränge herein rasselten im Galopp Kanonen und Munitionswagen und malmten sich einen Weg durch die wahnsinnige Menge“. Der General versuchte gemeinsam mit dem General Dejean einige Maßnahmen zur Vertheidigung der Festung zu treffen, mußte aber davon abstehen als von etwas Unmöglichem. Die Soldaten, und zwar gerade solche, welche noch einen Rest von Haltung bewahrt hatten, schrieen wüthend: „Wir sind verrathen! Verräther und Feiglinge haben uns verkauft!“ Als er sich dann nach der Citadelle verfügte, trat ihn ein Ordonnanzoffizier Wimpffens an und überbrachte ihm den Befehl, so viele Truppen als möglich in der Richtung auf Balan zu sammeln, um den Versuch eines Durchbruchs gen Carignan zu unterstützen. „Ich habe ja keine Truppen mehr — sagte Ducrot

1) Wimpffen, 170. Der General hat auch später noch betheuert, daß er an die Möglichkeit dieser Unmöglichkeit geglaubt hätte.

— denn meine Divisionen, Brigaden, Regimenter, alles ist zerschmettert, und ich kam in die Stadt, um zu sehen, ob es möglich wäre, hier noch einige Mannschaft zusammenzubringen". Der General begab sich zur Unterpräfektur und trat bei Napoleon ein, auf dessen Zügen eine „tiefe Traurigkeit" lag. Begreiflich! Er sagte zu Ducrot: „Sie hatten recht, nur der Rückzug konnte uns retten". Dann schwieg er, und da auch die Anwesenden so thaten, bildete dieses düstere Schweigen im Gemach einen grellen Gegensatz zu dem furchtbaren Getöse draußen. Die ganze Atmosphäre schien in Feuer zu flammen. Die deutschen Wurfgeschosse fielen auf die Dächer, zündeten da und dort, Feuersäulen und Rauchwolken stiegen auf. „Ich begreife nicht — sagte der Kaiserschemen — warum der Feind noch feuert. Ich habe die Parlamentärflagge hissen lassen und hoffe eine Zusammenkunft mit dem König von Preußen zu erlangen. Vielleicht auch gute Bedingungen für die Armee". Worauf Ducrot: „Ich hoffe wenig von der Großmuth des Feindes. Während der Nacht könnten wir einen Aus- und Durchbruch versuchen". Dagegen Napoleon: „Ein solcher Versuch würde nichts erzwecken als neues Blutvergießen". Granaten platzten im Hof und im Garten der Unterpräfektur. „Man muß schlechterdings die Einstellung des Feuers erlangen", sagte der Kaiser. Man schickte nach dem Generalstabschef der Armee, nach dem Obergeneral selbst, weil Ducrot sich weigerte, die Verhandlungen mit dem Feinde auf sich zu nehmen [1]).

Wimpffen, in der chimärischen Hoffnung, von Truppen des 1. und des 7. Korps gefolgt und unterstützt zu werden, hatte inzwischen in Gemeinschaft mit Lebrun seinen geplanten Durchbruchsversuch über Balan gen Carignan ins Werk zu setzen unternommen, natürlich mit vollständigem Mißerfolg, obzwar die von ihm zusammengerafften paar tausend Marine-

1) Ducrot, 48—52.

soldaten von der Division Vassoignes anfänglich den besten Willen gezeigt hatten, das verzweifelte Abenteuer zu bestehen. Dasselbe nahm seinen Anfang etwas vor 4 Uhr, als Wimpffen auf dem Wege nach Balan von einem Ordonnanzoffizier des Kaisers eingeholt wurde, welcher ihm ein Schreiben desselben übergab. Darin stand zu lesen, daß die weiße Fahne auf dem Walle flatterte und daß Wimpffen die Unterhandlungen mit dem Feinde zu führen hätte. Man hatte also, wie der General bitter bemerkt, ohne Vorwissen des Obergenerals im Rathe Napoleons beschlossen, zu kapituliren. Aber was in aller Welt blieb denn zur Stunde noch übrig, als entweder unter den Trümmern von Sedan sich zu begraben oder aber zu kapituliren? Wimpffen behauptet, das Schreiben des Kaisers nicht beachtet, ja nicht einmal gelesen zu haben, bevor er, gegen 6 Uhr, mit Lebrun von seinem missglückten donquijot'schen Unternehmen nach der Stadt zurückkehrte. Er weigerte sich zunächst, der wiederholten Aufforderung, zum Kaiser zu kommen, nachzugeben. Um 7 Uhr schickte er an denselben ein Entlassungsgesuch, worauf gegen 8 Uhr diese Antwort einging: „General, Sie können Ihre Entlassung nicht nehmen, da es sich noch darum handelt, die Armee mittels einer ehrenhaften Kapitulation zu retten. Ich nehme daher Ihr Entlassungsgesuch nicht an. Sie haben den ganzen Tag über Ihre Pflicht gethan, thun Sie dieselbe auch weiterhin. Das ist ein Dienst, welchen Sie dem Lande erweisen. Der König von Preußen hat einem Waffenstillstand zugestimmt und ich erwarte seine Vorschläge. Glauben Sie an meine Freundschaft! Napoleon." Wimpffen gab nach und begab sich zum Kaiser, in dessen Gegenwart sich eine hässliche Zankscene zwischen ihm und Ducrot abspielte. Das Ende des unerquicklichen Auftrittes war, daß Wimpffen diese Vollmacht aus der Hand Napoleons empfing: „Der Kaiser Napoleon der Dritte überträgt dem General Wimpffen, welchem er nach

der Verwundung des Marschalls Mac Mahon den Oberbefehl übergeben hatte [1]), alle Vollmachten, um Bedingungen für die Armee zu erwirken, welche sich, wie der König (von Preußen) anerkannte, tapfer geschlagen hat" [2]).

Während alledessen hatte draußen bei den Deutschen anderes sich zugetragen, was zwar mit den Vorgängen im kümmerlichen Zimmer der Unterpräfektur von Sedan im engsten Zusammenhange war, aber doch davon abstand und abstach wie der Sieg von der Niederlage, wie der Triumph vom Untergang, wie die Entscheidung von der Unterwerfung.

Der deutsche Bundesfeldherr, welcher seinen Sohn von der Anhöhe bei Doncherq herüberbeschieden hatte, als „der Kessel geschlossen war", hieß die unter dem Hügel von Fresnois auf die Stadt feuernden baierischen Geschütze schweigen, als man wahrgenommen, daß Feuersbrünste in Sedan aufgegangen. Dann hatte er, wie schon gemeldet, den Oberstleutnant Bronsart, welchem der Hauptmann Winterfeld beigegeben war, zur Stadt gesandt. Derweil war aber, wie ebenfalls schon gemeldet, auch auffseiten der Franzosen die unbedingte Nothwendigkeit, mit den Siegern in Unterhandlungen zu treten, erkannt worden. Die Zurückweisung des letzten Durchbruchsversuches Wimpffens und Lebruns bei Balan hatte die Baiern von der Division Bothmer und mit ihnen ein Regiment und ein Jägerbataillon vom 4. preußischen Korps bis zum Thore von Sedan geführt. Da erschien auf dem „mit Franzosen gespickten" Walle über demselben die weiße Fahne und — so berichtet ein Offizier vom 71. Regiment — „unmittelbar vor dem Pallisadenthor setzten wir unsere Gewehre zusammen" [3]). Ein französischer Offizier erschien, mit der Parlamentärflagge und einem Trompeter, näherte sich

1) Mußte denn auch jetzt noch gelogen sein?

2) Wimpffen, 173—75, 125—30. Ducrot, 54.

3) Fontane, I, 557.

dem General Bothmer, hatte eine Besprechung mit demselben und der General eilte, durch einen Ordonnanzoffizier zur Anhöhe von Fresnois hinaufmelden zu lassen, daß der Feind zur Unterhandlung bereit wäre.

Mittlerweile waren Bronsart und Winterfeld mit ihrem Trompeter vor dem Thore angelangt, begehrten Einlaß und gaben kund, daß sie beauftragt wären, den Oberbefehlshaber der Franzosen zur Waffenstreckung aufzufordern. Die Zugbrücke senkte sich, das Thor that sich auf und die deutschen Offiziere wurden zur Unterpräfektur geführt. Auf ihrem Wege dahin vernahmen sie mit höchster Ueberraschung, daß sie zum Kaiser geführt würden. Der also war doch „so thöricht" gewesen, in Sedan zu bleiben? Napoleon erhob sich etwas mühsam, als Bronsart eingeführt wurde, und stützte sich während der Unterredung auf seinen Krückstock. Als der Oberstleutnant den Auftrag bestellt, der ihm vonseiten des deutschen Bundesfeldherrn gegeben worden, fragte der Kaiser erstaunt: „Wie, Se. Majestät ist anwesend?" — „Ja, Sire, der König steht mit der ganzen Armee vor Sedan." — „Nun wohl, in diesem Falle werden Sie die Güte haben, dem König diesen Brief zu überbringen, welchen ich so eben an ihn geschrieben habe." Bronsart nahm das Schreiben entgegen und sagte: „Aber, Sire, wir brauchen einen hochgestellten Offizier, um mit demselben die Unterhandlungen zu führen, welche die Umstände erheischen." — „Das ist richtig." — „Ist es der Herr Marschall Mac Mahon, an den ich mich zu wenden habe?" — „Nein, es ist der General Wimpffen, auf welchen das Oberkommando übertragen worden." Mit diesem Bescheide wollte Bronsart gehen, als ihn der Kaiser bat, noch zu warten, bis der General Reille da wäre, durch welchen seinen Brief an den König bestellen zu lassen er für schicklich hielte [1]).

1) Hassel, 236.

Es war 6 Uhr vorüber, die untergehende Sonne stand hinter einer schwarzen Wolkenbank und die Abendschatten legten sich über die Anhöhe von Fresnois. Eine feierliche Stimmung hatte sich über den um den greisen Bundesfeldherrn der Deutschen und seinen Sohn versammelten Kreis von Fürsten, Kriegs- und Staatsmännern gebreitet, jene feierliche Stimmung und Stille, welche in Stunden großer Entscheidungen das Schreiten des Schicksals in den Menschen hervorruft. Schon dämmerte es, als Bronsart, dem General Reille voraufeilend, erschien und meldete, was er gesehen und gehört. König Wilhelm gab seiner Ueberraschung und Bewegung dadurch Ausdruck, daß er dem Kronprinzen, Bismarck, Moltke, Roon und Podbielski die Hände drückte. Dann wurde die Stabswache, welche bislang hinter dem Hügelkamm gehalten, hervorgeholt und im Halbbogen hinter den Versammelten aufgestellt, damit es dem herankommenden Boten des besiegten Feindes nicht an der Erweisung kriegerischer Ehren fehlte. Geleitet vom Hauptmann Winterfeld, erschien der General Reille. In einer Entfernung von etwa 100 Schritten stieg er ab, näherte sich dem König, hinter welchen sein Geleite sich zurückgezogen, bis auf 20 Schritte, zog sein Käppi ab und übergab dann entblößten Hauptes das Schreiben Napoleons. Der Bundesfeldherr grüßte den ihm von 1867 her persönlich bekannten General, nahm den Brief, sprach freundlich-ernste Worte zu dem Ueberbringer, trat dann ein paar Schritte rückwärts, öffnete das Papier und las inmitten einer Gruppe, welche aus seinem Sohne Fritz, seinem Bruder Karl, Bismarck, Moltke, dem Großherzog von Weimar und dem Herzog von Koburg bestand, diesen Satz:

„Da mir nicht gegönnt war, in der Mitte meiner Truppen zu fallen, bleibt mir nichts anderes übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät niederzulegen (n'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il

ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté). Ich bin Eurer Majestät guter Bruder Napoleon."

Nachdem der König mit seiner nächsten Umgebung einen kurzen Rathschlag gehalten, setzte er sich auf einen herbeigebrachten Stuhl, bediente sich des Sitzbrettes eines zweiten, vom Major Alten emporgehaltenen Stuhles und schrieb auf ein Blatt Papier, welches ihm der Legationsrath Hatzfeld dargereicht, diese Antwort: „Die Umstände bedauernd, unter welchen wir uns begegnen, nehme ich den Degen Eurer Majestät an und ersuche Sie, einen Offizier zur Unterhandlung über die Kapitulation der Armee zu bevollmächtigen, welche sich unter Ihren Befehlen so tapfer geschlagen hat. Von meiner Seite habe ich den General Moltke dazu bestimmt. Ich bin Eurer Majestät guter Bruder Wilhelm."

Was für eine Macht ist doch die Form! Da nannten sich zwei Menschen noch immer „gute Brüder" unter einander, nachdem doch so eben Tausende mit ihrem Herzblute diese „Bruderschaft" aus der Welt weggespült hatten. Aber der Formen zwingende Gewohnheit muß — wie übelangewandt sie gar häufig erscheinen mögen — denkenden Menschen ehrwürdig, ja heilig vorkommen, weil dieser Zwang eins der wirksamsten Mittel, ja wohl geradezu das wirksamste Mittel ist, die Bestie im Menschen niederzuhalten.

Während der König schrieb, versammelte Moltke die anwesenden Generalstabsoffiziere um sich, hielt eine kurze Ansprache an sie und dankte ihnen für ihre redliche Mitarbeit an dem großen Werke. Der Major Alten übergab dann das königliche Antwortschreiben an den General Reille, welcher es mit wieder entblößtem Haupte entgegennahm und, nachdem er sich von dem Bundesfeldherrn und dem Kronprinzen verabschiedet hatte, nach der Stadt zurückritt. Hierauf wurden die nöthigen Weisungen und Befehle für die Nacht gegeben

und die Gruppe auf der Anhöhe von Fresnois trennte sich. Der König begab sich nach Vendresse zurück, der Kronprinz nach Chémery, Bismarck und Moltke gingen nach Doncherh[1]).

Unterweilen war von dem Hügel bei Fresnois herab die unerhörte Siegesbotschaft in die Reihen des deutschen Heeres geflogen. Von Regiment zu Regiment, von Brigade zu Brigade, von Division zu Division, von Korps zu Korps flog sie weiter: — „Der Franzosenkaiser gefangen mitsammt der ganzen Armee!“ Und ringsher um den Sedankessel voll Wuth und Weh brach ein unermesslicher Jubel los. Dann aber, als die Nacht kam und der am klaren Osthimmel emporgestiegene Mond sein mildes friedsames Licht auf die Hügel, Thäler und Wälder der weiten Mord- und Brandstätte herab-

1) Kayßler, 77—81. Der Timeskorrespondent Russel (My diary, 253) erzählt: „Todmüde war ich in Chémery angekommen und gerade im Begriff, meine den Tag über gemachten Notizen zu ordnen, als der alte Hauseigenthümer in die Stube gehinkt kam und die Frage stammelte: „Ist es wahr? Ist es wirklich wahr? Unsere Armee mitsammt dem Kaiser gefangen?“ — „Ja, es steht schlecht für euch.“ — „Horchen Sie doch!“ Und es kam fernher ein verworren jubelndes Stimmengetose, begleitet von Trommeln- und Trompetenschall. Gleich darauf stürzte ein deutscher Jäger mit leuchtenden Blicken und gerötheten Wangen herein: — „Die Schlacht ist aus. Der Kronprinz kommt. Gott der Allmächtige sei gepriesen!“ Ich wurde zu des Kronprinzen Tafel befohlen und machte mich rasch auf den Weg. Der ganze Weg bis zum Hauptquartier war durch eine Reihe von Soldaten erleuchtet, die Lichter und Fackeln in den Händen hielten und ihren Gefühlen in Jubelrufen Luft machten, die donnergleich durch den Ort rollten. Das Dinner war einfach und verlief ziemlich schweigsam. Ich habe niemals ernstere und bescheidenere Männer beisammen sitzen gesehen. Kaum daß ein einziges Wort des Triumphes laut wurde. Aber etwas Würdiges und Rührendes lag in der Weise, mit welcher die Tafelgäste den vom Kronprinzen ausgebrachten Toast aufnahmen. „Meine Herren — sprach er — das Toastiren ist sonst nicht Brauch an diesem Tische. Heute aber will ich Ihnen einen Trinkspruch geben: — Auf das Wohl Sr. Majestät des Königs und des Heeres!“

goß, wurde in den Herzen der deutschen Sieger ein Gefühl wach, welches edler als selbstsüchtige Freude, und dieses Gefühl fand — anwesende Fremdlinge haben es mit ehrerbietigem Staunen gehört und bezeugt[1]) — seinen entsprechenden Ausdruck in der Anstimmung der alten herrlichen Choralweise:

„Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge that an uns!“

5.

In der Nacht wurde, wie der deutsche Heerfürst es befohlen, zu Doncherq über die Waffenstreckung der eingeschlossenen französischen Armee unterhandelt. Wie aber die Sachen standen und lagen, konnte diese Unterhandlung nichts

1) „The scene was very fine. The whole horizon was lurid with the reflection of fire. All along the valley of the Meuse, on either side, were the bivouacs of the german host. Two hundred thousand men lay here around their king. On the horizon glowed the flames of the burning villages, the flicker occasionally reflecting itself on a link of the placid Meuse. Over all the quiet moon waded through a sky cumbered with wind clouds. What were the Germans doing on this their night of triumph? Celebrating their victory by wassail and riot? No. There arose from every camp one unanimous chorus of song, but not the song of ribaldry. Verily they are a great race these Germans — a masterful, fighting, praying people; surely in many respects not unlike the men whom Cromwell led. The chaunt that filled the night air was Rinkart's hymn, the glorious „Nun danket alle Gott!“ the Old Hundredth of Germany. To hear this great martial orchestra singing this noble hymn under such circumstances was alone worth a journey to Sedan, with all its vicissitudes and difficulties“. Forbes, I, 198.

anderes sein als eine neue Glosse zu dem alten Thema „Vae victis!“ Und was auch ist die ganze Geschichte der Menschheit anderes als eine ewige Wiederkehr dieses Textes und der Kommentare dazu? Leben ist Krieg, Frieden haben und halten nur die Todten.

Von einem deutschen Offizier geleitet, trafen die französischen Unterhändler, General Wimpffen, General Faure und General Castelnau — welcher letztgenannte die persönlichen Interessen Napoleons vertreten sollte — zur 10. Abendstunde in Donchery ein, wo Bismarck und Moltke schon zuvor angelangt waren. Wimpffen trat nicht leichten Herzens in den Verhandlungssal. War ihm doch auferlegt, „mit den beiden Männern zu unterhandeln, welche, jeder in seiner Art, als die zwei begabtesten unserer Zeit (les plus capables de notre époque) anerkannt waren“ [1]).

---

1) Wimpffen, 239. Der General gibt (239—253) einen Bericht über die Verhandlung in Donchery und über den französischen Kriegsrath, welcher am folgenden Morgen in Sedan gehalten wurde. Noch weit mehr in die Einzelnheiten der Zusammenkunft in Donchery geht eine Aufzeichnung ein, welche von dem Kürassiroffizier D'Orcet herrührt, der zum Gefolge Wimpffens gehörte und Augen- und Ohrenzeuge war. Diesem Bericht zufolge, welchen Ducrot in sein Buch (La journée de Sedan, 58—74) aufgenommen hat, saßen die Verhandelnden an einem viereckigen, mit einem rothen Teppich bedeckten Tische, auf der einen Seite Moltke, welcher Bismarck zu seiner Linken und den General Blumenthal zu seiner Rechten hatte; auf der andern Seite Wimpffen allein und hinter ihm Faure, Castelnau und ihre Gefolgschaft von französischen Offizieren. Außerdem waren noch 7 oder 8 deutsche Offiziere da, von welchen einer auf einen Wink des Generals Blumenthal an's Kamin sich stellte, um auf dem Gesimse desselben die Verhandlung zu stenographiren. (Es war der Rittmeister Graf Nostitz.) Aus dem Generalstabswerk (I, 1287) wissen wir, daß Bismarck und Moltke schon auf dem Wege nach Donchery „sorgfältig erwogen hatten, inwieweit es möglich sein werde, den nach tapferem Widerstande überwundenen Gegner zu schonen. Man blieb sich jedoch hierbei dessen bewußt, daß die Fran-

Die Verhandlung begann mit der Erklärung Wimpffens, daß, wäre es nach seinem Willen gegangen, der Kampf fortgesetzt worden sein würde; denn die französische Armee wäre, obzwar auf Sedan zurückgeworfen, immer noch kampffähig. Allein dem Willen des Kaisers gemäß sei er als Unterhändler hier. Er hoffe als solcher die ehrenhaftesten Bedingungen gewährt zu erhalten und stelle die Frage: „Kann die französische Armee mit Waffen und Gepäck und allen Ehren, welche Soldaten gebühren, die wacker ihre Schuldigkeit gethan, abziehen, so sie sich verpflichtet, während der Dauer dieses Krieges nicht mehr gegen die deutschen Heere zu fechten?" Moltke gab ein bestimmtes „Nein!" zur Antwort. „Nun denn, so wünsche ich zu wissen, was für Kapitulationsbedingungen Se. Majestät der König von Preußen uns zu gewähren gewillt ist." Worauf Moltke: „Diese Bedingungen sind ganz einfach. Die ganze französische Armee mit Waffen und Gepäck ist kriegsgefangen. Die Offiziere dürfen ihre Degen behalten als Achtungsbeweise für ihre Tapferkeit; aber auch sie gehen in Kriegsgefangenschaft." Wogegen Wimpffen: „Das sind sehr harte Bedingungen und, wie mir scheint, hätte die französische Armee durch ihren Heldenmuth bessere verdient." „Ja — sagte jetzt Bismarck — der tapfere Widerstand Ihrer Armee verdiente zweifelsohne die ehrenhaftesten Bedingungen. Wir lassen dem energischen Führer und den braven Soldaten alle Gerechtigkeit widerfahren; aber, beachten Sie es wohl, Frankreich war es, welches den Krieg anhob. Deutschland wünscht die rasche Wiederherstellung des Friedens und wir dürfen nichts vernachlässigen, was die Dauer des Kampfes abkürzen kann. Eins der wirksamsten Mittel hier-

zosen, welche sogar von anderen gegen andere errungene Erfolge zum Gegenstand einer Anklage gemacht hatten — („Rache für Sadowa!") — eine selbst erlittene Niederlage nicht verschmerzen würden, noch weniger aber eine gegen sie geübte Großmuth."

für aber ist, Frankreich eine Armee zu entziehen, die nicht nur um ihrer selbst willen von großer Wichtigkeit ist, sondern auch und noch mehr darum, weil sie die Rahmen für neue Armeen liefern kann. Also — wir haben es reiflich überlegt und bleiben dabei — Ihre Armee streckt die Waffen und wird kriegsgefangen nach Deutschland geführt." Wimpffen verwahrte sich lebhaft gegen diese Bedingungen und erklärte deren Annahme für unstatthaft mit dem Beifügen: „Es ist mir unmöglich, eine solche Kapitulation zu unterzeichnen. Wir werden die Schlacht wieder anheben." Hier nahm der General Castelnau das Wort: — „Ich halte den Augenblick für gekommen, eine Botschaft des Kaisers zu bestellen." „Wir hören, Herr General," sagte Bismarck. Darauf Castelnau: „Der Kaiser hat mich beauftragt, Sr. Majestät dem König von Preußen bemerklich zu machen, daß er demselben seinen Degen bedingungslos überreicht und sich für seine Person unbedingt ergeben habe, daß er aber also nur in der Hoffnung gehandelt, der König werde, in Rücksicht auf eine so vollständige Hingebung, der französischen Armee eine so ehrenvolle Kapitulation gewähren, wie sie eine verdient hat." Bismarck: „Ist das alles?" Castelnau: „Ja." Bismarck: „Aber was ist das für ein Degen, welchen Napoleon der Dritte übergeben hat? Ist es der Degen Frankreichs oder ist es sein Degen? Falls es der Degen Frankreichs, so könnten die Bedingungen beträchtlich gemildert werden und Ihre Botschaft wäre dann von äußerster Wichtigkeit." Castelnau: „Es ist der Degen des Kaisers." Moltke:[1]) „Dann wird dadurch nichts an den Bedingungen geändert." Wimpffen: „Wir erneuern also den Kampf." Moltke: „Der Ihnen bewilligte Waffenstillstand läuft morgen um 4 Uhr ab. Genau um 4 Uhr werde ich das Feuer eröffnen". Man stand auf und die

1) „En hâte, presqu'avec joie." D'Orcet.

Franzosen riefen nach ihren Pferden. Bismarck legte sich ins Mittel, indem er Moltke veranlasste, den französischen Unterhändlern die Unmöglichkeit, von ihrer Seite den Kampf zu erneuern, darzuthun[1]. Die am Abend von dem deutschen Heer eingenommenen Stellungen wären so, daß es die französische Armee vernichten könnte, wenn es wollte. Worauf Wimpffen: „Ich werde einen Offizier absenden, um diese furchtbaren Stellungen zu besichtigen, und bei seiner Rückkehr werde ich mir die Sache überlegen und meinen Entschluß fassen". Moltke: „Sie brauchen niemand zu schicken, es ist ganz überflüssig, denn Sie können mir glauben. Zudem bleibt Ihnen wenig Zeit zum überlegen. Es ist jetzt Mitternacht und um 4 Uhr geht der Waffenstillstand zu Ende". Wimpffen: „Aber bis um 4 Uhr kann ich ja gar keine bestimmte Antwort geben, da ich schlechterdings zuvor mit meinen Waffengefährten

1) Wimpffen zufolge (p. 242) hat Bismarck während der Verhandlung auch vom Frieden, d. h. von den Bedingungen eines Friedensschlusses gesprochen und gesagt, daß man fest entschlossen wäre, von Frankreich eine Kriegsentschädigung von 4 Milliarden, sowie die Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen zu fordern. Auf die Einwürfe Wimpffens gab er zur Antwort: „La France ne nous a pas pardonné Sadowa. Quelles que soient les conditions de paix que nous lui accordions, elle ne nous pardonnera pas notre victoire sur elle-même. Elle voudra venger sa défaite, et c'est précisément parce que la lutte devra recommencer que nous devons, dès aujourd'hui, prendre des garanties sérieuses contre vous, si nous voulons que nos succès portent des fruits durables." M. Busch (I, 132) meldet aus bester Quelle, daß Bismarck zu Wimpffen gesagt, „er wisse recht wohl, daß die Anmaßung und Streitsucht der Franzosen und ihr Scheelsehen bei den Erfolgen der Nachbarvölker nicht von der arbeitenden und erwerbenden Bevölkerung ausgingen, sondern von den Journalisten und den Parisern; aber diese beherrschten und zwängen die öffentliche Meinung. Desshalb könnten uns die moralischen Garantieen, auf die der General hingewiesen, nichts nützen, vielmehr müßten wir materielle haben."

mich berathen muß, welche zur Stunde gar nicht aufzufinden sein mögen. Eine Verlängerung der Waffenruhe ist daher unumgänglich". Moltke widerstrebte, aber Bismarck flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf jener erklärte, daß er einwilligte, den Waffenstillstand bis 9 Uhr morgens zu verlängern [1]).

Damit war die Verhandlung zu Ende und die Franzosen brachen auf. Um 1 Uhr des Morgens trat Wimpffen in das Schlafzimmer Napoleons. „Sire — sagte er — man schlägt mir die härtesten Bedingungen für Ihre Armee vor. Ich habe vergeblich mildere zu erhalten mich bemüht und kann nur noch darauf rechnen, daß die Dazwischenkunft Eurer Majestät uns aus dieser schrecklichen Lage ziehe". Napoleon entgegnete: „General, um 5 Uhr werde ich mich in das deutsche Hauptquartier verfügen und zusehen, ob der König günstiger für uns gestimmt sei".

Um 6 Uhr versammelten sich die von Wimpffen berufenen Korpsführer und Divisionsgenerale zum Rathschlag, wobei wenig oder nichts zu rathen war. Sämmtliche Korpsführer, Wimpffen, Ducrot, Lebrun und Douay, anerkannten die unausweichliche Nothwendigkeit, den Kapitulationsbedingungen des Feindes sich zu unterwerfen. Nur 2 Generale, Bellemare und Pellé, riethen die Verwerfung an; der eine war dafür, daß man sich in Sedan bis auf's äußerste vertheidigte, während der andere einen Durchbruchsversuch befürwortete. Man bewies beiden, daß Vertheidigung und Durchbruch gleich unmöglich wären, worauf beide der Mehrheit beitraten [2]). Die Annahme der Kapitulation vonseiten des Rathes der Generale wurde noch vor 9 Uhr an Moltke gemeldet und demnach unterblieb selbstverständlich die Wiedereröffnung des Feuers. Der

1) „Je jugeai, des ce moment, que la capitulation était décidée en principe par le général de Wimpffen." D'Orcet.

2) Wie Wimpffen und Ducrot in ihren Berichten übereinstimmend bezeugen.

Versuch Napoleons aber, mittels persönlichen Eingreifens den Ton und Gang der Verhandlungen zu ändern, mußte von vornherein hoffnungslos sein, da er ja kraft seiner eigenen, zu Doncherry durch den Mund des Generals Castelnau abgegebenen Erklärung gar keine Berechtigung mehr hatte, im Namen Frankreichs zu sprechen.

Zur Stunde, wo in Sedan die Generale zum Kriegsrathe zusammentraten, gab es drunten im Städtchen Doncherry einen Morgenschreck. Eine neben der mit Gefangenen vollgestopften Kirche gelegene Spiritusfabrik war in Brand gerathen und loderte in hohen Feuersäulen auf. Während des Löschens und Rettens kam ein französischer General von Sedan her auf den Marktplatz geritten, fragte dem Quartiere Bismarcks nach, stieg vor demselben ab und ging hinein. Es war der General Reille, welcher dem Bundeskanzler zu melden kam, daß Napoleon auf dem Wege nach Doncherry sich befände, wo er den König zu finden hoffte. Bismarck kam in seinem weißen Kürassirrock heraus, setzte die Feldmütze auf, stieg zu Pferde und ritt „ungewaschen und ungefrühstückt“, wie er folgenden Tages an seine Frau schrieb, dem gefangenen Empereur entgegen [1]). Ungefähr halbwegs Sedan zu traf er den Wagen, in welchem Napoleon mit den Generalen Castelnau, Ney und Vaubert saß, während drei andere Offiziere hintendrein ritten. Der Kaiserschemen mochte hoffen, beim König von Preußen persönlich für die Armee noch etwas herauszuschlagen; aber daneben hatte er sich wohl auch darum so früh aus dem Höllenkessel von Sedan fortgemacht — ohne

1) Bismarckbriefe, 194. Dieses Schreiben Bismarcks aus Vendresse vom 3. September, sowie sein am 2. aus Doncherry an den König erstatteter Bericht (häufig gedruckt, auch bei Hirth und Gosen, II, 1815, und bei Fontane, I, 582), dann der schon angezogene Brief König Wilhelms an die Königin (Vendresse, 3. September), endlich Wimpffens und Kayßlers Mittheilungen sind die Grundlagen der nächstfolgenden Darstellung.

übrigens zu vergessen, sein sehr umständliches Gepäck mitherauszunehmen — weil ihm beim derzeitigen Sachbestande die deutsche Kriegsgefangenschaft immerhin mehr Sicherheit bot als die französische Schattenkaiserschaft. Als Bismarck den haltenden Wagen erreichte, stieg er ab, trat an den Schlag und grüßte den Gefangenen mit aller Höflichkeit — („Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen"). Napoleon erfuhr nun, daß der König nicht in Doncherh, sondern in Vendresse wäre. Bismarck bot ihm sein Quartier in dem Städtchen an, was angenommen wurde. Als aber der Wagen sich der Maasbrücke näherte, schien Napoleon die Einfahrt in den getümmelvollen Ort zu scheuen, ließ unter einem über der Straße auf einem Höhenhang stehenden Häuschen halten und fragte Bismarck, ob er nicht hier absteigen könnte. Der Kanzler schickte den ihm gefolgten Legationsrath Bismarck-Bohlen hinauf, welcher den Bescheid zurückbrachte, das einstöckige, gelbangestrichene Häuschen wäre zwar nicht mit Verwundeten belegt, aber sehr dürftig im Innern. „Thut nichts", sagte Napoleon, trat in das kleine Haus und stieg mit Bismarck die enge morsche Treppe hinauf. „In einer Kammer von 10 Fuß Gevierte — schreibt der Kanzler — mit einem fichtenen Tisch und zwei Binsenstühlen saßen wir 1 Stunde; die anderen waren unten. Ein gewaltiger Kontrast mit unserem letzten Beisammensein 1867 in den Tuilerien! Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mussten." Schon auf der Straße hatte Napoleon den Kanzler gefragt, welchen Aufenthaltsort der König ihm, dem Gefangenen, bestimmt hätte. Bismarck hatte hierüber keine Auskunft zu geben vermocht. Jetzt sprach der Kaiser von den besseren Kapitulationsbedingungen, welche der französischen Armee gewährt werden sollten. Allein der Kanzler schob dies Thema sachte beiseite, er-

klärend, das wäre eine rein militärische Frage und müßte demnach zwischen Moltke und Wimpffen erledigt werden. Seinerseits that Bismarck die Frage, ob der Kaiser zu Friedensunterhandlungen geneigt wäre. „Ich bin als Gefangener gar nicht in der Lage, solche Unterhandlungen anzuheben", antwortete Napoleon. Und wieder der Kanzler: „Aber wer vertritt dann Ihrer Ansicht zufolge gegenwärtig die Staatsgewalt Frankreichs?" Worauf Napoleon: „Die in Paris bestehende Regierung" — (welche noch etwa 48 Stunden lang bestand). Derweil hatte sich, durch Bismarck benachrichtigt, auch Moltke in dem Weberhäuschen eingefunden, vernahm die Wünsche des Gefangenen und ging wieder weg, um dieselben, — „aber ohne sie zu befürworten" — dem König zu überbringen, zu welchem er sich nach Vendresse begab. Das Ergebniß dieser Sendung war, daß der deutsche Bundesfeldherr erklärte, den gefangenen Kaiser erst dann sehen zu wollen, wann die Kapitulation fertiggemacht und unterzeichnet wäre. Des Aufenthalts in der engen dumpfen Stube überdrüssig, hatten sich inzwischen der Kanzler und Napoleon vor das Haus begeben und setzten, auf einer Bank vor der Hausthür sitzend, ihr Gespräch fort, welches zu Bismarcks geringem Behagen immer wieder darauf zurückkam, ob es nicht möglich, die französische Armee schonender zu behandeln, sie etwa über die Gränze Belgiens gehen und dort entwaffnen und interniren zu lassen. Die Franzosen, welche mit Napoleon gekommen, saßen derweil am Abhang des kleinen Hügels auf dem Boden. Der gefangene Kaiser sprach kein Wort mit ihnen, sondern trat, als der Kanzler aufgestanden, um Meldungen zu empfangen und Befehle zu geben, in das Kartoffelgärtchen nebenan und ging da hin und her, Rauchwolken aus seinem Glimmstengel blasend. Sein körperliches Leiden sah man übrigens dem kleinen Mann mit den „durchaus nicht französischen" Zügen, der gelblichen Gesichtsfarbe, dem blonden Schnurr- und Knebel-

bart nicht an, als er, ein Generalskäppi auf dem Kopf und einen rothgefütterten Uniformmantel umgeworfen, scheinbar gleichgiltig und nur mit seiner Cigarre beschäftigt auf und ab ging.

Mittlerweile war für die Unterkunft des Gefangenen in den nächsten Stunden Vorsorge getroffen und ein Trupp von preußischen Leibkürassiren herangeholt worden, ihm das Geleite zu geben. Zunächst hinüber zu dem Schlößchen Bellevue, welches nahe beim Dorfe Fresnois, links der von Donchery nach Sedan führenden Straße und unfern von da gelegen ist, wo diese Straße mit der von Fresnois nach Glaire führenden sich kreuzt. Hierher, nach Bellevue, begab sich auch der Kanzler und ebenso Moltke, welcher den um 8 Uhr morgens von Vendresse aufgebrochenen Bundesfeldherrn unterwegs getroffen, demselben den Kapitulationsentwurf vorgelegt und die königliche Zustimmung erlangt hatte. Auch der General Wimpffen, der um 10 Uhr von Sedan hergeritten kam, wurde nach dem Schlößchen gewiesen. Als er daselbst angekommen, sah er den Wagen des gefangenen Kaisers vor dem schmalen Mittelgebäude vorfahren, welches rechts und links durch gedeckte Glasgalerien mit den runden Eckthürmen verbunden ist, an welche sich die schmalen viereckigen Flügel anschließen. Der General begrüßte den aussteigenden Napoleon und fragte: „Sire, was haben Sie erreicht?“ — „Nichts. Ich habe den König noch gar nicht gesehen.“ — „Dann ist es die höchste Zeit, daß ich die Kapitulation zum Abschlusse bringe“. Damit trat er in das Zimmer, wo Bismarck und Moltke ihn erwarteten. Der Kapitulationsentwurf, wie ihn die Sieger aufgesetzt hatten, wurde vorgebracht und — zu Weiterungen war keine Zeit mehr — wie von Moltke so auch von Wimpffen unterzeichnet. Als es geschehen, ging der französische General wieder zu dem gefangenen Kaiser hinüber. „Sire, alles ist zu Ende.“ Weinend drückte ihm Napoleon die Hand.

Während nun Wimpffen nach Sedan zurückeilte, um die

durch die Kapitulation nöthig gewordenen Maßnahmen zu treffen, machten sich Bismarck und Moltke zum König auf. Sie trafen diesen um 12 Uhr auf der Anhöhe ob Doncherh, wo am Tage zuvor der Kronprinz seinen Stand gehabt. Dieser nämlich war, von Chémery gekommen, seinem Vater entgegengefahren und hatte ihn da, wo die Straße in das Maasthal niederzusteigen anhebt, aufmerksam gemacht, daß die Doncherh-Höhe den weitesten Umblick auf die Walstatt gewährte. Der König ließ sich hinangeleiten und hier oben wurde ihm die unterfertigte Kapitulationsurkunde überreicht [1]. Es war ein großer Augenblick. Der Bundesfeldherr stand mit seinem Sohn im Vordergrunde, eine große Zahl von Fürsten und Prinzen um ihn her, im Halbkreise Generale und Diplomaten, noch weiter zurück das Gefolge. „Herr Generalleutenant von Treskow, machen Sie den Vorleser!“ Treskow entfaltete die Urkunde und las:

„Protokoll. Zwischen den Unterzeichneten, dem Generalstabschef des Königs Wilhelm von Preußen, Oberfeldherrn der deutschen Heere, und dem General en Chef der französischen Armee, beide mit Vollmachten von Ihren Majestäten, dem König Wilhelm und dem Kaiser Napoleon versehen, ist nachstehende Uebereinkunft abgeschlossen worden. Art. 1. Die französische Armee, unter dem Oberbefehl des Generals von Wimpffen, gibt sich, da sie gegenwärtig von überlegenen Streitkräften bei Sedan eingeschlossen ist, kriegsgefangen. Art. 2. In Rücksicht auf die tapfere Vertheidigung dieser französischen Armee werden alle Generale, Offiziere und im Range von Offizieren stehenden Beamten hierv[illegible] ausgenommen, sobald dieselben ihr Ehrenwort schrif[illegible]eben, bis zur Beendigung des gegenwärtigen Krieges d[illegible]ffen nicht wieder zu ergreifen und in keiner Weise den Intere[illegible]n Deutsch-

1) Fontane, Aus den Tagen der Okkupation, II, 123.

lands zuwider zu handeln. Die Offiziere und Beamten, welche diese Bedingungen annehmen, behalten ihre Waffen und die ihnen persönlich gehörigen Sachen. Art. 3. Alle Waffen und alles Kriegsmaterial, bestehend in Fahnen, Adlern, Geschützen, Pferden, Kriegskassen, Militärfuhrwerken, Schießvorräthen u. s. w. werden in Sedan einer von dem französischen Obergeneral eingesetzten militärischen Kommission übergeben, welche sie unverweilt dem deutschen Kommissär überantworten wird. Art. 4. Die Festung Sedan wird so, wie sie ist, und spätestens am Abend vom 2. September zur Verfügung Sr. Majestät des Königs von Preußen gestellt. Art. 5. Die Offiziere, welche nicht die im Art. 2. erwähnte Verpflichtung eingegangen sind, sowie die Truppen werden entwaffnet und nach ihren Regimentern und Korps geordnet und also übergeben. Diese Maßregel soll am 2. September anfangen und am 3. beendigt sein. Es werden diese Abtheilungen auf die Bodenfläche geführt, welche bei Iges durch die Maas begränzt wird, um den deutschen Kommissarien durch die Offiziere übergeben zu werden, welche dann das Kommando an ihre Unteroffiziere abtreten. Art. 6. Die Militärärzte sollen ausnahmelos zur Pflege der Verwundeten zurückbleiben. Gegeben zu Fresnois am 2. September 1870. Von Moltke. De Wimpffen."

„Sie wissen nun, meine Herren," sprach der König nach beendigter Lesung, „welches große geschichtliche Ereigniß sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinten Heere, denen meinen Dank auszusprechen ich gerade bei dieser Veranlassung mich gedrungen fühle. Um so mehr, als diese Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des norddeutschen Bundes und meine übrigen Verbündeten, deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Moment zahlreich um mich versammelt sehe, mit uns vereinigt."

Bei diesen Schlußworten gab der Bundesfeldherr dem Prinzen Luitpold von Baiern und dem Prinzen Wilhelm von Wirtemberg die Hand[1]).

Hierauf setzte der Wagen- und Reiterzug sich in Bewegung nach Bellevue, welches Schlößchen, Eigenthum eines Fabrikanten Namens Amour und inmitten eines hochwipfeligen Parkes gelegen, zum Mittelpunkt der geschichtlichen Geschehnisse dieses 2. Septembertages von 1870 geworden. Ein Bataillon Baiern war als Ehrenwache aufgezogen. Der deutsche Bundesfeldherr langte etwas nach 1 Uhr daselbst an. Napoleon erwartete ihn am Hausthor und begrüßte seinen Besieger mit entblößtem Haupt. Die Unterredung zwischen beiden fand statt in dem Empfangszimmer links von der Glasgalerie zur Rechten des Mittelgebäudes, in welcher die Kapitulation abgeschlossen worden war. Der König schrieb darüber an die Königin: „Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegen kam. Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir waren beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor 3 Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen, kann ich nicht beschreiben.“ Am Schlusse des Gespräches bot König Wilhelm das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel dem gefangenen Kaiser zum Aufenthaltsorte an, was natürlich dankbar angenommen wurde. Napoleon bat nur, es möchte ihm, soweit er bei

---

1) Eine Art Ergänzung zu der kurzen Ansprache des Königs auf der Höhe von Doncherh war der Trinkspruch, welchen er am folgenden Tage zu Vendresse an der Mittagstafel ausbrachte: — „Wir müssen heute aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister Roon, haben unser Schwert geschärft, Sie, General Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat.“

seiner Abführung nach Deutschland durch französisches Gebiet käme, eine möglichst starke Bedeckung mitgegeben werden. Als er von dem weggehenden Bundesfeldherrn und dem Kronprinzen sich verabschiedete, that er es weinend. Der König seinerseits und sein Sohn hatten eine ernste, würdevolle Haltung, von Uebermuth wie von Empfindsamkeit gleich weit entfernt[1]). Der König, unermüdlich und rüstig wie immer, beritt dann 5 Stunden lang die Walstatt von Sedan, um die Truppen in ihren Beiwachten zu begrüßen[2]).

---

1) Hassel, 256. Das Generalstabswerk (I, 1292) sagt über die Zusammenkunft in Bellevue lakonisch: „Die Begegnung unter so außergewöhnlichen Umständen hatte das Herz des siegreichen Monarchen mit hohem Ernste erfüllt. In kurzem schonungsvoll geführtem Gespräche nahm er die Wünsche des Ueberwundenen entgegen und traf Bestimmungen für dessen nunmehrigen Aufenthalt." Das ist eigentlich alles, was man über die Unterredung König Wilhelms mit Napoleon dem Dritten zu Bellevue mit zweifelloser Bestimmtheit weiß. Die Beiden sprachen unter vier Augen und der Kronprinz stand außen an der Thüre des Zimmers. Weder vonseiten des Königs noch des Kaisers existirt ein authentischer Bericht; wenigstens ist bis zur Stunde, wo ich dieses schreibe, keiner bekannt geworden. Trotzdem brachten die „Times" aus der Feder ihres Kriegskorrespondenten Russel, welcher das kronprinzliche Hauptquartier begleitete, einen ziemlich ausführlichen Bericht über die Zusammenkunft von Bellevue und zwar mit wörtlicher Anführung der Aeußerungen, welche die beiden Sprechenden gethan haben sollen. Es hieß, der Kronprinz hätte die Einzelnheiten des Gespräches, wie er sie von seinem Vater erfahren, dem Timeskorrespondenten mitgetheilt. Möglich wäre das schon. Denn es ist bekanntlich eine preußische, namentlich auch von Bismarck mit Vorliebe geübte Gepflogenheit, die heimische Presse über die Achseln anzusehen oder auch geradezu feindselig zu behandeln, für die fremde dagegen, insbesondere die englische, weitgehende Rücksichten zu haben. Demzufolge wäre es allerdings möglich, daß Russel erfahren hätte, was keiner seiner deutschen Kollegen erfuhr.

2) Eine anschauliche und ergreifende Schilderung des Schlachtfeldes gab Felix Dahn, der es am 2. September beging, in der „Allgemeinen Zeitung".

Noch im Laufe des Tages legte die kriegsgefangene französische Armee die Waffen nieder unter zum Theil sehr tumultuarischen Auftritten. Das 1. baierische und das 9. Korps wurden unter dem Oberbefehl des Generals Von der Tann mit der Bewachung der 83,000 vorderhand nach der Maashalbinsel bei Iges gebrachten Franzosen beauftragt. Am 3. September rückten deutsche Truppen in Sedan ein, um dort Ordnung zu schaffen, was sehr nöthig war [1]).

An demselben Sonnabend ging bei strömendem Regen zur 9. Morgenstunde ein Zug von prächtigen Reitpferden, reich geschirrten Wagen und hochbepackten Fourgons durch Doncherh. In einem vierspännigen „Brougham“ saß dem General Castelnau zur Seite ein fahlgesichtiger, müder, abgespannter Mann, in einen Militärmantel gehüllt. Vorauf und hintendrein eine Schwadron schwarzer Husaren. Sie gaben dem gewesenen Kaiser bis zur Gränze Frankreichs das Geleit. Hinter sich ließ er Wunden und Tod, den Trümmersturz eines in sich zusammenbrechenden Reiches und eine Schmach, zu deren Ahnung eine französische Einbildungskraft niemals sich erschwungen hätte. Er aber fuhr bequemlich, ja

---

1) Das „Frankfurter Journal“ brachte von einem deutschen Kriegsbriefeschreiber, der mit in Sedan eingezogen, einen Bericht (wieder gedruckt bei Hirth und Gosen, II, 1862), in welchem unter anderem dieses gesagt ist: — „Das Bild, welches sich beim Eintritt in die Stadt meinen Augen bot, spottet jeder Beschreibung. Noch nie in meinem Leben habe ich eine Stadt so in Schlamm und Schmutz gesehen. Vor einem großen Hause stand ein ältlicher Herr. Ich bat ihn um Auskunft über den Weg nach dem Turenneplatz und kam dadurch mit ihm ins Gespräch. „„Gott sei ewig gelobt! rief der Mann aus, daß Ihre Truppen uns endlich von den Bestien erlös't haben, die uns seit 3 Tagen plünderten, alle Unzucht trieben, auf kein Kommando mehr hörten und denen das Wort Disciplin nur noch ein leerer Begriff war. Als ich die ersten deutschen Soldaten hier einrücken sah, da ward mir sofort klar, warum mit ihnen der Sieg gehe.““

mit fürstlichem Prunk über Belgien dem Prachtschloß bei Kassel zu, welches ihm die, wie das deutsche Volk sehr entschieden meinte, übelangebrachte Großmuth seines Besiegers zum „Gefängniß“ angewiesen hatte.

Auch die Donnerbotschaft von Sedan machte die Welt nicht zusammenstürzen [1]). Sie kann schon so einen Stoß noch aushalten. Aber ein Rauschen ging über die Erde, als würde im Schicksalsbuch der Menschheit ein Blatt umgewandt, und in den Lüften war ein Schallen, als riefe die Stimme einer Riesenposaune: „Die Welt gehört den Germanen!“

6.

Nach der Tragödie das Satyrspiel.

So will es die Kunstphilosophie der Weltgeschichte, welche bekanntlich zumeist eine „Aesthetik des Häßlichen“ ist.

---

1) Eigenthümlich war, daß Menschen und Völker von romanischer Rasse die Botschaft von Sedan gar nicht glauben wollten. Auch dann noch nicht, als sie bereits in allen ihren Einzelnheiten bestätigt vorlag. Eine solche vernichtende Niederlage der „grande nation“, ein solcher Ausgang des Kaiserreiches schien ihnen über das Bereich des Möglichen und Glaublichen weit hinauszuliegen. Ich will nur einen bezüglichen Zug beibringen. Am 4. September schrieb zu Veytaux am Genfersee Frau Quinet in ihr Tagebuch (Paris, journal du siége, 30): „Il faut le dire ici, même après la catastrophe suprême, la chute de l'empire ne semblait pas encore décidée. Les esprits, courbés depuis vingt ans, s'y étaient tellement accoutumés que la nouvelle de la capitulation de Sedan fut accueillie dans les montagnes suisses comme une fausse dépêche prussienne. Le facteur rural lui-même partit d'un grand éclat de rire et s'écria: „„Napoléon, prisonnier des Prussiens! Son épée rendue? Allons donc! La vraie vérité, c'est que le roi Guillaume est devenu fou.““

Das Satyrspiel, welches in seinen einzelnen Auftritten hier nicht nachgespielt zu werden braucht, war die pariser Revolution vom 4. September 1870, — eine Revolution des Ekels, eine mehr nur symbolische als thatsächliche Revolution. Denn sie brauchte ja nur den Fuß zu erheben, um mit einem Tritt der Verachtung das Kadaver des Kaiserreichs, welches die Deutschen bei Sedan erschlagen hatten, in die Kloaken von Paris hinabzustoßen.

Das Beste an dieser Umwälzung ist gewesen, daß sie kein Blut kostete, weil keine Hand zur Vertheidigung des Empire sich erhob. Das im December von 1851 hochroth frevelhaft begonnene Kaiserspiel ging im September von 1870 ganz farblos aus wie eine lumpige Puppenposse. Napoleon der Erste auf St. Helena war eine tragische Gestalt gewesen, Napoleon der Dritte auf der Wilhelmshöhe war nur eine von der Bühne weggepfiffene Komödiantenfigur. Was aber die „Kaiserin-Regentin“ anging, so ließ sie am 4. September die heroischen Gebärden und Redensarten, welche sie vor dem Spiegel eingeübt hatte, wohlweislich beiseite, machte sich — ob am Arme des Herrn von Lesseps oder des Herrn von Metternich oder sonst eines „Intimen“, gleichviel — beizeiten aus dem Staube und entkam glücklich nach England, wohin sie ja auch vorsorglich eine ausgiebige Anzahl von Ballen und Kisten und Kasten vorausgeschickt hatte.

Palikao und seine Ministergesellen logen unerschrocken weiter, als schon die Thatsachen gegen sie von allen Dächern schrieen. Noch am 3. September erklärte der Ministerpräsident im Gesetzgebenden Körper, nicht mehr zu wissen, als daß Bazaine auf Metz zurückgeworfen und die Armee Mac Mahons in zwei Theile zerrissen wäre, wovon der eine in Sedan, der andere in Mézières stünde. Und doch ist es erwiesen, daß der Regierung schon um 5 Uhr Nachmittags am 1. September die ungeheure Katastrophe wenigstens in ihren Um-

rissen bekannt gewesen ist. Denn zur angegebenen Stunde war an Palikao ein Telegramm gelangt, welches der General Vinoy um 4 Uhr zu Mézières aufgegeben hatte, dieses Inhalts: „Durch beträchtliche feindliche Streitkräfte ist die Verbindung zwischen hier und Sedan vollständig abgeschnitten. Der Oberst Tissier kommt vom Schlachtfeld und bringt böse Nachrichten. Mac Mahon ist verwundet. Scharen von Flüchtlingen kommen an. Ich fürchte für den Kaiser".

Am Abend vom 2. September ging in Paris schon ein Geraune von der schrecklichen Niederlage bei Sedan. Als Jules Favre um 11 Uhr nach Hause ging, theilte ihm auf der Straße ein „zuverlässiger Mann" mit, daß ein Telegramm eingelaufen wäre, welches diese Niederlage meldete. Der Kaiser sei mit der Armee in Sedan eingeschlossen und weitere Gegenwehr unmöglich. Favre begab sich am folgenden Tage frühmorgens ins Ministerium des Innern, um Erkundigungen einzuziehen. Der Minister Chevreau ließ sich nicht sehen und sein Kabinetsdirektor behauptete, nichts zu wissen. Allein Favre konnte aus der Haltung oder vielmehr Nichthaltung des ganzen Ministerialpersonals unschwer entnehmen, daß alles verloren [1]). In den Abendstunden dieses Samstags durchzitterte eine fieberhafte Gährung die Stadt. Alles hastete nach Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz. Man wußte, daß ein großes Unglück geschehen; aber wo? wann? wie? Die Regierung wollte nicht reden, weil sie nicht mehr lügen konnte. „Um 8 Uhr — erzählt Sarcey [2]) — ging ich zum Bureau des „Gaulois", nach Neuigkeiten zu fragen, falls zufällig welche angelangt wären. Ich bemerkte mit Ueberraschung, daß das Thor sorgfältig verschlossen war und man nur vorsichtig eingelassen wurde. Eingetreten, bemerkte ich Bestürzung auf allen Gesichtern. Man reichte mir ein Journal, das

1) Favre, Gouv. d. l. déf. nat. I, 54.

2) Siége de Paris, 24.

einer unserer Reporters, welcher so eben aus Brüssel eingetroffen, in der Tasche mitgebracht hatte. Darin las ich mit Schrecken und Verzweifelung die ganze Geschichte der Kapitulation von Sedan, welche schon 36 Stunden alt war und die in Paris noch niemand kannte."

Wenn dem wirklich so war, so währte es doch nicht lange. Denn noch an demselben Abend verbreitete sich die Unglücksbotschaft lauffeurig die Boulevards entlang und von da in alle Stadtviertel. Die aufgeregten Volksmassen gaben in ihrer Weise Antwort auf die furchtbare Kunde, indem sie riefen: „Fort mit dem Badinguet und mit der Badinguette! Vive la république!"

In der Nacht sandte die „Kaiserin-Regentin", welche das Aeußerste kommen sah, zuerst den Novellisten Mérimée, dann den östreichischen Botschafter Metternich zum Adolphe Thiers, um diesem die Regierungsgewalt anbieten zu lassen. Thiers — mochte er sich in dieser Stunde mit Bitterkeit erinnern, daß ihn der 2. December nach Mazas geschickt, oder mochte er die Lage für eine ganz hoffnungslose ansehen — erklärte mit Bestimmtheit, nach Sedan wollte er nichts mit der Regierung zu thun haben[1]). Nun wandte sich die angstvolle Frau noch an einen andern „Feind" um Beistand, an den General Trochu, welcher ihr aber um 4 Uhr in der Frühe vom 4. September mündlich zu verstehen gab, daß es nach Sedan für die Dynastie keine Rettung mehr gäbe[2]).

Es gab keine mehr.

Sonntags den 4. September wurde die Beseitigung der Ueberreste des Kaiserthums von den Parisern wie ein Sonntagsvergnügen angefasst und durchgeführt und zwar bei schönem warmem Herbstsonnewetter[3]). Die Scenen im Sitzungssal

1) Aussage von Thiers. Enquête parlementaire, I, 14.

2) Trochu, Une page d'histoire contemporaine, 49.

3) S. die Schilderung des Augenzeugen G. Schneider, Pariser

des Gesetzgebenden Körpers und nachmals im Stadthause hatten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit denen, welche an diesen beiden Orten am 24. Februar von 1848 gespielt hatten. Nur ging heute alles weniger gewaltsam, anständiger und, so zu sagen, heiterer zu und her als dazumal. Das Ende vom Liede oder Geschrei war dasselbe: Wegwischung der Trümmer eines zerbrochenen Thrones und Einsetzung einer neuen Regierung nach dem souveränen Willen der Pariser, wie derselbe zur Stunde war. Die neuen Gewalthaber hatten an ihrer Erhebung so energisch mitgearbeitet, daß jeder von ihnen ein „self-made man", ein selbstgemachter Regierungsmann heißen konnte. Freilich durften sie den Drang und Zwang der Stunde für sich anführen. Das Empire war zusammengefallen wie ein Kartenhaus, es mußte doch etwas an seine Stelle gesetzt werden. Daß aber die republikanische Partei, welche sich da hinsetzte, die republikanische Stimmung oder Gesinnung der Mehrzahl der Franzosen keineswegs als sicher voraussetzte, bewies sie dadurch, daß sie sich klüglich und bescheidentlich nicht „Gouvernement de la république" nannte, sondern nur „Gouvernement de la défense nationale".

Diese „Regierung der nationalen Gegenwehr", welche, auch ganz abgesehen von dem höchst kräftigen und rühmlichen Nationalsinne der Franzosen, schon darum Anerkennung und Gehorsam fand, weil die Menge allzeit und überall denen zufällt, welche augenblicklich die größte Kraft entwickeln, sie bestand aus den Bürgern Arago, Crémieux, Favre, Ferry, Gambetta, Garnier-Pagès, Glais-Bizoin, Pelletan, Picard, Simon und Trochu, welcher sich im Handumdrehen aus einem orleanistischen General zu einem republikanischen Regierungspräsidenten machen ließ und als solcher gerade da und so zu

---

Briefe, II, 633—59. Eine lesenswerthe Beschreibung der Ereignisse vom 4. September enthält auch die Depesche des amerikanischen Gesandten Washburne vom 5. September. **Franco-German war, 60—64.**

deklamiren und zu proklamiren fortfuhr, wo er als kaum gebackener kaiserlicher Gouverneur von Paris aufgehört hatte [1]). Mit sehr süßsaueren Mienen ließen sich Trochu und die „honetten" Republikaner der neuen Regierung durch den hauptstädtischen Pöbel den aus dem Gefängniß geholten Grafen und Pamphletisten Rochefort von der „Laterne" als Amtsgenossen aufhalsen. Mit Heranziehung von nicht in der obersten Regierungsbehörde sitzenden Parteigenossen wurden die Ministerrollen also genommen und gegeben: Gambetta nahm das Innere, Favre das Aeußere, Crémieux die Justiz, Picard die Finanzen, Simon den öffentlichen Unterricht; den Krieg gab man dem General Le Flô, die Marine dem Admiral Fourichon, die öffentlichen Bauten Dorian, den Ackerbau und den Handel Magnin.

Die Franzosen hatten nacheinander von Napoleon dem Dritten, von Bazaine, von Mac Mahon Wunder und Zeichen erwartet: jetzt erwarteten sie solche von der Republik. Jetzt sollten die Prussiens nur kommen! Oder vielmehr, die Prussiens würden gar nicht mehr wagen, zu kommen, jetzt, „wo wir s i e (die Republik) haben" [2]) — hörte Sarcey am Sonntagsabend auf einer der von frohem Menschengewoge bedeckten hauptstädtischen Straßen einen Arbeiter zu seinen Kameraden sagen. Was immer das Kaiserreich verbrochen und verschuldet, die Republik sollte und würde alles, alles, alles gutmachen und sühnen. „Denn der Mensch hofft immer Verbesserung".

So fiel das zweite napoleonische Kaiserthum, welchem noch 4 Monate zuvor mehr als 7 Millionen Franzosen feier-

1) Die freilich nur kurzdärmige Glanzperiode der Popularität Trochu's begann jetzt, aber schon hatte den schwatzschweifigen General ein scharfverständiger Beobachter stigmatisirt mit der Bezeichnung „Un Ollivier militaire".

2) „Ils n'oseront plus venir, maintenant que nous l'avons!" Sarcey, 29.

lich zugestimmt hatten. Wie alles Menschliche ist auch Volksgunst „ein Wandelschatten nur".

Napoleon der Dritte überlebte um 28 Monate und etliche Tage sein und seiner Spießgesellen Decembernachtwerk. Im März 1871 von der Wilhelmshöhe entlassen, ist er zu Chislehurst im Januar 1873 gestorben.

Aber nicht immer stirbt mit der Schlange auch ihr Gift. Wenn jemals die Wahrheit des Dichterwortes vom fortzeugenden Fluch der bösen That furchtbar sich geoffenbart hat, so that sie es in den Folgen des zweiten Kaiserreichs. Denn die von demselben gestreute Giftpflanzensaat ist geil ins Kraut geschossen und die daraus bereiteten Opiate haben ihre verheerende Wirkung gethan. Daher die Schlaffheit, Grundsatzlosigkeit, Verwaschenheit und moralische Feigheit unserer Zeit, daher ihr Hang, das Schändliche zu beschönigen und das Frevelhafte zu entschuldigen. Daher die erzstirnige Schamlosigkeit, von dem ewigen Sittengesetz, das uns eingeboren ist, als von etwas „Abstraktem" zu reden, welches im Menschen- und Völkerleben eigentlich von gar keinem Belang sei und jedenfalls das Urtheil über geschichtliche Vorgänge nicht beeinflussen dürfe. So ist unter den Menschen Treu' und Glauben mehr und mehr geschwunden, die Selbstbescheidung der Verdünkelung, das Ehr- und Pflichtbewußtsein dem Rafftrieb und der Genußwuth gewichen. In diesem wüsten Wirrsal von Niederträchtigkeit und Ueberhebung, von Aberglauben und Unglauben, von Rapsung und Vergeudung, in dieser dumpfen Stickluft einer götterlosen Zeit müßten die Menschen zuletzt das Gefühl für recht und unrecht nicht nur ganz verlieren, sondern auch dieses Verlustes als eines Vorzugs sich rühmen — eine Erscheinung, die von jeher Gesellschaften eigen, welche dem Untergange zutrieben — wenn nicht dann und wann so ein Sturm „mit heiligen Wetterschlägen" daherführe, wie der deutsche Kriegssturm von 1870—71 einer gewesen ist.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Zweites Buch.



